Ulrich Middeldorf

Lebenserinnerungen

von

Wilhelm Lübke.

Mit einem Bildniß.

Berlin.
F. Fontane
1891.

Lebenserinnerungen.

Ulrich Middeldorf

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/lebenserinnerung00lubk

W Lübke.

Lebenserinnerungen

von

Wilhelm Lübke.

Mit einem Bildniß.

Berlin.
F. Fontane.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Vorwort.

Wenn das Alter naht, und der Wanderer merkt, daß es nicht mehr aufwärts, sondern bald rapide bergab geht, dann wagt das Auge nicht mehr nach Zukunftsgefilden auszuschauen, wendet sich dagegen gern rückwärts, wo sich bisweilen Perspectiven der Vergangenheit in freundlichem Sonnenlicht ausbreiten. Je mehr aber die Seele sich in die verflossenen Zeiten vertieft, desto klarer treten diese vor uns hin, und desto unwiderstehlicher wird der Drang, aus den wechselnden Bildern dasjenige herauszuheben, was vielleicht des Aufbewahrens werth ist, was auch Fernstehenden als etwas allgemein Menschliches und doch wieder Besonderes ein Interesse gewähren könnte. So habe ich mich denn entschlossen, aus meinen Lehr- und Wanderjahren Einiges mitzutheilen, was vielleicht Manchem unter den Vielen, welche mich seit einem Vierteljahrhundert zum Führer in die Kunstgeschichte erwählt haben,

von Werth erscheinen könnte. Das Werden des Menschen ist ja stets ein interessanter Proceß, sicher so fesselnd wie das Keimen, Wachsen und Blühen der Flora im Frühling; so mag es vielleicht auch nicht werthlos sein, wenn ich erzähle, wie ich zu einer Zeit, als das Wort „Kunstgeschichte“ noch kaum erklungen war, zum Kunhistoriker ward.

Wenn ich meiner Erzählung einen Abschnitt aus der Selbstbiographie meines Vaters vorausschicke, die dieser im hohen Alter auf meinen Wunsch niederschrieb, aber leider nicht vollendete, so glaube ich nicht blos den Boden deutlicher zu zeichnen, aus dem ich hervorwuchs, sondern auch für den tüchtigen, aus den schwierigsten Verhältnissen durch eigene Kraft sich herausarbeitenden, nach einem hohen Ideale mit nie ermattender Begeisterung ringenden Mann ein warmes Interesse voraussetzen zu dürfen. Außerdem aber gewährt seine schlichte, anspruchslose Erzählung einen merkwürdigen Beitrag zur Culturgeschichte der ersten beiden Decennien unseres Jahrhunderts, besonders zur Würdigung der damaligen Verhältnisse der Volksschule und ihrer Lehrer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
I. Aus dem Leben eines Volksschullehrers	1
II. Aus den Lehr- und Wanderjahren eines Kunsthistorikers	47
1. Dortmund	47
2. Bonn	88
3. Berlin	133
4. An der Bau-Akademie	213
5. In Italien	236
6. Wieder in Berlin	322
7. Zürich	348

I.

Aus dem Leben eines Volksschullehrers.

Am 3. Januar 1798 wurde ich, Peter Lübke, in Balve, einem Städtchen des ehemaligen Herzogthums Westphalen, geboren und am 6. ejusd. in der dortigen Pfarrkirche getauft. Meine Eltern waren Franz Wilhelm Lübke und Anna Gertrud Kremer aus Grevenstein. Mein Vater war seines Geschäfts ein Strumpfwirker, wobei er Wollspinnerei und Färberei betrieb. Er war ein ganz schlichter, aber sehr fleißiger und thätiger Mann, der vom frühesten Morgen bis zum späten Abend arbeitete. Sein Geschäft verstand er gründlich und seine Kunden bediente er mit der größten Gewissenhaftigkeit und Billigkeit; übrigens war er ohne Schulbildung. Etwas Schreiben konnte er, aber vom Zifferrechnen verstand er nichts. Vo. Buchführung war daher keine Rede, obgleich er sehr viele Kunden bediente. Sein vorzügliches Gedächtniß ersetzte die schriftlichen Notizen. Bei größeren Schulkenntnissen hätte er das Geschäft sehr ausdehnen und einen

bedeutenden Gewinn erzielen können. Aber zum Reichwerden hatte er keine Anlage. Meine Mutter war hingegen eine sehr kluge, verständige, religiöse und tugendhafte Frau. Dabei war sie überaus häuslich, arbeitsam, fleißig, ohne Knauserei und Geiz, ja sie war überaus mildthätig, theilnehmend, hülfreich. In der ganzen Nachbarschaft holte man bei ihr Rath, Trost und Hülfe. Da wir zwei Gärten und einige Morgen Ackerland bewirthschafteten, so hielten wir eine Kuh und mästeten jährlich zwei Schweine. Allein die Mutter besorgte die ganze Haushaltung und die Gärten ohne Magd. Des Nachts flickte sie die Kleider für die Kinder, von vier Knaben, von denen ich der älteste war. Und trotz ihrer vielen Arbeit brachte sie uns Kinder, als wir noch klein waren, selbst zu Bette und ließ uns knieend das Abendgebet verrichten, das ich noch auswendig weiß. Dabei ging sie jeden Morgen zur heiligen Messe und nahm uns Kinder, ehe wir in die Schule gingen, mit. „Wir wollen uns in der Kirche den Segen Gottes holen," pflegte sie dann zu sagen, „denn an Gottes Segen ist alles gelegen." In unserem Hause herrschte die größte Liebe und Eintracht zwischen Vater, Mutter und Kindern. Ich habe nie gehört, daß zwischen den Eltern ein unfreundliches Wort vorgefallen wäre. Der Vater bekümmerte sich nur um sein Geschäft, und nicht um die Erziehung der Kinder; diesen widmete sich aber die Mutter mit der größten Sorgfalt, und darin hatte sie eine besondere Gabe. Ein ernster Blick von der Mutter rührte mich mehr, als

ein Tadel vom Vater. Ich erinnere mich nie, eine körperliche Züchtigung erhalten zu haben.

Als ich $5^1/_4$ Jahr alt war, wurde ich in die dortige Elementarschule gebracht, worin ich lesen, schreiben, biblische Geschichte und den Katechismus lernte. Andere Gegenstände kamen nicht vor, weder Rechnen noch deutsche Sprache, noch weniger andere Realien. Der Lehrer, Schelte mit Namen, war dem Trunke ergeben. Am Nachmittage schlief er regelmäßig in seinem Lehnstuhle, während der ganzen Schulzeit. Da nun jeder Schüler einzeln an den Katheder treten und seine Lection aufsagen mußte, so beeilte sich Jeder, dieses während seines Schlafes zu thun; alle Schüler aber waren mausestill, um den Lehrer nicht zu wecken; denn wenn er aufwachte, war er mißgestimmt und es gab Ruthenhiebe, zu welchem Zwecke er mehrere Birkenreiser zusammengebunden hatte. Daß man in einer solcher Schule nicht viel lernte, liegt klar auf der Hand. Als ich $10^1/_4$ Jahre alt war, kam ich zur ersten heiligen Communion und wurde dadurch der Schule entlassen, weil der damalige Pfarrer Brunswicker sagte, ich könnte in der Schule nichts mehr lernen. Das mochte sein; aber meine damaligen Schulkenntnisse erreichten, im Vergleich zur jetzigen Schulbildung, nicht die eines 8—9jährigen Schülers; ja im Rechnen sind diese viel weiter, weil bei uns kein Rechnen vorkam.

Als ich nun der Schule entlassen war, sollte ich meines Vaters Geschäft erlernen, wozu ich gar keine Lust hatte.

1*

An nichts hatte ich mehr Freude, als am Lernen; aber meinem Vater waren die Gelehrten zuwider, und ich mußte mich fügen. Ich bat ihn, mich zu einem Vicar Schmale zu schicken, der Knaben im Lateinischen, Französischen und Rechnen unterrichtete und die Schüler bis zur Secunda eines Gymnasiums brachte; aber auf vieles Bitten meiner Mutter gab der Vater nur zu, daß ich einige Rechenstunden nahm und die vier Species in reinen Zahlen rechnen lernte. Die übrige Zeit des Tages mußte ich Wollgarn spinnen und mir, als ich etwas mehr herangewachsen war, die Wolle dazu selbst zubereiten. Dabei mußte ich mit einem Esel, den wir hielten, das nöthige Brennholz aus dem Walde holen und das Futter für die Kuh und die Schweine aus den Gärten und dem Felde herbeischaffen. Auch mußte ich im Frühjahr Feldarbeit verrichten und im Herbste einernten, Kartoffeln ausgraben und nach Hause fahren und im Winter dreschen helfen. Als Eseltreiber kam ich mit Jünglingen in Berührung, die dasselbe Geschäft trieben. Diese verleiteten mich zum Tabakrauchen, welches ich dann heimlich trieb. Als dieses meine Mutter erfuhr, war sie ganz untröstlich, besonders darüber, daß ich das Rauchen heimlich und hinter ihrem Rücken getrieben hatte. Dieses ging mir an's Herz und ich versprach ihr, nie wieder zu rauchen. Dieses Versprechen habe ich treulich gehalten. Wenn ich in späteren Jahren zum Rauchen animirt wurde, so war ich dessen eingedenk und überwand dadurch jede Versuchung. Als mein Bruder, der $1^1/_2$

Jahr jünger war, als ich, herangewachsen war, mußte er dasselbe thun und ebenfalls das Geschäft erlernen, wozu dieser aber Lust hatte. Ich bat nun meinen Vater, zu bestimmen, wie viel Garn ich jeden Tag liefern müßte; dann wollte ich das fertig schaffen, die übrige Zeit aber dann für mich studiren. Da setzte er mir dann, ein Pfund Garn zu liefern und die Wolle dazu selbst zuzubereiten. So viel brauchte ein Gesell nur zu liefern. Nun stand ich des Morgens um 5 Uhr auf und arbeitete in einem Zug fort, bis ich mein Quantum hatte, das ich oft schon um 2 Uhr Nachmittags abliefern konnte. Dann setzte ich mich hin, schrieb, zeichnete, rechnete, copirte Bilder und dergleichen. Das konnte nun mein Vater gar nicht leiden. Er sagte dann oft, wenn ich nicht mehr Lust zum Handwerk bekäme, müßte ich noch betteln gehen. Ich erwiderte auf diese Bemerkung nichts, fühlte aber in mir, daß ich zum Betteln keine Anlage hatte und hielt die Prophezeihung meines Vaters für nicht zutreffend. Er konnte es aber nicht leiden, daß ich meine Feierstunden zu meiner eigenen Ausbildung benutzte, und steigerte daher das Quantum, das ich liefern mußte. Allein auch dieses lieferte ich ohne Widerrede und benutzte dann die übrige Zeit zu meiner Ausbildung. Ich lieh mir Rechenbücher, Lehrbücher über deutsche Sprache, deren es damals noch wenige gab, und Zeichnungen, die ich copirte. Der Pastor lieh mir die Jugendschriften von Christoph Schmid und Campe, die mir sehr viel Belehrung verschafften. Die guten Lehren

und Wahrheiten, die diese Werke enthalten, haben mir später als Lehrer noch große Dienste geleistet.

Alle Zeit, die ich von der Arbeit erübrigen konnte, verwandte ich auf mein Privatstudium. Keine Stunde, ja keine Minute durfte mir verloren gehen. Sogar während des Mittagsessens hatte ich ein Buch in der Hand, aß schnell meine Portion, damit ich Zeit gewann, etwas zu lernen. Ich hielt das Buch dann unter dem Tische, damit mein Vater es nicht sehen konnte. Sah er es dennoch, so wurde er unwillig; meine Mutter aber suchte ihn zu begütigen. Der ganze Sonntag vom Morgen früh bis zum Abend spät wurde darauf verwendet, mit Ausnahme der Zeit, in der ich die Kirche besuchen mußte, nämlich die Zeit des Hochamtes und des Nachmittagsgottesdienstes. Durch dieses Privatstudium brachte ich es so weit, daß ich meine Gedanken ziemlich sprachrichtig ausdrücken und schriftlich darstellen konnte. Auch hatte ich das Rechenbuch von Schlieper und Schürmann, die für Autodidacten gar nicht geschrieben sind, ganz durchgerechnet.

Die Extraction der Quadratwurzel machte mir die meiste Mühe, weil dazu nur die einfache Formel ohne Erklärung gegeben war.

Nachdem ich vierzehn Tage alle Versuche und Experimente vergebens angestellt hatte, fiel mir ein altes Rechenbuch aus dem vorigen Jahrhundert in die Hände, worin eine Aufgabe über die Extraction der Quadratwurzel vollständig erklärt war. Dadurch lernte ich diese Rechnungs-

art. Aus Raff's Naturgeschichte lernte ich etwas Naturbeschreibung. An geographischen Lehrmitteln fehlte es mir ganz und gar. Wie erstaunte ich, als mir später ein Atlas zu Gesichte kam. Das Lernen wurde mir im Ganzen sehr leicht. Ich hatte ein vorzügliches Gedächtniß, sodaß ich das, was ich einmal gelesen oder gehört hatte, wieder erzählen konnte. Eine Predigt konnte ich vom Anfang bis zum Ende vollständig aufschreiben, was ich hauptsächlich meiner Mutter zu verdanken hatte, indem ich dieser jeden Sonntag, als ich noch nicht schreiben konnte, etwas aufsagen mußte. Ehe ich dieses gethan, bekam ich am Mittage nichts zu essen. Allein diese Uebung brachte mich so weit, daß ich später die ganze Predigt aufschreiben konnte. Hier habe ich wieder den alten Grundsatz der Pädagogen bewährt gefunden, daß man das Gedächtniß in der frühesten Jugend üben müsse. Ebenso ist es auch mit der Einbildungskraft. Bilder, die ich in meiner frühesten Jugend gesehen, stehen mir noch vor Augen. Daher soll man den Kindern recht früh aber nur gute und keine schlechten Bilder vorführen.

Dem Pfarrer habe ich oft am Montage die Predigt schriftlich gebracht, die er am Sonntage gehalten hatte. Als daher im Jahre 1813 in Grevenstein eine Somnambule, ein Mädchen von elf Jahren, auftrat, die in ihrem somnambulen Zustande predigte und immer Strafpredigten hielt, schickte mich der Pastor dahin, um die Predigten aufzuschreiben.

Besondere Freude hatte ich an der Musik, aber gar keine Gelegenheit, irgend ein Instrument zu erlernen; denn in dem ganzen Orte war nur der Küster etwas musikalisch, so viel, daß er in der Kirche die Orgel spielte. Ich kaufte mir nun einmal auf der Kirmeß eine kleine Pickelflöte und versuchte es, auf dieser Melodieen zu spielen. Allein trotz aller Versuche konnte ich dennoch Melodien, die einen Umfang über fünf bis sechs Töne hatten, nicht herausbringen. Das hatte der Justizamtmann Hörster, der neben unserem Hause wohnte, gehört. Er ließ mich eines Tages rufen und sagte mir, daß er mich auf der Flöte unterrichten wollte. Wer war glücklicher als ich! Fast jeden Abend ging ich zu diesem gütigen Herrn und übte mich auf der Flöte, wozu er mir eine gründliche Anweisung gab. Dazu schenkte er mir eine D-Flöte mit drei Klappen. Er legte bei mir den ersten Grund zur Notenkenntniß. Es währte nicht lange, so konnte ich mit ihm schon leichte Duette blasen. Da er beim Pfarrer einige Zeichnungen von mir, die ich copirt, gesehen hatte, lieh er mir mehrere Kupferstiche, Porträts von Königen und Fürsten, Dichtern und Künstlern, die ich mit Tinte in Kupferstichmanier abzeichnete. Später bekam ich von einem Nachbar, einem Juden, der sich für mich interessirte, ein Stückchen Tusche geschenkt. Nun ging es noch besser. Nun zeichnete ich die Brustbilder von Schiller, Goethe, Mozart in Punktirmanier. Der obengenannte Jude, Abraham Zimmermann mit Namen, nahm diese ohne mein Vorwissen mit nach Düsseldorf, weil

er glaubte, ich hätte Anlage zur Kupferstecherkunst und brachte die Nachricht mit, daß man mich, da ich ohne Mittel war, unentgeltlich ausbilden wollte. Da in solchen kleinen Städten die Eltern, wenn sie über das Loos ihrer Kinder bestimmen wollen, immer erst den Pfarrer um Rath fragen, so trug auch meine Mutter, die so gern gesehen, daß ich meinem Triebe nach Ausbildung hätte folgen können, dem Pfarrer diesen Plan vor. Aber dieser war schnurstracks dagegen. Er sagte: Wenn Ihr Sohn Maler werden soll, dann kommt er in die weite Welt und da kann er leicht verdorben werden. Laßt ihn seines Vaters Handwerk lernen, dann hat er auch sein Brot. Das war meinem Vater aus dem Herzeu gesprochen. Ich wurde nun um so mehr zum Geschäft angetrieben. Da wir auch Strümpfe webten, so wurde ich nun auch dazu angehalten, und brachte es bald dahin, daß ich täglich 3 Paar Frauenstrümpfe oder 2 Paar Mannesstrümpfe weben konnte. Auch die Wollfärberei mußte ich erlernen, welches Geschäft mir aber, weil Urin dazu verwendet wurde, ganz zuwider war. Dafür aber brauchte ich den Esel nicht mehr zu treiben; das mußten meine jüngeren Brüder thun, deren ich noch drei hatte, von denen noch zwei leben, die das Geschäft des Vaters treiben und jetzt angesehene Bürger sind.

Trotz aller dieser Mühsale ging die Lust zum Lernen mir nicht verloren. Willig und ohne Murren verrichtete ich die Arbeiten, die mir der Vater aufgab, obgleich ich

ihm oft erklärte, daß, sobald meine Brüder ihn unterstützen könnten, ich mich weiter ausbilden würde. Ein Ereigniß verhalf mir endlich zur Ausführung dieses Entschlusses. Im Jahre 1819 wurde ich militärpflichtig und da zu meiner Befreiung vom Militärdienste keine Gründe vorlagen, so blieb mir nichts Anderes übrig, als den bunten Rock anzuziehen, wogegen ich den größten Widerwillen hatte, weil mir dann keine Hoffnung blieb, meinen Zweck erreichen zu können. Meine Mutter war darüber ganz untröstlich. Sie berieth sich daher mit dem Pfarrer und dieser sagte, wenn ich mich dem Lehrfache widmen wollte, dann wäre es möglich, mich vom Militärdienste zu befreien; denn damals fehlte es an Elementarlehrern sehr, und der Regierungs- und Schulrath Sauer in Arnsberg eröffnete jedes Jahr im Monat Juli und August einen methodologischen Cursus von acht Wochen, um junge Leute zum Lehrfache vorzubereiten. Die Zöglinge mußten dann zwei oder drei Jahre diesen Cursus besuchen und den übrigen Theil des Jahres als Gehülfen unter einem Lehrer arbeiten, um sich im Schulhalten praktisch zu üben. Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit. Der Pfarrer gab mir ein Schreiben an den Regierungsrath mit und ich stellte mich zur Prüfung. Da kamen mir nun meine Privatstudien zu Statten. Ich bestand in der Prüfung und wurde in den Cursus von 1819, der im Juli und August abgehalten wurde, aufgenommen. Die Unterrichtsgegenstände waren: Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, etwas Geo-

graphie und Religionslehre, dann Methodik und Pädagogik. Durch Fleiß und Aufmerksamkeit suchte ich mir die Gunst meines Lehrers zu verdienen, was mir auch vollkommen gelang. Ich arbeitete meine Aufsätze, die alle pädagogischen oder methodischen Inhalts waren, mit Sorgfalt aus, und wenn ich beim Durchlesen des Aufsatzes nur ein Wort ausstreichen mußte, so schrieb ich den ganzen Aufsatz lieber noch einmal ab, als daß ich ihn verbessert abgegeben hätte. Nach beendigtem Cursus bekam ich das Zeugniß, daß ich einer Elementarschule selbständig vorstehen könne. Im Herbst desselben Jahres mußte ich unter die Musterung nach Iserlohn und wurde dort, weil ich noch keine Schule hatte, festgezogen und zur Garde nach Berlin geschrieben. Ich eilte nun nach Arnsberg, um meinem Gönner, dem Regierungs- und Consistorialrath Sauer, dies mitzutheilen. Dieser sagte mir die tröstlichen Worte: ‚Ich will dafür sorgen, daß Sie eine Schule bekommen und dann will ich mit dem General von Briesen sprechen, daß Sie unter der Departementscommission in Hagen frei werden.‘ Dies geschah und ich wurde frei.

Ich fühlte mich über die Maßen glücklich und eilte nun gleich nach Arnsberg, um meinem Erretter auf's Innigste zu danken. Kurz darauf bekam ich von diesem ein Schreiben, daß ich eine Lehrerstelle in Canstein, Kreises Brilon, zwei Stunden von Marsberg und eben soweit von Arolsen, der Hauptstadt von Waldeck, annehmen möchte. Die Stelle sollte 129 Thl. gemein Geld

und das Schulgeld von 40 Kindern à 1 Gulden einbringen. Das war für die dortige Gegend ein großes Gehalt. Die 129 Thl. bekam ich aus der gräflich v. Spiegel'schen Rentenkasse; es war das Gehalt für einen Burgcaplan, der aber nicht da war. Am 4. December 1819 reiste ich von meiner Heimat Balve ab, ging zu Fuß bis Arnsberg und von da mit der Post in der Nacht vom 4. bis zum 5. December bei strenger Kälte und tiefem Schnee, bis Bredelar; von da ging's dann wieder drei Stunden zu Fuß bis Canstein. Dieses war ein Dorf von wenigen Lehmhütten und fünf Bauernhäusern, deren Wände ebenfalls nur aus Lehm bestanden, mit dem Stammschlosse der Grafen von Spiegel zum Desenberg-Canstein. Das Schloß liegt auf einem Berge, an dessen Fuße eine große ausgedehnte Meierei lag, die 36 Pferde und 72 Kühe hielt und von einem Gutspächter, Amtmann Buttemeister, bewirthschaftet wurde. Auf dem Schlosse wohnten der Amtmann Philippi, als Geschäftsführer des Grafen, ein Rentmeister, ein Secretär und einige Domestiken. Das Dorf liegt in einem Thale an der Chaussee von Köln nach Kassel. Dreimal in der Woche fuhr ein Postwagen diese Straße, und das Fuhrwerk nach Berlin passirte ebenfalls dieselbe, da sie damals die einzige war zwischen Köln und Berlin. Das Schulhaus war ein einstöckiges Gebäude von Fachwänden. Die beiden Schulzimmer waren, das eine mit Quadern, das andere mit einem Gipsgußboden belegt. Das mit Steinen ge-

pflasterte eigentliche Schulzimmer lag nach Norden und war sehr kalt. Am 6. December wurde ich vom Pfarrer Kiffe in Heddinghausen in mein Amt eingeführt.

Wenn ich nicht eine so große Lust zum Lehrfache gehabt hätte, so hätte mir am ersten Tage beim Anblicke meiner Schüler der Muth sinken müssen; denn ein großer Theil derselben, besonders die Knaben, kamen im kalten Winter barfuß zur Schule, in grobe, schmutzige Leinewand gehüllt, die ehemals grau gewesen war. Die leinene Jacke ging bei den Knaben bis an den Bauch, und zwischen Hose und Jacke blieb eine Handbreit Raum, wo sich das Hemd oder der bloße Leib präsentirte. Bei den Mädchen reichten die leinenen Röcke bis ans Knie, und die Füße waren nackt, aber mit einer Kruste von Schmutz bekleidet. Ich glaubte, unter die Hottentotten gerathen zu sein. Ueberdies hatten die Kinder in $1^1/_2$ Jahren keinen Lehrer gehabt und waren ganz verwildert. Bald gewahrte ich aber, daß es gutmüthige und folgsame Wilde waren, die sich culturfähig und empfänglich für den Unterricht zeigten. Mit großer Freude ging ich ans Werk, sie zu bilden und zu erziehen. Zuerst arbeitete ich darauf hin, daß sie mit Schuhen und Strümpfen zur Schule kamen. Das kostete viele Mühe, denn die Meisten waren zu arm, um Schuhe kaufen zu können. Diese erschienen daher in Holzschuhen. Am dritten Tage meines Dortseins, am 8. December, am Tage Mariä Empfängniß, bekam ich zuerst ein Bild von der Lebensweise dieser

Menschen. In der ersten Zeit logirte ich in dem der Schule nahen Wirthshause, dem einzigen des Orts, dessen Besitzer der gräfliche Förster war; erst nachdem ich mir ein Bett angeschafft hatte, wohnte ich im Schulhause, speiste aber im Wirthshause.

Am Abende des genannten Tages fand ich in der großen Wirthsstube fast meine ganze Schulgemeinde. Die Männer spielten Karten und tranken Branntwein, die Mütter mit ihren Kindern auf dem Schoße sahen zu und tranken mit. Die meisten meiner Schüler waren auch gegenwärtig, sahen dem Kartenspiel mit Andacht zu und tranken ab und zu aus dem Glase des Vaters. Gegen 8 Uhr erinnerten die Mütter dann die Männer aufzuhören und nach Hause zu gehen. „Johannes et is Tied, latt us gohen!" Aber Johannes erwiderte: „Drink no emol Lisbeth!" Die Frau trank dann und wurde auf kurze Zeit wieder beruhigt. Meine erste Sorge war nun, die Kinder aus dem Wirthshause zu halten und dann auch auf die Mütter in dieser Beziehung zu wirken. Mit meinen Schülern war ich bald fertig, aber den Müttern konnte ich nicht beikommen.

Ich machte daher durch meine Schüler bekannt, daß ich an den Sonn- und Feiertagen von 3—5 Uhr in der Schule für Frauen und Jungfrauen Vorträge halten würde. Am nächsten Sonntage war die Schule ganz voll. Ich schilderte nun das Leben von tugendhaften Frauen und Jungfrauen, gab praktische Winke für

Kindererziehung, machte sie aufmerksam auf gute Sitten und schlechtes Betragen, schilderte den Segen der ersteren und die schlimmen Folgen des letzteren und munterte sie dann auf, das Gute zu wählen und das Böse zu verabscheuen. Am Schlusse wurde dann ein Choral, auch wohl ein anderes Lied eingeübt und gesungen. Nach kurzer Zeit ging keine Mutter mehr ins Wirthshaus. Ich gewann immer mehr Vertrauen bei diesen gutmüthigen Menschen. In jeder Angelegenheit wurde ich um Rath gefragt, und mein Rath wurde immer befolgt. Die Kinder lernten mit Lust und Eifer und keines versäumte je die Schule. Mit ganzer Seele hingen sie an mir. Sie zu bilden, war meine größte Lust und Freude. Am Sonntage versammelte ich sie in der Schule und führte sie nach Heddinghausen eine halbe Stunde weit zur Pfarrkirche, zu der vier Dörfer gehörten.

Als nun der Frühling herankam, erklärten die Bauern und Tagelöhner, daß sie ihre Kinder im Sommer nicht zur Schule schicken könnten, denn im Sommer hätten sie nie Schule gehabt, und das müßte auch jetzt so sein. Die Gründe, die sie dafür angaben, bestanden darin, daß sie im Sommer der Herrschaft Dienste leisten müßten. Ein Kötter, der ein oder zwei Pferde hielt, mußte 18 Spanndienste, die Tagelöhner 18 Handdienste thun und zu jeder Zeit dazu bereit sein. Die Dienste dauerten von Morgens 8—12 und am Nachmittage von 2—6. Ich sah wohl ein, daß die Eltern, wenn sie der Herrschaft dienten,

ihre kleinen Kinder zu Hause nicht ohne Aufsicht lassen konnten; aber es lag auch klar am Tage, daß die Schüler das, was sie im Winter gelernt hatten, im Sommer wieder vergessen würden. Ich machte ihnen daher den Vorschlag, im Sommer von 5 Uhr des Morgens bis 8, und am Nachmittag von 12—2 Uhr Unterricht zu ertheilen, womit sie ganz zufrieden waren. Es fehlte dann auch kein Kind in der Schule, und die Absentenliste hatte nie ein Kind zu verzeichnen. Die Kinder hingen mit ganzer Liebe an mir und ich habe in $4^1/_2$ Jahren nur einmal nöthig gehabt, ein Kind körperlich zu bestrafen. Im Sommer führte ich die Schüler an den zwei freien Nachmittagen in Feld und Hain und lehrte sie die heilsamen und schädlichen Pflanzen kennen. Ich war im ganzen Dorfe der Bauern Rathgeber, Arzt und Apotheker. Im Sommer suchte ich heilsame Kräuter und Blumen, Camille, Hollunder, Schafgarben, Wegbreit, Schleenblüthe, Wachholderbeeren und andere und verwendete sie bei Krankheiten. Die Kenntniß der Heilkräfte dieser Pflanzen verschaffte mir ein Werk, welches ich in der gräflichen Bibliothek fand unter dem Namen: „Böhmische Flora von Dr. Matterstech". Diesem Werke verdanke ich die erste Anregung zur Botanik, die ich später jeden Sommer als ein Lieblingsstudium betrieb. Diese Bibliothek enthielt alle Werke, welche bis zum Jahre 1815 in der Litteratur erschienen waren, vom ABCbuche an bis zum größten wissenschaftlichen Werke; denn der im Jahre 1815 verstorbene Kammerpräsident

von Spiegel, der zugleich Studienpräfect von der Universität Bonn war, hatte Alles angeschafft, was im Buchhandel erschienen war. Darunter waren sehr kostbare naturgeschichtliche Werke mit den getreuesten Abbildungen. Dieser Bibliothek, die mir stets zu Gebote stand, verdanke ich meine meisten naturgeschichtlichen, historischen und pädagogischen Kenntnisse, weil auch fast sämmtliche erschienene Erziehungswerke darin enthalten waren. Für die Botanik brauchte ich das Linnésche System und suchte nach demselben die Pflanzen zu bestimmen und kennen zu lernen.

Der Weg eines Autodidacten ist immer schwieriger und mühsamer als der eines Unterrichteten, doch ließ ich nicht nach, bis ich den Zweck erreicht hatte. Alle Stunden, die ich vom Tage erübrigen konnte, widmete ich dem Privatstudium. Ich hatte mir einen vollständigen Stundenplan gemacht, um genau zu wissen, was ich in jeder Stunde vornehmen wollte. Da mir nun bei der Botanik Latein nöthig war, ersuchte ich den Pastor Kiffe in Heddinghausen mir Unterricht im Lateinischen zu geben, was dieser mit Freuden that. Ich ging nun am Nachmittage nach der Schule dorthin, und lernte mensa decliniren, Broeders Grammatik ward zu Grunde gelegt, und ich brachte es in einem Jahre dahin, daß ich Cornelius Nepos mit ihm lesen konnte. Im dritten Jahre wurden Julius Caesar und später einige Reden von Cicero z. B. die gegen Catilina und andere gelesen, ebenso Cicero de amicitia, de senectute

u. s. w. Da der Pastor früher Lehrer am Gymnasium gewesen war und eine Gabe zum Unterrichten hatte, so machte es ihm Freude, einen alten Schüler bearbeiten zu können. Auch freute es ihn, daß er auf dem einsamen Dorfe mit Jemand über wissenschaftliche Gegenstände sprechen konnte. Ich gewann in der lateinischen Sprache so viel Kenntnisse, daß ich später in Dortmund Schüler zur Tertia vorbereiten konnte. Der geistige Verkehr unter den vier Lehrern seines Pfarrbezirks bestand darin, daß der Pastor die Lehrer, die alle im vorgerückten Alter waren, in jedem Monate des Sommers einmal zusammenkommen ließ, wo ich sie dann mit der neuen Lesemethode (Lautirmethode) bekannt machen mußte. Wie dürftig es damals mit der Bildung der Lehrer stand, ist uns jetzt unbegreiflich. Selten fand man einen, der verständlich lesen und seine Muttersprache richtig schreiben und sprechen konnte. Nach der Schule trieben die meisten Ackerbau und pflügten mit ihren Kühen die Felder. Am Sonntage saßen sie im Wirthshause und spielten mit den Bauern Karten.

Die Lebensweise der Bauern war eine sehr dürftige und einfache. Von Martini bis Weihnachten wurden alle Tage zweimal blos Rüben gegessen, die zu Mittag gekocht und am Abend wieder aufgewärmt wurden. Einige Bauern kochten für die halbe Woche auf einmal. Von Weihnachten bis Ostern wurden in derselben Weise täglich zweimal Erbsen gegessen, die mit Rüböl mundgerecht gemacht waren, und von Ostern bis die frischen Gemüse herankamen,

zweimal Linsen. Fleisch wurde nur an den vier Hauptfesten gegessen. Am Morgen wurden Kartoffeln gerieben, mit Salz gewürzt und an den Ofen geklebt; waren sie von einer Seite gar gebacken, so wurden sie umgedreht. Solche Kuchen nannte man Waffelkuchen. Während des Backens der Kuchen briet man Erbsen und Roggen in einem Tiegel braun, mahlte dann die Mischung auf einer Kaffeemühle, goß Wasser darauf und fabricirte so den Kaffee, wozu dann die Waffelkuchen gegessen wurden. Anderes Brot kannte man in den meisten Häusern fast nicht; denn die kleinen Bauern, wenn sie auch zwei Pferde hielten, producirten nicht so viel Korn als sie dem Gutsherrn als Pacht abliefern mußten. Eier und Geflügel, das man auferzog, mußte nach Arolsen zum Markte wandern. 20 Eier kosteten $2^1/_2$ Sgr. Wer ein Schweinchen schlachtete, brachte Schinken und Speck nach Arolsen und begnügte sich mit den Würsten, die dann eine Sonntagsspeise wurden.

Ich hatte in dieser Beziehung ein besseres Loos. Ich logirte, resp. speisete im ersten Jahre in dem Wirthshause, dessen Besitzer, wie gesagt, gräflicher Förster war. Obgleich derselbe nun alles Wild, das er in der gräflichen Jagd schoß, abliefern mußte, so ging er mit seinem Sohne im Winter zur Nachtzeit in's Waldeckische, dessen Grenze von Canstein nur eine halbe Stunde entfernt war, und wo es von Hirschen und Rehen wimmelte. Aber nie kehrten sie zurück, sie hatten einen Hirsch auf dem Schlitten, den sie

zu diesem Zwecke mitgenommen hatten. Da gab es denn in diesem Wirthshause den ganzen Winter hindurch Wildbraten, Mittags und Abends vom Sonntage bis zum Samstage, so daß einem das fortwährende Essen von Wild zuwider ward und eine Mettwurst als Leckerbissen galt. Ein Pfund Hirschfleisch kostete 1 Sgr., denn man hatte keinen Absatz dafür. Im Dorfe konnte Niemand davon kaufen, weil dort gar kein Verdienst war. Ein Mann bekam täglich bei eigener Kost 3 Sgr. Tagelohn, eine Frau $1^1/_2$, und doch fanden sie keine Arbeit. Das einzige Verdienst, was die Leute dort hatten, bestand darin, daß sie im Sommer Flachs zogen, diesen zu Garn spannen, das Garn zu Leinwand verwebten — in jedem Hause war ein Webestuhl — und die Leinwand nach Arolsen verkauften.

Mit der Familie des Amtmannes Philippi auf dem Schlosse, die zwei Kinder und mit der Familie des Amtmannes Büttemeister, die ebenfalls zwei Mädchen zur Schule schickten, verkehrte ich viel. Als dieser von der Erbärmlichkeit meines Kosthauses Kunde erhalten hatte, bot er mir an, bei ihm den Mittagstisch zu nehmen, worauf ich auch mit Freuden einging. Es war eine fein gebildete Familie, die mir auch zum Abendbrote Fleisch, Würste, Butter, Weißbrod in's Haus schickte, so daß ich meinen gesunden Appetit in reichem Maße befriedigen konnte. Das Beste dabei war noch, daß ich einen Freitisch hatte. Leider verließen die guten Leute im Jahre

1822 die Pachtung und zogen fort. Ich war nun wieder auf mich selbst angewiesen. In einem benachbarten Kaffeehause ließ ich mir nun selbst das Mittagessen kochen und schaffte die nöthigen Sachen dazu an, wobei ich mich auch nicht gut stand. Am Abende begnügte ich mich mit einem Butterbrode oder auch einem Stück trocknen Brodes, wozu ich ein Glas Wasser trank. Durch diese Lebensweise, besonders aber durch eine Erkältung, die ich mir im Winter bei tiefem Schnee und strenger Kälte auf dem Kirchwege und in der kalten Kirche, in der ich dann zwei Stunden mit nassen Stiefeln und eiskalten Füßen aushalten mußte, zugezogen, hatte ich meine Gesundheit so sehr ruinirt, daß ich keine Speise mehr vertragen konnte. Eine heftige Diarrhoe wechselte mit einer hartnäckigen Verstopfung periodisch ab. Dabei trat endlich ein so starker Schweiß ein, daß ich mich in einer Nacht mehrmals umkleiden mußte. Da dieses nun auf kaltem Zimmer geschehen mußte, so wurde die Erkältung immer heftiger. Bei meiner von Natur festen Gesundheit, die durch Abhärtung in der Jugend sich gekräftigt hatte, beachtete ich anfangs dieses Uebel nicht, bis ich endlich so hinfällig wurde, daß ich das Bett hüten mußte. Meine Verdauungsorgane waren so geschwächt, daß ich die leichtesten Speisen nicht mehr vertragen konnte. Alle Mittel, die ich dagegen selbst anwandte, fruchteten nichts, weil ich die Ursache des Uebels nicht erkannte. Im nächsten Sommer kam nun der Graf von Spiegel als Kaiserlich-

Oesterreichischer Gesandter bei den Höfen Hannover und Hessen nach Canstein mit seiner Familie, und verweilte dort acht Wochen. Er ließ mich rufen und ersuchte mich, seinen beiden Kindern, einem Mädchen von 9, und einem Knaben von 7 Jahren, täglich zwei Stunden Unterricht zu geben. Da ich sehr leidend aussah, fragte mich der Graf, was mir fehle. Als ich ihm mein Uebel geschildert hatte, ließ er seinen Leibarzt rufen, damit er mich untersuche und behandle. Dieser erklärte nun, daß ich eine sehr feste Gesundheit haben müsse, daß es aber jetzt die höchste Zeit sei, ernstliche Mittel zu gebrauchen, sonst würde die Schwindsucht eintreten und meinem Leben ein Ende machen. Jetzt schätzte ich erst den Werth des Lebens, brauchte die verordneten Mittel und wurde bald wieder hergestellt. Aber mit einer Schwäche der Verdauungsorgane habe ich mein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt. Die geringste Erkältung wirkt auf dieselbe und zieht mir Diarrhoe zu, und die Nachtschweiße haben mich bis auf den heutigen Tag nicht verlassen und waren in meinen dreißiger Jahren so stark, daß ich mich jede Nacht zwei bis dreimal umkleiden mußte. Habe ich mich erkältet, so bleibt dieser regelmäßige Nachtschweiß aus; eine Beförderung desselben verscheucht dann aber auch die Folgen der Erkältung. Ich habe diesen Passus hergesetzt, um zu zeigen, daß man eine Vernachlässigung in der Jugend oft das ganze Leben hindurch büßen muß. Je achtsamer man auf kleine Fehler in der Jugend ist, seien es körperliche,

seien es moralische, desto leichter und sicherer kann man im Alter größere vermeiden.

Der Unterricht bei den Kindern des Grafen hatte auch noch den Vortheil für mich, daß, da ich auf dem Schlosse nun viel verkehrte, ich feinere Sitten sah und annehmen konnte, was mir in meinem späteren Leben von großem Nutzen gewesen ist. Als Honorar für den Unterricht bekam ich wöchentlich Einen Thaler. Das war nicht gräflich belohnt, aber den Zeitverhältnissen, wie man damals Lehrer besoldete, entsprechend. Jetzt ist das, Gott Lob, anders geworden.

Die Bauern glaubten nun, ich könnte beim Grafen viel für sie auswirken, und dieser wünschte, ich möchte die Bauern von Processen zurückhalten, indem sie sich zu ihren Verpflichtungen oft gerichtlich anhalten ließen. Was ich für Recht hielt, that ich, und mitunter auch mit Erfolg. Wenn ich einsah, daß die Bauern durch Processiren gegen den Grafen nichts ausrichten konnten, was um so schwieriger war, da sie vor dem gräflichen Patrimonialgerichte ihre Klagen anbringen mußten, so rieth ich ihnen davon ab. Der Graf hingegen ließ von seinen Rechten gegen die Bauern kein Jota schwinden.

Mit meiner Schule ging es mit jedem Jahre besser. Beim Schulvorstande trug ich darauf an, einen bretternen Fußboden in die Schule zu legen, was auch geschah. Da jedes Schulkind im Winter jeden Morgen ein Stück Holz zum Einheizen des Schulofens mit zur Schule bringen

mußte, ein gewiß großer Uebelstand, so trug ich darauf an, daß man das nöthige Brennholz für den Schulofen im Herbste anfahren, klein hauen und trocknen möchte, damit die Kinder nicht nöthig hätten, jeden Morgen das nöthige Holz mitzubringen. Auch das geschah. Ich bekam zu meinem Bedarf aus dem gräflichen Forste 9 Meter Brennholz, womit ich vollständig ausreichte. — In meinem Gärtchen am Hause wurde eine kleine Baumschule angelegt, um die Schüler mit der Obstbaumzucht bekannt zu machen. Das Veredeln der Bäume und die Pflege derselben machte den Knaben große Freude. Sie bekamen Lust an der Obstbaumzucht, was auch noch den Vortheil hatte, daß sie später vor Baumfrevel bewahrt wurden.

Jedes Jahr brachte ich die sechs Ferienwochen bei meinen Eltern zu, worüber sich meine gute, vortreffliche Mutter besonders freute. Fast jeden Tag ging ich zur Mädchenschule, deren Lehrerin meine Mitschülerin gewesen war und ertheilte dort Unterricht im Gesang. Auch zeichnete ich einen Herbst für den Pfarrer ein Christusbild in natürlicher Größe, das als Altarblatt gestickt werden sollte.

In dem folgenden Herbste schrieb ich dem Apotheker vor alle seine Gläser, Töpfe und Gefäße neue Namen und verdiente mir dadurch das Reisegeld. Diese Arbeiten gereichten aber auch selbst zu meiner weiteren Ausbildung. Auch ging ich zuweilen zum Küster, um als Autodidact mich im Klavierspielen zu üben. In Canstein hatte ich

mir ein Clavier und Noten angeschafft, um das Clavierspielen durch Selbststudium zu erlernen. Allein so vielen Fleiß ich darauf verwendete, so war es mir nicht möglich, etwas Erkleckliches zu erreichen, weil meine Finger wegen der schweren Arbeit in meiner Jugend nicht mehr Gelenkigkeit genug hatten. Gewisse Dinge, und dazu gehört die Musik, kann man nur lernen, wenn man in früher Jugend damit beginnt.

Im Frühjahr 1823 kamen der Regierungspräsident von Borbeck und der Consistorialrath Sauer aus Arnsberg nach Canstein, besuchten und prüften meine Schule und machten mir die erfreuliche Mittheilung, daß die Regierung mich für die kath. Schule in Dortmund, deren Patron sie war, ausersehen habe; ich möchte gleich hinreisen, um mich zu präsentiren, zu welchem Zwecke mir der Schulrath, wenn ich durch Arnsberg käme, ein Schreiben mitgeben wollte.

Wer war froher als ich, denn ich hatte mir schon lange einen größeren Wirkungskreis gewünscht. Bei meiner Ankunft in Dortmund gefiel mir alles vortrefflich, und ich nahm die Stelle an. Da der damalige Lehrer Brinkmann aber sich in Untersuchung befand, so mußte ich warten, bis diese zu Ende war. — Auch der vorige Lehrer Valentin war abgesetzt worden. — Die Untersuchung währte bis zum Frühjahr. Die Regierung hatte aber schon unterm 14. Februar 1824 mein Patent ausgestellt, weil mehrere Gemeindemitglieder einen Bürgersohn, also ein städtisches

Kind, zum Lehrer haben wollten und deshalb bei königlicher Regierung petitionirt hatten.

Mein Abschied von Canstein wurde mir sehr schwer. Meine Schüler begleiteten mich über eine Stunde Wegs und nahmen dann unter Thränen Abschied; denn nie mag ein Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern und deren Eltern inniger gewesen sein, als das meinige war. Mit den besten Segenswünschen entließ ich meine lieben folgsamen Schüler und den friedlichen Ort, wo ich so reine Freuden genossen hatte. Am 16. März reiste ich ab, feierte am 17. den Namenstag meiner theueren Mutter Gertrud, dessen ich jedes Jahr in dankbarer Liebe gedachte, reiste am 18. März nach Dortmund, nahm mein Absteigequartier bei der Wittwe Kleutgen, wo auch der Pastor Stratmann logirte, wurde am 22. in der Kirche nach einem feierlichen Hochamte in mein Amt eingesetzt und dann in die Schule geführt. Der Text der Einsetzungsrede war: „Weil Du über Weniges getreu gewesen bist, will ich Dich über Vieles setzen."

Die Anzahl der katholischen Schüler sollte sich auf 140—150 belaufen; in der Schule erschienen aber anfangs nur etwa 70, weil der früheren Schulverhältnisse wegen mehrere Kinder evangelische Schulen besuchten und viele gar keinen Schulunterricht genossen hatten. Nach und nach stieg aber diese Anzahl und kam bald auf 140. Die Schule versah bei meiner Ankunft eines Bürgers Sohn provisorisch. Seine Verwandten und Freunde waren mit

einer großen Anzahl Unterschriften bei königlicher Regierung eingekommen, ihm die Schulstelle zu verleihen, aber abschläglich beschieden worden, was mir anfangs keine angenehme Stellung bereitete. Das frühere Refectorium im Kloster war zum Schulzimmer eingerichtet. Die Schulbänke waren aus aufgebrochenen alten Dielen zusammengeschlagen, unabgehobelt und sehr unbequem. Auch mir wurde im Südflügel eine Wohnung im zweiten Stock angewiesen. Außerdem wohnten in diesem großen dreiflügeligen alten Gebäude noch der letzte Prior des Klosters, Werner und ein alter Pater, Namens Crämer, der, weil er bis zur Ankunft des Pastor Stratmann die Pfarrdienste versehen hatte, Pastor genannt wurde. Beide Geistliche bekleideten die beiden bei der Pfarrkirche errichteten Kaplaneistellen und bezogen das Gehalt dafür als Pension, Prior Werner 300, Pastor Crämer 200 Thlr. Dann wohnte auch noch der Küster Stephan Stille, ein früherer Klosterbruder im Kloster. Wir vier Personen bewohnten das weitläufige, zerfallene Klostergebäude und hatten zur Gesellschaft eine Menge Eulen und Fledermäuse. Auch Ratten und Mäuse fehlten nicht, weil auf dem Klosterboden das Domainenkorn aufbewahrt wurde, wo sie reichliche Nahrung fanden.

Mein Gehalt bestand aus den Prästationen eines Bauernhofes zu Altenderne, welche im Grundetat der ersten Lehrerstelle zugetheilt worden waren und mir überwiesen wurden. Diese Prästationen bestanden zur Zeit in:

8 Scheffel Weizen
40 = Roggen
40 = Gerste
24 = Hafer
} Dortmunder Maß, welches sich zum Berliner verhält wie 7—5

2 Spanndienste
2 Schweine
6 Hühner

Diese Prästationen waren angesetzt zu 139 Th. 10 Sgr.
dazu 7 doppelte Gartenstücke im großen
Garten veranschlagt zu . . . . . 8 =
und ein Garten vorm Burgthor . . . . 5 = 20 =
wodurch das Gehalt auf die Summe von 153 Thlr.
gebracht wurde.

Nach Erledigung zweier, damals noch besetzter Vicarien wuchs diesem Gehalte noch so viel zu, daß es 180 Thlr. 3 Sgr. betragen würde. Erst im Jahre 1840 ist das Vicariengehalt flüssig geworden und meinem Gehalte die betreffende Quote zugesetzt worden.

Die sämmtlichen Schulen Dortmunds, damals vier, also auch die katholische, standen unter der städtischen Schulcommission, die aus sämmtlichen Pastoren und dem Bürgermeister bestand. Einen besondern katholischen Schulvorstand gab es daher nicht.

Zu meiner Stelle gehörte auch der Organistendienst, den ich aber bei meiner Anmeldung ablehnte, weil ich nicht fähig war, die Orgel zu spielen. Ich wurde auch vom Organistendienste entbunden, weil damals ein be=

sonderer Organist fungirte, der für Bedienung der Orgel aus der Kirchenkasse 30 Thlr. jährlich bezog. Als ich aber die Stelle wirklich antrat, also ein Jahr später, hatte der Organist abgedankt und in Ermangelung eines anderen wurde ich aufgefordert die Orgel zu bedienen. Nun war Holland in Noth, weil ich noch nie mich auf der Orgel versucht hatte. Doch wollte ich mir keine Blöße geben. Ich übte mir Tag und Nacht die Kirchenmelodien nach einfachen Singnoten und nach dem Gehör ein, desgleichen das, was der Priester sang. Wie oft mag ich da doppelte Quinten und dergleichen gegriffen haben. Am nächsten Sonntage wagte ich es, die Orgel beim Gottesdienste zu spielen. Stecken blieb ich nicht, wie es aber geklungen hat, das mögen die Götter wissen. Da ich vom Generalbaß nichts wußte, so griff ich die Accorde nach dem Gehör. Als ich auf diese Weise alle Melodien ziemlich spielen konnte, übte ich den vierstimmigen Satz nach Kaisers Choralbuch und brachte es endlich dahin, den einfachen Choral richtig spielen zu können. Zu einer auch nur mittelmäßigen Fertigkeit auf der Orgel konnte ich es nicht bringen, weil ich zu spät mit dem Klavierunterrichte begonnen hatte. Als nun das Jahr zu Ende war, wollte man das Honorar von 30 Thalern nicht auszahlen, weil man vorgab, der Organistendienst gehörte zu meiner Stelle. Da ich aber ein Schreiben von dem damaligen Pastor Stratmann hatte, worin es hieß, ich brauchte nur im Nachmittagsgottesdienste die Orgel zu spielen, so wandte

ich mich an die königliche Regierung, welche verfügte, daß mir jene 30 Thaler ausgezahlt werden sollten, welche ich dann auch erhalten habe bis zum Jahre 1860, wo ich den Organistendienst quittirte. Dieses war der erste Conflict, den ich mit dem Kirchenvorstande hatte, dem nachher noch mehrere gefolgt sind.

Lange hatte ich das Verlangen gehabt, Französisch zu erlernen, wozu es mir an Gelegenheit fehlte. In Dortmund fand sich diese nun. Bei einem Lehrer des Gymnasiums, dem Lector Roeder, nahm ich Unterricht, um die Elemente und die Aussprache zu erlernen und brachte es nach einem Jahre und durch Privatstudium so weit, daß ich einen leichten Schriftsteller leidlich interpretiren konnte. Später ertheilte ich selbst Unterricht in dieser Sprache, wodurch ich selber mehr Fertigkeit in derselben bekam. Wie glücklich sind doch lernbegierige Kinder, die in früher Jugend Gelegenheit haben, fremde Sprachen zu erlernen, weil dann das Gedächtniß reger, schärfer und empfänglicher ist.

In Dortmund hatte ich auch Gelegenheit, pädagogische Zeitschriften zu lesen und das zu erfahren, was auf dem Gebiete der Pädagogik und Methodik Neues zu Tage gefördert worden war. In Hörde bestand unter der Leitung des Pastors Wilsing eine Lehrerconferenz, wozu die Lehrer des Inspectionsbezirkes, auch die katholischen gehörten, denn auch diese waren, mit Ausnahme der Lehrer Dortmunds, die wie oben gesagt, unter einer besonderen Schul-

commission standen, einem evangelischen Schulinspector untergeben. Allein auch die Lehrer Dortmunds nahmen Antheil an dieser Conferenz, die alle 14 Tage stattfand und in Hörde abgehalten wurde. In dieser Conferenz wurden die besten damals bekannten pädagogischen Zeitschriften gehalten, welche unter den Lehrern circulirten. In der Conferenz mußte jedesmal von einem Lehrer eine Lehrprobe gehalten werden, die dann von den Anwesenden besprochen wurde. Diese Conferenz war recht bildend. Auf Vorschlag und Anregung des Lehrers Uvermann in Dortmund wurde auch eine freie Dortmunder Conferenz gegründet, wozu die vier Dortmunder Lehrer und zwei auswärtige gehörten. Die Conferenz fand jeden Samstag Nachmittags statt und wurde in den Häusern der Lehrer nach einem festgesetzten Turnus abgehalten, wobei die Lehrerfrauen den Kaffee servirten. Da fühlte ich dann auch das Bedürfniß, eine Familie zu gründen und vermählte mich am 12. October 1824 mit der Tochter eines achtbaren Bürgers, Wilhelmine Enckhaus, die mir das ganze Leben hindurch eine treue Lebensgefährtin gewesen ist und durch die besondere Sorgfalt, die sie auf meine Pflege verwendete, wie auch durch Fleiß und Sparsamkeit zu dem Glücke unserer Ehe redlich beigetragen hat. Die sieben Kinder, die aus dieser Ehe hervorgegangen, haben uns bis an unser hohes Alter große Freude gemacht.

In der oben angeführten Conferenz wurden nur Schulangelegenheiten besprochen und andere nützliche und

lehrreiche Gegenstände behandelt. Wenn ein Lehrer mit seinen Vorgesetzten oder sonst Jemand in Conflict kam, so wurde die Sache in der Conferenz behandelt, wodurch mancher Lehrer von Uebereilung bewahrt worden ist, was jungen Lehrern besonders nützlich war; denn mancher konnte in der Sache Recht haben, in der Behandlung derselben aber Fehler machen.

Diese Conferenz hat auch sonst viel Gutes gestiftet. Sämmtliche Lehrer vereinigten sich, das Betragen der Schüler auch außerhalb der Schule zu überwachen und wahrgenommene Fehler vor die Conferenz zu bringen und sie dem betreffenden Lehrer zur Bestrafung anzuzeigen. Wenn unter den Schülern der verschiedenen Confessionen Streit entstanden war, der auf der Straße zum Austrag gebracht werden sollte, was zuweilen, aber doch selten vorkam, so wurde derselbe im Keim erstickt. Das Zusammenhalten aller Lehrer der verschiedenen Confessionen — die jüdischen gehörten auch zur Conferenz — machte auch auf die Bürger einen guten Eindruck, und die Lehrer hatten sich in Dortmund eine Stellung und eine Achtung erworben, wie es in keiner zweiten Stadt Westphalens der Fall war. Als wir daher im Jahre 1842 auf die Idee kamen, eine Lehrerwittwenkasse für die Stadt Dortmund zu stiften, unterstützten uns die Bürger mit ansehnlichen Beiträgen, so daß die Kasse gegenwärtig (1868) einen Fond von 6000 Thalern besitzt und jeder Wittwe 60 Thaler jährlich austheilen kann. Auch hat die Gesellschaft Cor-

porationsrechte erhalten: Jeder Lehrer zahlt 20 Thaler Eintrittsgeld in 4 Jahren und jährlich 2 Thaler Beitrag. Die Verwaltung der Kasse geschieht durch die Lehrer selbst unentgeltlich; jedoch wird dem Magistrat jährlich Rechnung gelegt, weil die Kämmereikasse einen Zuschuß leistet, was auch die evangelischen Kirchenkassen thun, nur nicht die katholische, obgleich sie mehrmals darum angegangen ist.

Als nun seit 1848 die Anzahl der Lehrer sich sehr vermehrte und die Lehrerwohnungen zur Abhaltung der Conferenz zu klein waren, wurden dieselben jeden Samstag in einem öffentlichen Locale abgehalten. In den letzten Jahren wurde am Schlusse des Jahres ein sogenanntes Lehrerfest gefeiert, woran sich die Bürger, besonders die Schulfreunde zahlreich betheiligten. Der Abend wurde dann mit Gesang und entsprechenden Reden gewürzt. Die Conferenz hat bestanden bis zum Jahre 1866, wo die evangelischen Lehrer einen besonderen Rector bekamen, der selbst Conferenzen abhält. Die katholischen Lehrer haben sich auch separirt und eine eigene Conferenz gegründet. Das Leben der früheren gemeinschaftlichen Conferenz ist aber nicht in dieselbe gedrungen und ihre Wirksamkeit auf Schule und Lehrer dürfte auch minder segensreich sein. Wenn die Conferenzen vom rechten Geiste beseelt sind, so haben sie einen großen Einfluß auf die Bildung der Lehrer und den guten Fortgang der Schulen.

Im ersten Jahre meines Hierseins (1824) nahm ich das Schulgeld selber ein, was auch alle evangelischen Lehrer thaten. Dasselbe betrug für jedes Kind jährlich Einen Thaler und 5 Sgr. für Feuerung.

Für die Armen bezahlte jedoch die Armenpflege-Commission nur die Hälfte, die andere Hälfte mußte der Lehrer verlieren. Obgleich ich durch meinen Hebezettel auf das volle Schulgeld aller Kinder berufen war, so mußte ich doch diesen Ausfall leiden. Von meinen 70 Kindern nahm ich kaum 40 Thaler ein. Ich trug daher beim Landrath darauf an, daß das Schulgeld von einem Rendanten eingenommen werden möchte. Es wurde gewährt und der damalige Polizei-Commissar Brügmann damit beauftragt, dem ich 3% Hebegebühren bezahlen mußte. Für die Armen bekam ich vor wie nach nur die Hälfte. Auf meine Beschwerde darüber bei der Königl. Regierung bekam ich die Antwort, daß, wenn keine Fonds vorhanden seien, um mich zu entschädigen, die Gemeinde für den Ausfall aufkommen müsse. Allein der Schulvorstand sträubte sich dagegen, und so blieb es beim Alten. Die Anzahl armer Schulkinder war in den vierziger Jahren so groß, daß ich jährlich am Schulgelde einen Ausfall von 20—25 Thalern hatte.

Mein fixes Gehalt, das in den Prästationen des Hugemanns Hofes zu Altenderne bestand und 139 Thlr. 10 Sgr. ergeben sollte, brachte im Jahre 1824 wegen der

sehr niedrigen Kornpreise*) nur 46 Thaler ein. Der Bauer sollte mir für die ganze Prästation 50 Thaler bezahlen und Nichts abliefern; allein er wollte darauf nicht eingehen. Im Jahre 1825 betrug diese Prästation 63, im Jahre 1826 bis 74 Thaler. Meine sämmtlichen Verluste an den genannten Prästationen betrugen bis zum Jahre 1837, nach dem hiesigen Martini-Mittelmarktpreise, 619 Thlr. 29 Sgr. Auf meine Beschwerden darüber bei der Königl. Regierung bekam ich immer die Antwort, sie habe keine Fonds mich für die Verluste zu entschädigen; wenn die Kornpreise stiegen und über den angesetzten Preis kämen, so würde ich dadurch entschädigt werden. Allein diese Zeit ist bis zur Ablösung der Prästationen nicht gekommen.

Als nun im Jahre 1837 die Prästationen von Hugemann für 6200 Thaler abgelöst wurden, besorgte dieses Geschäft, in Ermangelung eines besonderen Schulvorstandes, der Kirchenvorstand und zog das Ablösecapital widerrechtlich zur Kirchenkasse, aus welcher mir dann der in meinem Hebezettel für diese Prästationen angesetzte Betrag von 139 Thlr. 10 Sgr jährlich ausbezahlt wurde.

Ich trug nun zuerst beim Kirchenvorstande, dann beim Landrath und endlich bei der Regierung darauf an, mir die sämmtlichen Zinsen des Ablösecapitals, das an die Stelle der Prästationen getreten sei und zu meiner Stelle gehöre,

*) Berliner Scheffel Roggen kostete 17, Weizen 20, Gerste 14, Hafer 11 Sgr.

zu überweisen oder mir die Zinsen wenigstens so lange zukommen zu lassen, bis ich für die an den Prästationen erlittenen Verluste der Vergangenheit im Betrage von 619 Thlr. 29 Sgr. entschädigt worden sei. Die Regierung fand dieses billig und forderte den Kirchenvorstand auf, mit mir darüber ein gütliches Abkommen zu treffen. Allein dieser hielt die Sache bald unter diesem, bald unter jenem nichtigen Vorwande von einem Jahr zum andern auf; denn was die Kirche einmal in den Händen hat, das giebt sie nicht wieder heraus. Nachdem ich nun Jahre lang diese Angelegenheit mit der Regierung verhandelt hatte, erklärte sie, daß sie den Vorstand nicht zwänglich zur Zahlung anhalten könne, weil die Regierung die Verwaltung des Kirchen-Vermögens abgegeben hätte; ich möchte denselben im Wege des Prozesses dazu anhalten. Das schien mir in meiner Stellung zu bedenklich zu sein, weil ich glaubte, es könne mir in meiner amtlichen Wirksamkeit hinderlich werden. Nun starb im Jahre 1847 der Pfarrer Stratmann, und ich mußte warten, bis der neue damals hier unter dem Titel Vicarius fungirende Geistliche Wiemann zum Pfarrer eingesetzt worden war. Aber kaum war dies geschehen, so kam das Jahr 1848 mit seinem Sturm. Als nun im Jahre 1851 der Strom der Empörung sich wieder beruhigt hatte, legte ich dem jetzigen Probste Wiemann in einer ausführlichen Darstellung meine Gehaltsentschädigungs-Angelegenheit vor und glaubte, dieser würde so viel Gerechtigkeitssinn haben, mir zu meinem

Rechte zu verhelfen. Allein ich hatte mich sehr geirrt. Er gab mir auf meine Eingabe keine Antwort, so oft ich ihn auch mündlich und schriftlich daran erinnert hatte. Als ich nun nach einem vollen Jahre, 1852, nochmals dringend um eine schriftliche Antwort gebeten, sagte er mir, daß Herr Gerichtsrath Spanken, der damals Mitglied des Kirchenvorstandes war, die Sache zu bearbeiten hätte. Ich begab mich nun zu demselben und bat um eine Antwort. Dieser sagte mir nun: „Ich soll Ihnen eine abschlägige Antwort geben, und das kann ich nicht; ich werde die Acten dem Herrn Pastor wieder zurückgeben."

Hieraus ging doch wohl deutlich hervor, daß es sich mit seiner moralischen Ueberzeugung und mit seinen Rechtsansichten nicht vereinige, mir eine abschlägige Antwort zu geben. Ich habe nun den Pastor 1853 und 1854 zu wiederholten Malen um Antwort gebeten, aber keine erhalten. Hätte er mir mit Fug und Recht eine abschlägige geben können, so hätte er mich nicht 3 Jahre darauf warten lassen.

Da nun meine Gesundheit seit dem Jahre 1856 mit jedem Tage schwankender wurde, so habe ich, um mich nicht aufzuregen, die Sache ruhen lassen, entrüstet über eine so schändliche Behandlung.

Um diese Gehaltsangelegenheit im Zusammenhange zu geben, habe ich von den verschiedenen Zeitperioden meines amtlichen Wirkens Abstand nehmen müssen und gehe da-

her jetzt wieder auf die ersten Jahre meines Hierseins zurück.

Als im Jahre 1828 ein zweiter Lehrer nöthig wurde und der Küster, Bruder Stephan, als Gärtner nach Brüninghausen ging, bildete ich einen talentvollen jungen Mann, Namens Verron, der auch in der Musik erfahren war, wozu er große Anlagen hatte, zum Lehrer aus, der dann im Seminar zu Büren sein Lehrerexamen machte. Er wurde sodann provisorisch als zweiter Lehrer angestellt, wobei er den Küsterdienst versehen mußte. Er hatte aber dazu keine Anlage und kam deshalb mit der Geistlichkeit oft in Collision. Er mußte bei jeder Leiche mit zum Kirchhofe und die Schüler solange herumlaufen lassen. Auch mußte er jeden Sonntag drei Mal den Klingelbeutel herumtragen. Man sieht hieraus, daß der Küsterdienst wichtiger war, als der Schuldienst. Und wirklich war der Pastor Stratmann der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn die gewöhnlichen Leute, also Handwerker und Tagelöhner viel lernten. Als ich ihn einst bat, für die Schule eine Landkarte anschaffen zu wollen, sagte er, die Kinder brauchten keine Geographie zu lernen; wenn sie etwas lesen, schreiben, rechnen könnten und dabei die biblische Geschichte und den Katechismus verständen, so sei das genug. Unlängst hätte ihm ein Mann, ein Müller, einen groben Brief geschrieben, was er nicht gethan haben würde, wenn er nicht hätte schreiben können. Ein vortrefflicher Beweis für seine Behauptung. Da ich aber den Unterrichtsplan,

worauf auch Geographie verzeichnet stand, von der städtischen Schulcommission erhalten hatte, so trug ich darauf an, Lehrmittel, also Landkarten, für diesen Unterrichtsgegenstand anzuschaffen, oder denselben vom Lectionsplane zu streichen. Da Pfarrer Stratmann erklärte, dazu nicht ermächtigt zu sein, so wurde eine Landkarte angeschafft. Das war damals das ganze Schulinventar.

Ich suchte nun meine Schule auf einen möglichst hohen Standpunkt zu bringen. Da mir der übergebene Stundenplan nicht genügte, so entwarf ich mir einen neuen, nahm noch mehr Lehrgegenstände in denselben auf als: Deutsche Sprache, Aufsatz, Naturkunde, Zeichnen, Geschichte und theilte die Zeit so ein, daß alle Gegenstände nach dem Maße ihrer Wichtigkeit bedacht wurden. Meine Leistungen fanden nicht nur in der katholischen Gemeinde, sondern auch in der ganzen Stadt Anerkennung, so daß ich in den Jahren 1834—1838 zwanzig bis dreißig Kinder der ersten evangelischen Familien in der Schule hatte. Da ich wegen meines kärglichen Gehaltes vom frühen Morgen bis zum späten Abend Privatunterricht ertheilen mußte, en nun auch alle evangelischen Kinder besuchten, so vermehrte dieser Unterricht meine Einnahme und schützte mich vor Mangel; denn unter den Katholiken waren wenige, die ihren Kindern Privatunterricht konnten geben lassen. Diejenigen, welche die Mittel dazu hatten, schätzten oft nicht den Unterricht, weil sie selbst nichts gelernt hatten. Hiervon ein Beispiel. Ein reicher Geizhals,

der keine Wissenschaft besaß, aber wohl die Kunst verstand, Geld zusammenzuscharren, schickte mir im ersten Jahre, als ich das Schulgeld noch selbst einnahm und dasselbe damals vierteljährlich 18 Stüber Kassengeld betrug (72 Stüber Kassengeld = 1 Berliner Thaler), eine Düte voll Geld. Ich glaubte, darin ein bedeutendes Honorar zu finden; sie enthielt — 18 Vierpfennigstücke. Das sollten 18 Stüber oder $7\frac{1}{2}$ Sgr. sein. Es fehlten daher $1\frac{1}{2}$ Sgr. Dessenungeachtet behielt ich die Pfennige. Als er aber im folgenden Quartal dieselbe Operation wiederholte, sandte ich ihm das Geld zurück mit dem Bemerken, daß es zu wenig sei. Das hat er mir lange nachgetragen. Im Jahre 1838 kam ein neuer Caplan hierher, ein crasser zelotischer Priester, der zwischen den Katholiken und Protestanten, die bis dahin in dem schönsten Einverständnisse und im Frieden mit einander gelebt hatten, Zank und Zwietracht stiftete, gemischte Ehen Concubinate nannte u. dgl. Darum nahmen die protestantischen Eltern ihre Kinder aus der katholischen Schule.

Dieser Caplan, Vicar Hillebrand, verlangte, daß wir Lehrer die Schüler an den Werktagen des Morgens in die Kirche führen sollten. Obgleich ich jeden Morgen selbst der heiligen Messe beiwohnte und auch die Schüler dazu ermahnte, so wollte ich mich doch nicht zwingen lassen, die Schüler vorher in der Schule zu versammeln und sie zur Kirche zu führen, da das bisher hier nie Observanz gewesen und es mir bei meiner Anstellung nie

zur Pflicht gemacht worden war. Da er mich dazu durch die geistliche Behörde nicht zwingen konnte, was er versucht hatte, so suchte er die Sache anonym in öffentlichen Blättern zu verhandeln. Mein College L. und ich beschwerten uns über seine Zumuthung bei der königlichen Regierung und diese nahm uns in Schutz. Da der Vicar in seinen Predigten immer fanatischer wurde, so traten die einsichtsvollen Katholiken endlich gegen ihn auf, schilderten seine Handlungsweise beim Vicariate und dieses fand sich genöthigt, ihn von hier wegzunehmen.

Er zog ab. Aber den Haß und die Feindschaft, die er zwischen Katholiken und Protestanten gesäet hatte, ließ er zum Theil zurück.

Um den Kirchengesang zu verbessern und dadurch die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen, gründete ich in den dreißiger Jahren einen Gesangverein, einen gemischten Chor, um Choräle, Cantaten und andere Kirchenlieder vierstimmig einzuüben, was auf die Veredlung des Kirchengesanges nicht wenig einwirkte. Auch lateinische Messen wurden eingeübt und in der Kirche aufgeführt. Da ich den ganzen Tag mit Privatunterricht beschäftigt war, so konnten die Gesangproben nur an den Sonntagabenden abgehalten werden.

Bei meinem geringen Gehalte und den großen Gehaltsverlusten, sowohl an meinem Fixum, als am Schulgelde, mußte ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, oft bis zehn Uhr, Privatunterricht ertheilen, um meine

zahlreiche Familie, aus neun Personen bestehend, ernähren zu können. Dabei waren noch die letzten Unterrichtsstunden des Tages die anstrengendsten, weil ich alsdann entweder Jünglinge zum Examen für den einjährigen Dienst vorbereitete oder Jungfrauen zur Ablegung ihres Examens als Lehrerin ausbildete. Diese Stunden wurden immer Abends von 8—10 Uhr gegeben. Viele Jahre hindurch habe ich täglich 11—12 Stunden Unterricht ertheilt. In den letzten dreißig Jahren meiner Amtsführung habe ich selbst an den freien Nachmittagen, Mittwoch und Samstag, unterrichtet und viele Stunden für einen Wechsel auf den Himmel gegeben. Das war besonders bei den jungen Mädchen der Fall, die ich für's Lehrfach ausbildete, weil denen die Mittel fehlten, ein Seminar besuchen zu können. An den Sonn- und Feiertagen mußte ich vier Stunden die Orgel bedienen. Als aber mein ältester Sohn, Wilhelm, zwölf Jahre alt war, erhielt ich an diesem, der viel Anlagen zur Musik hatte, in dieser Beziehung eine große Stütze, ebenso in der Correctur der Aufsätze, weil dieses Geschäft, da ich von den Schülern jede Woche einen Aufsatz machen ließ, alle meine freien Stunden in Anspruch nahm. Vom Besuchen der Gesellschaften konnte gar nicht die Rede sein, weil mir dazu die Zeit fehlte. Nur an der Lehrerkonferenz, die jeden Samstag Nachmittag stattfand, nahm ich regelmäßig Theil.

Bei diesen großen Anstrengungen unter drückenden Nahrungssorgen hatte ich nun noch allerhand Kränkungen

zu erdulden. Der Pastor und spätere Dechant Str. war nicht nur jeder Gehaltsverbesserung und Gehaltsentschädigung entgegen, sondern er suchte auch noch meine rechtmäßige Diensteinnahme zu schmälern. Nach meinem Hebezettel gehörten mir sieben doppelte Gartenstücke im großen Klostergarten, angesetzt zu acht Thlr. Da er nun den großen Garten verpachtet hatte, ersuchte er mich, den kleinen am Kloster liegenden Garten, der nur $6^1/_2$ Gartenstücke enthielt und weniger fruchtbar war, dafür zu nehmen; das fehlende halbe Gartenstück könnte ich mir von dem Spielplatze der Kinder, der davor lag, nehmen. Um des Friedens willen ging ich darauf ein, nahm aber nichts vom Spielplatze, um nicht eigennützig zu erscheinen.

Da nun ein doppeltes Gartenstück damals 2 Thl. an Pacht betrug, so hatte ich von 1824—1842 18 Thl. an Pacht verloren, die der Pächter in die Tasche gesteckt hatte. Ich habe auch niemals an diesen Verlust erinnert. Im Jahre 1842 ersah ich mit Erstaunen aus dem Dortmunder Anzeiger, daß sämmtliche Klostergärten verpachtet werden sollten; die jetzigen Besitzer derselben sollten aus dem Pachtzins soviel erhalten, als ihnen im Hebezettel dafür angerechnet sei. Ich beschwerte mich beim Kirchen- und Schulvorstande über dieses Verfahren und protestirte gegen die Verpachtung meines Gartens. Darauf wurde mir erwidert, daß, wenn ich mich der Verpachtung meines Gartens widersetze, man mich durch's Gericht aus dem Besitz setzen würde. Auf diesen Bescheid wandte ich mich

an die königliche Regierung und bat um Schutz und dieselbe gewährte meine Bitte; ich behielt meinen Garten. Nun trug ich auch darauf an, daß mir das fehlende halbe Gartenstück zugemessen würde, was auch geschah und zwar von dem früheren Baumhofe, jetzt Spielplatz der Kinder, der neben meinem Garten nach Westen hinlag. Es wäre mir dann ein großer schöner Birnbaum zugefallen, wenn die Linie mit meinem Garten parallel gezogen worden wäre, was ja recht war. Um mir aber diesen Vortheil zu entziehen, wurde mir das Gartenstück nur an der Südseite zugemessen und der Birnbaum blieb daher zur Benutzung des Pfarrers, obgleich derselbe gar keinen Anspruch darauf hatte, da er die vierundzwanzig doppelten Gartenstücke des großen Gartens benutzte.

Im Jahre 1845 zog der Pastor Str., damals Dechant, der bis dahin 25 Jahre in der Stadt bei der Familie, später Wittwe K., gewohnt hatte, mit dieser ganzen Familie in's Kloster, weil Frau K. Bankerott gemacht hatte. Der Pastor oder Dechant verlangte nun von mir, ich sollte ihm ein Zimmer, die südöstliche Eckstube im zweiten Stock abtreten, die ich aber damals gar nicht entbehren konnte, weil sie mein Sohn Wilhelm bewohnte, der im Begriffe stand, sein Abiturientenexamen zu machen. Da Str. aber erst im folgenden Frühjahr einziehen wollte, so erklärte ich ihm, daß er dann das Zimmer bekommen könnte, weil mein Sohn dann zur Universität gehen würde und wir dann im Nothfalle dieses Zimmer ent-

behren könnten. Der Pastor bestand aber darauf, es sofort abzutreten und wenn ich nicht gutwillig wollte, so würde er Zwangsmaßregeln gebrauchen. Wegen dieser Drohung wendete ich mich an die Regierung und bat um Schutz. Diese beauftragte den damaligen Landrath Pilgrim, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese Untersuchung fiel zu meinen Gunsten aus. Ich behielt das Zimmer, trat es aber im folgenden Frühling freiwillig ab. Dessenungeachtet suchte sich der Pastor für meine erste Weigerung zu rächen. Im nächsten Frühjahre ging ein simpler Steuerbote und ein Flickschneider, der seinen Namen nicht schreiben konnte, durch die Gemeinde, um Unterschriften gegen mich zu sammeln, damit ich abgesetzt würde. Obgleich sie sich alle Mühe gegeben, hatten sie doch keine einzige Unterschrift gegen mich erhalten können. Als ich von diesem Treiben Kunde bekam, zeigte ich die beiden Individuen dem Gerichte an und trug darauf an, ihre Behauptungen zu beweisen. Ich staunte über diese großen Verleumdungen. Der erste Punkt war: ich zöge die vornehmen Kinder in der Schule vor; zweitens ich hätte in der Schule gesagt, Luther wäre ein frommer, heiliger Mann gewesen; drittens die Schulkinder müßten das Geld, das sie für's Meßdienen und das Kreuztragen bekämen, mir geben; viertens ich hätte gesagt, die Mönche hätten dicke Schmeerbäuche und Hühnerbeine gehabt ꝛc. Als ich nun die Klage gegen diese Verläumder eingelegt hatte, kamen sie zu mir und weinten. Der Steuerbote

sagte, er würde abgesetzt, wenn er gestraft würde, ich möchte doch die Klage zurücknehmen. Ich bemerkte ihm, daß meine Ehre es verlange, die Sache zum Urtheile kommen zu lassen, nachdem das Urtheil gesprochen, würde ich thun, was meine Christenpflicht verlangte. Da wurde ein Caplan, der kurz vorher hierher gekommen war, zu mir gesandt, der mir die wichtigen Worte sagte: Der Pastor, Dechant Str. habe die beiden Verklagten veranlaßt, die Klagen gegen mich aufzusetzen. Das wollte er mir schriftlich geben, wenn ich die Klage zurücknehme. Mit Erstaunen hörte ich dieses und bemerkte dem Caplan, ob der Pastor auch wisse, daß denjenigen, der zu einer Verleumdung angereizt hätte, die Hälfte der Strafe des Verleumders selbst träfe. Ich wollte aber aus Rücksicht gegen seinen Stand von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen, wenn ich ihn auch sonst als Menschen verachten müsse. Das Urtheil des Gerichtes war, daß die Verleumder mit sechs Monaten Gefängniß bestraft wurden. Diese Strafe erließ ich denselben aus Rücksicht gegen ihre Familien.

II.

Aus den Lehr- und Wanderjahren eines Kunsthistorikers.

1. Dortmund.

Als das älteste von sieben Kindern — fünf Knaben und zwei Mädchen — wurde ich am 17. Januar 1826 in Dortmund geboren. Wer heutigen Tages meine Vaterstadt sieht, an einem der belebtesten Knotenpunkte des bergisch-märkischen Eisenbahnnetzes, inmitten des westfälischen Kohlendistriktes und eines hochgesteigerten industriellen Treibens, umstarrt von einem Walde dampfender Schornsteine, in einer dicken Atmosphäre von Staub, Rauch, Ruß und qualmenden Dämpfen aller Art, der wird sich keine Vorstellung machen können von dem idyllischen Frieden, der vor wenigen Decennien die Stadt und ihren weiteren Umkreis umfing. Die jetzt auf etwa 85000 Einwohner angewachsene Fabrikstadt war damals ein stilles Landstädtchen von etwa 6000 Einwohnern, die sich hauptsächlich dem Ackerbau und der Viehzucht widmeten.

In einer der gesegnetsten Korngegenden der Provinz gelegen, war die Stadt zunächst von einem Kranz von Gärten umgeben, die indeß keine Ziergärten waren, sondern der Gemüse- und Obstzucht dienten. Um diesen inneren Kranz dehnte sich ein zweiter gut eine halbe Stunde breiter Gürtel von Wiesen aus, auf denen die Heerden der Bürger in gemeinsamer Hut weideten. An diese wieder schlossen sich nach Norden, West und Ost herrliche alte Eichenwälder, während südwärts, wo die Terrainwelle allmählich anstieg, sich ein Hügelrücken hinzog, von dessen Höhe man anmuthige Blicke auf die waldige Kette des Ardey und die dahinter aufragenden Berge des Ruhrthales genoß. Ohne höhere landschaftliche Reize hatte die Lage Dortmunds damals doch eine schlichte Anmuth, ein rein ländliches Gepräge, das noch durch keinen Fabrikschornstein gestört wurde. Dabei war die Stadt noch im Besitz ihrer mittelalterlichen Befestigungen, ihrer Mauern mit ihren Thürmen, ihrer Wälle und Gräben, obwohl letztere längst theilweis ausgefüllt waren und besonders geschützte wohlgepflegte Obst- und Gemüsegärten enthielten. „Fest wie Dortmund" war in alten Zeiten ein Sprichwort gewesen, und noch jetzt beharrte die ehemalige freie Reichsstadt bei streng geschlossenen Thoren, die sich der Abends nach Sonnenuntergang von einem Ausflug heimkehrende Bürger durch den Pförtner öffnen lassen mußte.

„Und das Stadtthor schließt sich knarrend." Innerhalb dieser Mauern bewegte sich das Leben in ruhigem

gleichförmigem Geleise. Abends saßen die Bürger hemdärmelig auf der Bank vor ihrer Thüre, plauderten mit den Nachbaren und labten sich an dem damals berühmten heimischen Gerstensaft, denn das bairische Bier war bei uns noch nicht entdeckt, und der Dortmunder „Adam" so hieß die stärkste Sorte, war wegen Kraft und Wohlgeschmack vielgepriesen.

Die Wälle aber waren für uns Kinder der eigentliche Fest- und Spielplatz, namentlich da wo sie sich über den Thorgängen zu größeren Rasenplätzen erweiterten. Wie oft hab' ich an milden Frühlingstagen mich dort im hohen Grase gesonnt, geträumt und wohl auch ein Gedicht riskirt! Doch gab es einen noch bevorzugteren Lieblingsplatz: das waren die beiden uralten Vehmlinden vor dem Burgthor, die sich dicht an der Stadtmauer auf einem etwas erhöhten Rasenplatze erhoben und den Tisch mit den steinernen Bänken überschatteten, auf welchen in grauer Vorzeit der oberste Gerichtshof der Vehme seine Sitzungen unter freiem Himmel auf rother Erde gehalten hatte. Es gab nichts Köstlicheres, als dort mit einem Bande Schiller oder Goethe zu sitzen; das Auge schweifte dann oft von dem Gelesenen hinweg über die sich weithin breitenden Gärten und Wiesen bis zum dunklen Saum der Wälder. Man hörte nichts als von fern das Glockengeläut der Heerde, oder Abends auch wohl die Gesänge der Milchmädchen, die vom Melken in die Stadt

heimkehrten. Jetzt sieht man die kümmerlichen Ueberreste der ehrwürdigen Bäume inmitten des modernen Eisenbahngetriebes, eingepfercht in einen Zaun, umbraust vom heutigen Geschäftsverkehr und umqualmt von seinen Rauchwolken.

Aus dem Mittelalter als der Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes hatte die Stadt vier ihrer alten Kirchen bewahrt: St. Marien, die älteste, eine edle romanische Gewölbbasilika, S. Reinoldi, die imposante Hauptkirche mit ihren großartigen Pfeilerhallen des Uebergangsstyls, die minder ansehnliche Petrikirche und endlich die ehemalige Dominikanerkirche, die sammt ihrem Kloster der katholischen Gemeinde zugetheilt war, während die drei anderen dem evangelischen Cultus dienten. So war auch ungefähr das numerische Verhältniß der beiden Confessionen: drei zu eins. Den Lehrern und Geistlichen der katholischen Gemeinde war das alte Dominikanerkloster als Wohnsitz zugewiesen, wo auch die beiden Schulklassen ihrer Schule sich befanden. So kam es, daß ich als eigentliches Klosterkind geboren ward. Ehe die Gemeinde in den Besitz des Klosters gelangte, waren die Räumlichkeiten desselben, die sammt der Kirche in dem edlen gothischen Styl des 14. Jahrhunderts erbaut waren, arger Verwahrlosung anheimgefallen. Die herrlichen Kreuzgänge waren theilweise ihrer Gewölbe beraubt worden, und im westlichen so gut wie völlig preisgegebenen Flügel hatte freche Raubsucht sogar die Balkenlage ihrer Bretter entkleidet, so daß man aus dem oberen Stock bis in den Keller hinabblicken

konnte. Ueber diese grausig gähnende Kluft uns im verwegenen Fangespiel von Balken zu Balken hinzuschwingen, war ein Lieblingssport für uns Buben. Der westliche Flügel war überhaupt am meisten verwahrlost; dort lag Alles offen, Jedermann zugänglich, weshalb es bei eingebrochener Dunkelheit für uns Kinder nie ohne ein leises Grauen abging, wenn wir vereinzelt diese Gegend passiren mußten. Dagegen hatte man den östlichen und südlichen Flügel leidlich in Stand gesetzt und ihn für die Schullocale und die Wohnungen der Geistlichkeit und Lehrer eingerichtet. Die Wohnung meiner Eltern war sonnig und luftig, so daß ich mich des Vorzugs erfreute, in hohen lichten Räumen aufzuwachsen; zugleich gewährten die über drei Fuß starken Mauern genügenden Schutz gegen die große Sonnengluth und Winterkälte. In diesen Räumen sollte ich meine ganze Kinderzeit bis zum Abgang auf die Universität verleben: eine Kindheit, wie sie glücklicher und ungetrübter kaum zu denken ist.

Das ganze Kloster war von einem großen mit hohen Mauern abgeschlossenen Garten umgeben, der zum Theil der Geistlichkeit gehörte, theilweise meinem Vater zugewiesen war. Hier fanden beide Eltern ihre volle Freude, ihr hohes Genügen: der Vater an seiner Obstbaum- und Blumenzucht, die Mutter in Gemüsepflanzungen von erprobter Vortrefflichkeit. In diesem und einem vor dem Thor gelegenen Garten zog sie alles Gemüse, dessen der Haushalt bedurfte, von den Früherbsen, Bohnen und Spargeln bis

4*

zu den Rüben und Kartoffeln. In diesem Revier war sie vom Frühling bis zum Herbst thätig, und oft erschollen dann von ihrer angenehmen Stimme Lieder, die sie gern zur Arbeit sang. Nicht minder eifrig benutzte mein Vater jede freie Stunde, um in seiner Obstbaumschule zu arbeiten, ja er wies uns Kindern die Handgriffe des Oculirens und Propfens und ließ uns eine eigene kleine Baumschule anlegen, um uns mit der Pflege der Fruchtbäume vertraut zu machen. Außerdem stand er mit den Gärtnern der Stadt und Umgegend in Verbindung und wußte für seine Rosen- und Nelkenbeete das Erlesenste herbeizuschaffen. So wuchs ich gleichsam von Kindesbeinen in die Liebe und das Verständniß der Natur hinein. In der besseren Jahreszeit machte mein Vater womöglich täglich einen Spaziergang, sei es auf den Wällen um die Stadt, wo ein erfrischender Luftstrom aus der Ebene und den weiten Wiesengründen herüberstrich, oder etwas ausgiebiger durch die Felder und Wälder der Umgebung. Dabei wurde eifrig Botanik getrieben, und ich durfte mit Botanisirbüchse und Spaten ihn begleiten und ihm Material für seine Untersuchungen und Bestimmungen zutragen. Die Blumen wurden dann zu Hause sorgfältig eingelegt, getrocknet und einem Herbarium einverleibt, welches ich mir schon früh anlegen mußte. Niemals aber unterließ es mein Vater, bei solchen Wanderungen mich auf die Schönheit der Natur aufmerksam zu machen und besonders auf die herrlichen Beleuchtungseffecte hinzuweisen, welche der Abendhimmel

über die fernen Gebirgszüge ausgoß. So wurde das Naturgefühl durch tägliche Beobachtung in mir schon früh geweckt. Waren wir Kinder aber uns selbst überlassen, so zogen wir es vor, mit unseren Netzen den Schmetterlingen nachzujagen, wobei wir oft den üppigen Kleefeldern zu nahe traten und nicht selten darob in Conflicte mit den Besitzern geriethen. Schmetterlings- und Käfersammlungen anzulegen, dieser höchste Sport heranwachsender Knaben, war auch für uns von besonderem Reiz. Unser Lieblingsplatz für diese Jagd war aber der Gottesacker der Stadt, der eine Viertelstunde vor dem Westenthore gelegen war und in seinen hohen Pappeln, den Trauerweiden, aber auch in den Ritzen und Ecken der Grabdenkmäler den Nachtschmetterlingen, die unsere vorzüglichste Hochschätzung erregten, Unterschlupf boten. Besonders aber war für uns im Herbst die Kartoffelernte ein großes Fest, an dem wir thätig theilnahmen und mit Vorliebe Puppen des Todtenkopf-Schmetterlings nachforschten, die uns freilich, zu Haus in ein schützendes Glas gesetzt, nie den Gefallen thaten auszuschlüpfen, sondern stets zu Grunde gingen. Ein realeres Vergnügen bereiteten uns dagegen die im angezündeten Laub gerösteten Kartoffeln, die zu unseren erlesensten Leckerbissen gehörten.

Als kerngesundes, aufgewecktes, lebensfrohes Kind ward ich nun von meinem Vater sehr zeitig zum Unterricht herangezogen. Und zwar erhielt ich die erste Unterweisung von ihm privatim, bis ich dann in seine Schule eintreten

durfte. Das Lernen machte mir keine Beschwerde, sondern nur Vergnügen, und allerdings verstand mein Vater mit seinen hervorragenden pädagogischen Anlagen seinen Schülern das Lernen leicht zu macheu. Der große hagere Mann mit der aufrechten Haltung, dem ernsten und doch gütigen Gesicht, dem ruhigen und dabei energischen Wesen verstand in geradezu genialer Weise alle Kräfte anzuspornen, die schlummernden zu wecken und selbst die trägsten zum Wetteifer zu entflammen. Alle Kinder hingen an ihm mit Begeisterung, und aus dieser Stimmung entwickelte sich ein Trieb zum Lernen, der die Schule zu einer Musteranstalt machte. Die angesehensten protestantischen Familien in der Stadt vertrauten daher ihre Kinder, Knaben und Mädchen, meinem Vater an. Ich erinnere mich noch, wie er z. B. den Unterricht in der Geographie durch Anschauung großer Wandkarten, und wie er uns auf diesen Karten mit dem Stock Reisen machen ließ, die im Fluge ohne Besinnen ausgeführt werden mußten und uns eine erstaunliche Sicherheit im rapiden Auffinden der angegebenen Städte oder Flüsse verschafften. Aber auch das Kartenzeichnen übte er mit uns und in sauber gebundenen Heften sammelte er am Ende des Schuljahres, was an Karten durch die Hände der Schüler zu Stande gekommen war. Ich besonders hatte große Freude an dieser Thätigkeit, und da sich ein entschiedenes Talent zum Zeichnen vom Vater auf mich vererbt hatte, so gab ich mich diesen Studien in allen Mußestunden mit Eifer hin.

Diese Uebung ist mir für meinen Beruf ungemein werthvoll geworden, denn ich habe dadurch die Gewandtheit erlangt, auf meinen zahreichen Studienreisen mit raschen Strichen zu skizziren, was mir von Kunstwerken bemerkenswerth erschien. Auf lebendige Anschauung und Wiedergabe der Wirklichkeit sollte schon früh jedes begabte Kind hingewiesen werden. Bald nahm die Lust am Zeichnen und Malen bei mir so überhand, daß ich meinen Vater bat, mich Maler werden zu lassen und auf die Akademie nach Düsseldorf zu schicken. „Wenn ich die Gewißheit hätte, war die Antwort, daß Du ein Raphael werden würdest, dann hätte ich nichts dagegen.“ Mein Vater hatte gewiß Recht, mich von der Künstlerlaufbahn fern zu halten; die künstlerische Anlage in mir war hinreichend, um mir ein lebendiges Gefühl, und mit der Zeit auch ein Verständniß für Kunstwerke zu vermitteln, aber sicher nicht stark genug, um mich zu bedeutenden eigenen Leistungen zu befähigen.

Im Winter hielt mein Vater von 5 bis 7 eine Abendschule, zu welcher sich aus den besser situirten Kreisen eine ansehnliche Zahl von Schülern drängte. Zum höchsten Genuß gereichte es uns dann, wenn er, um seine Zufriedenheit mit unserm Verhalten auszudrücken, die letzte halbe Stunde dazu verwandte, um etwas zu erzählen. Er setzte sich dann mitten unter uns auf eine Bank und wußte im klaren Fluß des Vortrags so fesselnd uns Scenen aus der Geschichte oder der Sagenwelt darzustellen, daß wir wie

gebannt an seinen Lippen hingen. Was schlichte Kunst freien Vortrags bedeutet, und wie sie hinzureißen vermag, habe ich damals zuerst empfunden. In der Folgezeit, als ich selbst das Katheder bestieg, habe ich es mir zum Gesetz gemacht, nie anders, als in völlig freier Rede meine Gedanken zu entwickeln. Das Ablesen von Collegheften habe ich eben so sehr verabscheut, wie das Auswendiglernen und scheinbar freie Vortragen. Berthold Auerbach nannte das treffend: „aufgewärmte Speisen serviren."

Ungewöhnlich früh sollte mir die Gelegenheit kommen mich lehrend zu versuchen. Ich befand mich noch in der Schule meines Vaters, als dieser einmal längere Zeit schwer erkrankte. Um Aushülfe für ihn zu schaffen, ward dem zweiten Lehrer die erste Klasse übergeben, mir aber die Unterweisung der zweiten Klasse anvertraut. So hielt ich denn tapfer Schule und wußte die hundert Knaben und Mädchen (getrennte Schulen gab es damals noch nicht) ganz gut im Zaum zu halten. Als die Mutter eines Tages vom Garten aus durch das offene Fenster zuschaute, um sich von dem Gange der Dinge zu überzeugen, hörte sie zu ihrer großen Erheiterung, daß ich beim Beginn der Zehnuhrspause die Aufforderung stellte: „Wer will mit knickern?" (das bekannte Murmelspiel war gemeint), und von allen Seiten der freudige Zuruf erscholl! „Ich, Herr Lehrer! ich, Herr Lehrer." Dies that aber dem Respect keinen Abbruch.

Eingedenk der Schwierigkeiten, welche sich seiner höhern Ausbildung in der Jugend entgegen gestellt hatten, kannte mein Vater keine heiligere Pflicht, als Alles daran zu setzen, um mir den Weg zu den Studien auf jede Weise zu ebnen. Manche Familie schickte ihm ihre Kinder zum Privatunterricht; an allen diesen Stunden, welche hauptsächlich Geschichte, Geographie, deutsche Sprache, auch Französisch umfaßten, durfte ich Theil nehmen und gewann dadurch bei rascher leichter Fassungsgabe einen außerordentlichen Vorsprung. Bald aber ließ der Vater mich bei dem Ordinarius der Sexta des Gymnasiums, Borgardt, täglich Stunden im Lateinischen, Griechischen und Französischen nehmen, und dieser tüchtige Philologe brachte mich bald so weit, daß ich bei der Aufnahme in's Gymnasium, die in meinem zwölften Jahr erfolgte, in allen diesen Fächern reif für Tertia war, und nur aus Mangel an genügenden mathematischen Vorkenntnissen noch auf ein halbes Jahr die Quarta besuchen mußte. Mit den klassischen Sprachen und dem deutschen Aufsatz, sowie der Geschichte fand ich mich gut zurecht; nur die Mathematik blieb mir stets antipathisch, wie denn alles Rechnen mir von jeher ein Gräuel gewesen und geblieben ist. Für das Verständniß der deutschen Dichter, die Uebung im freien Vortrag und im deutschen Aufsatz verdankte ich den Lehrern Varnhagen, Wilms und dem Director Thiersch, Bruder des berühmten Archäologen und Verfasser des Preußenliedes, am meisten. Nebenbei wurde beim Superintendenten

Consbruch privatim das Englische, so gut es gehen mochte, getrieben.

Da sich mir bei weiterem Vordringen die Absicht immer deutlicher gestaltete, Philologe und Schulmann zu werden, so nahm ich in den oberen Klassen auch Unterricht im Hebräischen. Hier kam mir nun die Freundschaft mit einem trefflichen israelitischen Schulgenossen, Louis Lehmann, bestens zu statten, mit welchem ich überhaupt vielfach gemeinsam meine Studien betrieb. Er und sein Bruder David, damals Lehrer der jüdischen Gemeinde, weihten mich tiefer in das Hebräische ein, namentlich lernte ich auch die jetzige Cursivschrift mit Leichtigkeit lesen und schreiben. Beide Brüder, ideal angelegte Naturen vom reinsten Streben, waren mir lange Zeit im täglichen Verkehr verbunden.

Dem Gymnasium meiner Vaterstadt verdanke ich vor Allem jene feste Grundlage klassischer Bildung, welche durch nichts Anderes jemals zu ersetzen ist. Von großem Werth war mir dabei der Verkehr mit einem der jüngeren Lehrer, Dr. Reinhold Schmieder, der während meiner letzten Studienjahre an die Anstalt berufen wurde und bald nachdem er mein warmes Interesse für die alten Schriftsteller erkannt hatte, mich seines näheren Umganges würdigte. Er war ein gründlicher Philologe, aus der hallischen Schule hervorgegangen, und verstand die Klassiker in geistvoller Weise zu erklären. Ich durfte ihn an bestimmten Wochentagen Abends besuchen, wo er dann mit

mir Plautus und Terenz las, die ich damals ohne seinen Beistand nicht so leicht bewältigt hätte.

Zweierlei gab es in jenen Tagen noch nicht: die Verachtung der klassischen Studien, mit welcher sich der platte Utilitarismus unsrer Tage breit zu machen sucht, und die Klagen wegen „Ueberbürdung" der Schüler. Was zunächst letztere betrifft, so wußte man davon nichts, während heutigen Tages eine bedenkliche Verweichlichung eingerissen zu sein scheint. Ueberhaupt scheint mir die übertrieben zärtliche Rücksicht, welche man in neuester Zeit auf unsre Jugend nimmt, von großem Uebel, denn sie muß ja die ohnehin schon stark überhand nehmende Anmaßung steigern und die frühere heilsame spartanische Zucht aufs äußerste abschwächen. Wir waren ein frisches, fröhliches Geschlecht, das seinen Verpflichtungen in lebendigem Wetteifer nachkam, dabei aber für die Spiele und Erholungen der Jugend vollauf Zeit und Stimmung behielt. Ich meinestheils war ein eifriger Turner, dem keine Uebung zu schwer war. Noch passionirter hing ich aber dem Eissport an. Mit meinem um beinahe zwei Jahre jüngeren Bruder August ging ich, nachdem der Vater uns Schlittschuhe geschenkt hatte, an freien Nachmittagen, aber auch sonst wohl nach der Schulzeit aufs Eis. An der Nordwestseite der Stadt gab es eine Anzahl großer Teiche, die um so passender für unsre Uebungen erschienen, als sie bei genügender Breite sehr langgestreckt waren und deßhalb genug Raum für unsre Evolutionen darboten. In späterer Zeit war es unter

meinen Mitschülern der mir nahe befreundete Gustav Nolten, mit dem ich am liebsten in Vollmondnächten spät Abends aufs Eis ging, besonders nach den von der Emscher überschwemmten Wiesen, die einen weiten Tummelplatz gewährten. Da war es denn ein poetischer Anblick, über die weite spiegelnde Fläche, die im Mondschein schimmerte, hinzufahren und gelegentlich ein am Ufer sich duckendes Häslein aus dem Schlummer aufzustören, so daß das erschreckte Thier kaum wußte, nach welcher Seite es sein Heil in der Flucht versuchen sollte. Andere Spiele waren dann die beliebten Ritter- und Räuberspiele, die ich besonders mit meinem lieben Freund Eduard Brandhoff betrieb, und wobei wir uns stolz Don Odoardo und Don Guilelmo nannten. Bezeichnend, daß damals unter uns Soldatenspiele gar nicht vorkamen, denn das Soldatenthum erhielt bei uns in Deutschland erst dann eine Popularität, als zum ersten Mal nach langer Friedenszeit wirklich Siegesthaten zu verzeichnen waren.

Zu all diesen Erholungen ließ uns die Schule genügend Zeit, und dabei wurden die aufgebenen Arbeiten doch mit Fleiß ausgeführt. Vor Allem aber muß ich bezeugen, daß von den heute so oft erschallenden Klagen, als ob durch die Behandlung der antiken Klassiker in den Gymnasien die Lust an denselben der Jugend vertrieben werde, noch nichts zu spüren war. Freilich fehlte es dort wie auch sonstwo nicht an einzelnen Pedanten und Wortklaubern; allein im Herzen blieb unsere Freude an den Alten un-

getrübt, und wir gewannen für's ganze Leben eine Grundlage, für die wir stets dankbar geblieben sind. Und selbst die Pedanterie manches Lehrers hatte nichts Abschreckendes, sondern war meist mit einem liebenswürdigen Zuge verbunden. So war es bei dem Ordinarius der Tertia, einem Manne, den wir wegen seiner Herzensgüte und seiner fast kindlichen Harmlosigkeit hoch verehrten und dessen einzelne Wunderlichkeiten uns ein frohes Lächeln abgewannen. So schilderte er uns in der griechischen Geschichte einst die wilden Urzustände, indem er in gehobener Rede sprach: „Hier war es nun, wo der Räuber dem ruhig dahinziehenden Wanderer (dies begleitete er mit bezeichnendem Gestus) in den Weg tritt (dabei trat er lebhaft einen Schritt vor) und ihn hinabstürzt in die Tiefe (wieder kräftiger Gestus!) — wenn er kann!“ (hier wieder einen Schritt zurück). Noch drastischer war er einst in der römischen Geschichte, als er plötzlich einen Schüler Allotria treiben sah, und ihn, mitten im Vortrag sich unterbrechend, apostrophirte: „Da sitzt er, der schlechte Mensch, und lacht und schwatzt, während hier zwei edle Römer für's Vaterland in den Tod gehen.“ Unser Director Thiersch namentlich war es, der uns die antiken Klassiker lieb zu machen wußte, indem er sie nicht zu grammatikalischen Exempeln verwerthete, sondern uns lehrte, in ihr inneres Leben, ihren geistigen Gehalt einzudringen.

Daß eine gewisse künstlerische Ader in meiner Natur war, sollte sich nun aber am höchsten und stärksten in

meinem Verhältniß zur Musik erweisen. Beide Eltern waren musikalisch, und als ich kaum ein paar Jahre alt war, lernte ich von Beiden im Spiel Volks- und Kinderliedchen, die sie mir vorzusingen nicht ermüdeten. Mit sechs Jahren fing ich zuerst unter meinem Vater, dann unter tüchtig ausgebildeten Lehrern, von denen ich dem genialen Gustav Jansen am meisten verdanke, das Klavierspiel an. Das dürftige dünnstimmige Instrument, welches der Vater sich aus mühsamen Ersparnissen angeschafft hatte, erlebte meine ersten Fingerübungen; als ich später weitere Fortschritte machte, wußte der Vater durch einen befreundeten Instrumentenmacher ein etwas besseres zu beschaffen, das denn auch viele Jahre hindurch gute Dienste geleistet hat. Aber auch das Orgelspiel sollte ich mir zu eigen machen, denn mein Vater hatte den Mangel dieser Fähigkeit bei sich nur zu bitter empfunden. So erhielt ich denn Unterricht beim Organisten der Hauptkirche S. Reinoldi, einem alten gründlich gebildeten sächsischen Musiker Namens Günther, der mich nicht blos praktisch auf der Orgel, sondern auch theoretisch im Generalbaß zu unterrichten hatte. Bald war ich so weit, daß ich mit 12 Jahren meinen Vater auf der Orgel zu vertreten anfing, und ich gewann solche Neigung zu dieser Königin der Instrumente, daß, wenn ich Sonntags die Frühmesse in der katholischen Kirche für meinen Vater gespielt hatte, ich nach der Reinoldikirche eilte, um beim Hauptgottesdienst auf der herrlichen dortigen Orgel unter den Augen meines

Lehrers mich zu versuchen, dann aber bei Beginn der Predigt schnell in unsere Kirche zu rennen, um dort noch für's Hochamt zurecht zu kommen. Füge ich hinzu, das ich dann noch Nachmittags bei der Vesper meinen Vater zu vertreten hatte, so sieht man, daß meine Sonntage von einem hervorragend kirchlichen Lebenswandel ausgefüllt waren. Wenn dann aber die mächtigen Klänge der Orgel und der Gesang der Gemeinde durch die hohen Hallen brausten und an den kühnen Wölbungen hinschwebten, dann fühlte ich mich auf meiner Orgelbank glücklich. Zu Statten kam mir dabei, daß schon früh mir die Gabe des Phantasirens zu Gebote stand, denn oft versammelten sich meine jungen Gespielen um mich, wenn ich auf unserem dürftigen Klavier mich in freien Weisen erging. Von meinem musikalischen Kirchendienst her ist mir als unvergeßliche Erinnerung die Figur des alten grotesken Calcanten haften geblieben, der viele Jahre hindurch, so lange ich denken kann, auf seinem Posten war und während er auf seinem Hebelbalken auf und nieder schwebte, mit einer bärenmäßigen Stimme den Gemeindegesang begleitete. Zu Neujahr verfehlte er nie meinem Vater mit der stehenden Phrase zu gratuliren: „Der Herr erhalte Ihnen noch lange bei Ihrer Unschuld", (womit er uns Kinder meinte). Seine am Ende des Jahres eingereichte Rechnung bewegte sich stets in der lieblichen Formel: „Einem ehrwürdigen Kirchenvorstand ein Jahr lang die Bälge getreten."

Die Musik wurde nun ein Hauptinteresse für mich, und auch diese Seite meiner Anlage suchte mein Vater nach Kräften zu fördern und zu entwickeln. Dortmund war damals berühmt wegen seiner gediegenen Concerte; ein Orchester, in welchem die angesehensten Bürger, Kaufleute und Beamte, als Dilettanten mitwirkten; treffliche Sängerinnen, ebenfalls aus den Kreisen des höheren Bürgerthums, vereinigten sich zu tüchtiger Wiedergabe der klassischen Meisterwerke. Ich mag etwa zwölf Jahre gezählt haben, als mein Vater mich zum ersten Mal in ein Concert nahm, und das erste klassische Meisterwerk, das mir zu Ohren kam, war die zweite Beethovensche Symphonie. Jetzt noch, nach fünfzig Jahren, weiß ich mich lebhaft des tiefen Eindrucks zu entsinnen, den ich damals empfing. Eine neue Welt war mir aufgegangen. In dem Gesangverein betheiligte ich mich bald an der Aufführung größerer Chorwerke, und als einmal unser Musikdirektor plötzlich wegen finanzieller Bedrängnisse die Stadt heimlich verlassen hatte, wurde mir das fernere Einüben des Paulus, mit dem wir gerade beschäftigt waren, übertragen, und bei der Aufführung in der Kirche hatte ich, da uns ein Orchester nicht zu Gebote stand, die Begleitung des ganzen Werkes auf der Orgel durchzuführen. Aber schon weit früher hatte ich bei den kirchlichen Festen zur Weihnachts- und Osterzeit Gelegenheit gefunden, mit meiner hellen Kinderstimme bei den Gesängen mitzuwirken, welche unter

Leitung meines Vaters zur Verherrlichung des Gottesdienstes ausgeführt wurden.

Welche Bedeutung in katholischen Ländern das kirchliche Leben schon früh für den Einzelnen gewinnt, welche Macht auf die kindliche Phantasie der künstlerisch verklärte Gottesdienst ausübt, das kann für Weckung ästhetischen Sinnes nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir Knaben drängten uns schon früh zum Dienst bei der Messe, und es war für Jeden von uns eine Ehrensache, als Chorknabe dem Priester am Altare zu assistiren; ich erinnere mich noch meiner stolzen Genugthuung, als ich groß genug war, um das schwere Meßbuch von der Epistelseite des Altars auf die Evangelienseite und wieder zurück zu tragen. Wie oft ich aber am Altare kniete, stets hafteten meine Augen auf den großen Bildern der Gebrüder Dünwegge, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts den Hochaltar mit ihren großen tüchtigen Gemälden geschmückt hatten. Das gewaltige Bild der Kreuzigung und die Flügelbilder mit der heiligen Sippschaft und der Anbetung der Könige prägten sich mir mit allen ihren Einzelheiten unauslöschlich ein. Es war der erste bleibende Eindruck, den ich von einem Werke der Malerei empfing.

Die höchsten Feste, Weihnacht, Ostern und Fronleichnam gewannen auch für unsere Betheiligung eine erhöhte Bedeutung. In dunkler Nacht begab man sich am ersten Christtage in die Kirche, wo festliche Transparente das

„Ehre sei Gott in der Höhe" in flammenden Zügen emportrugen, und eine glänzende Beleuchtung sich bis an die Decke ausbreitete, um mit dem ehrwürdigen Dunkel der Gewölbe sich in einen Wettkampf zu wagen. Kehrte man dann nach Hause zurück, so hatten die Eltern sich in das große vordere Zimmer, das man jetzt einen „Salon" nennen würde, eingeschlossen. Bald erscholl das ersehnte Zeichen mit der Glocke, und nun strahlte uns der Weihnachtsbaum mit seinen Gaben entgegen, und wie glücklich fühlten wir uns bei dieser bescheidenen Bescheerung. Es hatte dann einen poetischen Reiz, unter dem Weihnachtsbaum das Frühstück zu nehmen und allmählich im Frühlicht des jungen Tages die Weihnachtslichter hinsterben zu sehen. Noch stimmungsvoller vielleicht war die Osterzeit, wo die Kirche durch den künstlerisch berechneten Gegensatz zu der Trauer der vorangegangenen Karwoche den Jubel des Auferstehungstages eindringlicher zu gestalten weiß. Am Karfreitage wurde unter düsteren Gesängen der Leichnam Christi am Hochaltar abgenommen und in's Grab gelegt. Die Geistlichkeit sämmt den Chorknaben umringte den Priester, der das große Cruzifix in Händen hielt, indem er es allem Volke zeigte, und unter dem Choral „Seht welch ein Mensch, ach seht" stationsweise vom hohen Chor herabschritt, um es in das am Ostende des südlichen Seitenschiffes befindliche heilige Grab zu betten. Von diesem Augenblicke verstummen für die folgenden Tage alle Glocken, und selbst statt der Meß-

glöckchen lassen nur Holzklappern ihr Zeichen ertönen. Das heilige Grab aber ist glänzend erleuchtet, und für die folgenden Tage concentrirt sich vor ihm die ganze Andacht der Gemeinde. Aber in der Frühe des ersten Ostertages, noch vor Sonnenaufgang, strömt die andächtige Schaar in die Kirche, die festlich erleuchtet ist. Kein Glockenklang läßt sich hören; Alles vollzieht sich in tiefster Stille. Der Geistliche mit seiner Begleitung begiebt sich lautlos zum Grabe und verharrt dort in stillem Gebet. Plötzlich intonirt er die mächtigen Klänge: Surge Domine. Er wiederholt sie zweimal in stets höherer Tonlage; endlich beim dritten Male erhebt er das Kreuz aus dem Grabe, wendet sich damit, es hoch emporhaltend, gegen die Gemeinde und stimmt nun den von allen Anwesenden aufzunehmenden Choral an: „Christus ist auferstanden von Tod und Grabes Banden". In diesem Augenblick ertönen alle Glocken, die Orgel fällt brausend ein, und die ganze Gemeinde stimmt den herrlichen Auferstehungsgesang an, indem sie, die Geistlichkeit mit dem Cruzifix an der Spitze, eine Prozession durch die Gänge der Kirche beginnt.

Eine mächtigere Wirkung läßt sich nicht denken. Nun hatte ich aber einmal gehört, am Ostersonntage gehe die Sonne tanzend auf. Ich war so kindisch, dies zu glauben, und begab mich an einem für mich unseligen Ostertage in grauer Morgenfrühe auf die Wälle der Stadt, um von dort dies Schauspiel zu genießen. Zwar wußte ich, daß mein Vater, durch Unwohlsein an's Bett gefesselt, die kalte

5*

Kirchenluft meiden sollte, also fest auf Vertretung durch mich rechnete, allein ich war überzeugt, früh genug auf meinem Posten zu sein. Kaum war ich zu meiner tiefen Enttäuschung inne geworden, daß es der Sonne gar nicht einfiel zu tanzen, so wurde ich durch das plötzlich erschallende Geläut aller Glocken zu meinem Entsetzen gewahr, daß der Zeitpunkt für mich, mit der Orgel einzufallen, bereits verstrichen war. Wie ein Rasender nach der Kirche stürzen, um mit der Orgel loszudonnern, war eins; aber es war von mir ein unerhörtes Aergerniß gegeben, und die Strafpredigt, die mir mit vollem Recht nachher mein Vater hielt, vergällte mir das ganze Fest.

Anderer Art war dann wieder Fronleichnam, wo die Gemeinde unter wehenden Fahnen, geschwungenen Weihrauchfässern und frommen Gesängen sich durch die blühenden Klostergärten prozessionsweise bewegte und vor den mit Maien errichteten blumengeschmückten Altären im Freien unter dem blauen Sommerhimmel die Andacht verrichtete. Die festlich geputzte Menge inmitten all' der Blumen und der grünenden Pracht ringsum gab ein unvergeßlich schönes Bild.

So verflossen in ungetrübter Lust die glücklichsten Kinderjahre; selbst das Lernen war uns Kindern eine Freude, weil der Vater es uns gewinnreich und anregend zu gestalten wußte. So benutzte er auch jede Gelegenheit, um den Kreis unserer Kenntnisse zu erweitern. Namentlich

führte er mich gern in die Werkstätten der Handwerker und Gewerbetreibenden und ich erinnere mich lebhaft, welches Interesse mir eine Töpferwerkstatt einflößte. Noch größer war allerdings meine Theilnahme, als ich eine Buchdruckerei in ihrem ganzen Betriebe kennen lernte, wo die Hurtigkeit der Setzer mir Staunen einflößte. Es mochte in mir schon eine dunkle Ahnung von den Beziehungen aufsteigen, in welche ich mein Lebenlang zu diesem wichtigen Zweige menschlicher Thätigkeit treten sollte.

Vor Allem aber war das Familienleben selbst, das sich in Haus und Garten abspann, für uns erfreulich. Die Eltern lebten in treuer Gemeinschaft und reiner Harmonie und ich erinnere mich nie einen Streit oder Zank gehört zu haben. Der Vater, in seiner ernsten, selbst strengen Weise, war doch voll Güte. Sein Erstes war, uns an strikte Pflichterfüllung zu gewöhnen und uns einzuschärfen, daß das Vergnügen stets der Pflicht nachzustehen habe. Von diesem Grundsatz ging er auch in der Praxis des Lebens niemals ab. Galt es eine Einladung für uns zu einem Ausflug, wobei die Schulstunden in die Brüche gehen mußten, so war es nicht möglich, des Vaters Zustimmung zu gewinnen. Wie oft war uns solches Verbot schmerzlich, wie oft beschuldigten wir ihn der Härte! Aber in späteren Jahren wußten wir diese liebevolle Strenge zu würdigen und segneten ihn darum. Milder, auch nachgiebiger war die gute Mutter. Ihr

freundlich liebevolles Wesen durchleuchtete wie Sonnenschein das ganze Haus. Immer thätig, bald in der Wirthschaft, bald im Garten, ging sie doch nicht so in dies Treiben auf, daß sie nicht offenen Sinn auch für Höheres gehabt hätte. Ihr liebes rosiges Gesicht mit den dunklen fröhlichen Augen war für Jedermann eine Erquickung. War sie im Garten beschäftigt, so pflegte ich gern ihre Nähe aufzusuchen und mich mit meiner Schularbeit in die Laube zu setzen.

Im Winter gab es in unsrem Hause ein Fest, welches damals bei uns in jedem Bürgerhause nach alter Sitte vor sich ging: das Schweineschlachten. In jeder Familie fütterte man eines oder auch mehrere dieser werthgeschätzten Vierfüßler, die freilich erst nach ihrem Tode zu ihrer vollen Bedeutung gelangen. Allerdings war es uns Kindern schrecklich, wenn wir die furchtbaren Schmerzensschreie des armen Thieres von weitem hörten; heranzutreten und den grausigen Akt mit anzusehen, wäre uns nicht eingefallen. Wenn dann aber die Herrichtung des Fleisches und Speckes, sowie die Zubereitung der Würste vor sich ging, dann nahm die Sache für uns eine ansprechende Gestalt an. Es wurde ein förmliches Familienfest, denn die Schwestern meiner Mutter kamen, um ihr zu helfen, und für uns Kinder war die Aussicht besonders lockend, daß jedes von uns ein nach Größe und Alter mit weiser Umsicht abgewogenes und abgestuftes Würstchen erhielt.

Im Sommer bot der Namenstag des Vaters, der Peter- und Paulstag, uns hohen Genuß. An diesem Tage kamen früh Morgens schon die Schulkinder ihrem Lehrer zu gratuliren. Sie wurden dann alle auf den Nachmittag zum Kaffee eingeladen. Nun schlug man in unserem Baumgarten lange Tische und Bänke auf, an denen dann die fröhliche Jugend Platz nahm. Manche frühere Schülerin des Vaters, die dem Unterricht bereits entwachsen war, ließ es sich nicht nehmen, das kleine Volk zu bedienen. Bei Kaffee und Kuchen verging eine fröhliche Stunde, an die sich dann allerlei Spiele anschlossen, bis gegen Abend die ganze Schaar sich verabschiedete, in dem Gefühl einen der schönsten Tage des Jahres erlebt zu haben.

Der seligste Festtag im ganzen Sommer war jedoch für uns Kinder die Einladung zum Lehrer Mönnich in Kirchlinde, die jedes Jahr einmal für die ganze Familie und für den ganzen Tag erfolgte. Wir brachen dann mit den Eltern zeitig Vormittags auf, um zur rechten Stunde das helle, in einem herrlichen Fruchtgarten gelegene Lehrerhaus zu erreichen. Schon die Wanderung durch Felder, die mit schattigen Wäldern wechselten, war ein Genuß. Nun aber vollends am Ort der Bestimmung das Wiedersehen mit unsern jungen Freunden, das herrlich bereitete Mahl und vor allen Dingen der Besuch bei den Stachelbeerhecken, Johannisbeeren, Erdbeeren und Kirschbäumen des wohlgepflegten Gartens! Wenn wir

Abends heimkehrten, lag der schönste Tag des Jahres hinter uns.

Zu weiterem Ausflug nahm mich mein Vater mit, wenn er in den Ferien, wie er alljährlich that, seinen Eltern in Balve einen Besuch machte. Sobald ich flügge war, mußte ich mit, und so lange ich für die ganze etwa acht Wegestunden weite Wanderung, die der Vater ganz zu Fuß machte, noch nicht kräftig genug war, schickte man von Seiten der Großeltern einen Boten mit einem Esel uns bis an die Ruhr entgegen. Auf dem Rücken des frommen Thieres legte ich dann den Rest der Reise zurück und hielt meinen Einzug in dem kleinen Städtchen. Auf's Zärtlichste empfing uns jedesmal die Großmutter, und auch der einsilbige herbe Großvater, den die harte Arbeit des Lebens etwas gebeugt hatte, konnte seine Freude an dem lustigen Enkel nicht verleugnen. Das waren dann herrliche Tage, ausgefüllt von Einladungen zu den alten Freunden meines Vaters und von den Spaziergängen in den romantischen Umgebungen der Stadt. Ein Lieblingspunkt war die Balver Höhle, etwa ein Stündchen von der Stadt gelegen, eine mächtige Naturerscheinung, die allerlei anthropologische Merkwürdigkeiten barg. Sonntags kamen viele Bauern vom Lande in's Haus, die mit meinem Großvater Geschäfte hatten. Damals kam es vor, daß zum ersten Mal dort von Amerika geredet wurde, weil Landsleute, die dahin ausgewandert waren, allerlei berichtet und die Neugier mächtig erregt hatten. Ich wurde gefragt, ob ich

etwas von dem Amerika wisse, und nun zeichnete ich ihnen mit Kreide die Gestalt Amerikas auf den Tisch und schilderte den staunenden Zuhörern Land und Leute in Amerika, so gut ich vermochte. Lust und Gabe zum Unterrichten regte sich damals schon in mir.

Einen der tiefsten künstlerischen Eindrücke sollte mir das Jahr 1843 bringen. Man feierte das dreihundertjährige Jubiläum des Gymnasiums, und da man damals noch nicht so massenhaft und so leicht wie heute solche Erinnerungsfeiern beging, so nahm man die Sache sehr wichtig. In das Programm wurde namentlich ein großes Concert aufgenommen, und die Väter der Stadt kamen auf die glänzende Idee, Franz Liszt, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, um seine Mitwirkung zu ersuchen. Der große Virtuose lebte zu jener Zeit auf der so köstlich zwischen Drachenfels und Rolandseck im Rhein gelegenen Insel Nonnenwerth, wo er freilich eine nichts weniger als klösterliche Existenz führte. Es war damals nicht so leicht, vom Rhein bis zu uns zu gelangen, denn die Köln-Mindener Eisenbahn war noch nicht erfunden, und man mußte die ganze Strecke im Wagen zurücklegen. Außerdem hatte Liszt sicher nie den Namen des unbekannten Nestes nennen hören, welches mit so naivem Zutrauen ihn zu einer Gastrolle aufforderte. Aber gerade dies muß ihn gewonnen haben und ihm als Kuriosität erschienen sein: genug, er sagte zu. Welche Menschenströme aus der ganzen Provinz sich nun nach meiner kleinen

Vaterstadt ergossen, kann man sich vorstellen. Am Tage des Concerts waren die Räume des Casinos vollgepfropft; im Saale konnte der bekannte „Apfel" nicht zur Erde; noch auf dem Flur und im Treppenhause drängte sich die aufgeregte Menge. Ich war als einer der Ordner in meinem schwarzen Sammtrock und Barett mit der breiten Schärpe in den Dortmunder Farben als Wachtposten an der Hinterpforte aufgestellt, die den Eingang in's Musikzimmer bildete; so hatte ich den Vorzug, den Gefeierten ganz in der Nähe sehen und salutiren zu dürfen. Auch hier drängte sich die Menge der Einlaßbegehrenden, und eben war ein Vater der Stadt mit großer Wichtigkeit bemüht, den Platz frei zu machen, als Liszt erschien. Kaum hatte er die Sachlage erkannt, als er mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit, die Thür weit aufreißend, ausrief: „Nur herein, meine Damen und Herren," und nun flutheten die Wogen hinein und überschwemmten, von hier aus in den Saal vordringend, das ganze Podium bis hart an den Flügel heran, so daß kaum der nöthige Raum für Liszt übrig blieb. So oft später das Leben mich mit ihm zusammengeführt hat, stets habe ich nicht blos den genialen Künstler, sondern auch den liebenswürdigen, gütigen Menschen in ihm zu verehren gefunden. Sein Spiel aber, dämonisch hinreißend wie die ganze Persönlichkeit, war mir damals wie eine Offenbarung des Höchsten. Von einer solchen Beseelung des Instrumentes, von einer solchen Macht der künstlerischen Individualität

hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Ich habe auch später nie wieder einen ähnlichen Eindruck empfangen.

Noch einiger persönlichen Beziehungen habe ich zu gedenken, die in die letzten Jahre meines Verweilens in der Heimat fielen. Mein Vater hat von der „Conferenz" berichtet, welche ihn mit seinen Collegen verband und Sonnabend Nachmittags nach einem bestimmten Turnus bei den Mitgliedern abwechselte. Zuweilen durfte ich an diesen gemüthlichen Zusammenkünften Theil nehmen, wo Pädagogisches und Literarisches verhandelt wurde. Es war die Zeit, wo Diesterweg in hohem humanen Sinne der Pädagogik einen neuen Aufschwung gegeben hatte, der in den Lehrerkreisen zu einer höheren Auffassung des Berufes und zu verschärfter Selbstkritik Anlaß bot. Mit hoher Verehrung ward der Name des bahnbrechenden Mannes, den Alle als ihren Führer bereitwilligst anerkannten, genannt, und alle Lebensäußerungen in diesen Kreisen waren von einem reinen Idealismus erfüllt. Besonders trat der zu den Jüngeren gehörende Lehrer Schmitz hervor, eine feurige Natur, voll gesunden rheinischen Humors, und von einer schwungvollen Begeisterung getragen. Ihm verdanke ich die erste Bekanntschaft mit Hofmeisters Leben Schillers, welches eines seiner Lieblingsbücher war. Ganz andrer Art war der Nestor dieses Kreises, Uvermann, der in seiner philosophischen Ruhe die Dinge mit großer Gelassenheit betrachtete. Er beglückte mich durch seine besondere Zuneigung, der er manchen

sinnigen Ausdruck gab. Er stammte aus einer Zeit, wo in manchen abgelegenen Kreisen die großen Gestirne Goethe und Schiller am Himmel noch nicht erschienen waren, und seine ganze Verehrung galt den Dichtern der früheren Epoche, Lessing und Wieland. Ich besitze noch als Geschenk des trefflichen Mannes die Gesammtausgabe der Werke des Verfassers der Abderiten und des Oberon, ein rührendes Zeichen seiner Zuneigung. Als er meine ersten literarischen Arbeiten erhielt, war er davon in seiner blinden Vorliebe so eingenommen, daß er zu sagen pflegte: „Wenn man solche Sachen lesen wolle, müsse man seinen Sonntagsrock anziehen, sich eine Pfeife feinsten Tabacks stopfen und dazu eine Tasse Mokka trinken!" In späteren Jahren, als das hohe Alter seine Gedächtnißkräfte aufgezehrt hatte, quälte er sich in langen schlaflosen Nächten mit Tausenden von Namen, die ihm aus seiner ausgebreiteten Lectüre im Kopf hängen geblieben waren, ohne daß er sich ihrer Bedeutung zu entsinnen vermochte. Er schrieb dann jeden Namen auf bereit gehaltene Zettel, und in der Morgenfrühe schon kam ein dienstbarer Geist mit diesen Namensverzeichnissen zu meinem Vater gelaufen, der dann die Bedeutung jedes Einzelnen, sei es aus dem Gedächtniß, sei es aus dem Conversationslexikon dazu setzen mußte.

Unter den befreundeten Häusern, mit welchen ich verkehrte, muß ich die Familie Riesberg hervorheben, wo drei blühende Töchter und zwei Söhne meine Spielkame-

raden waren. Der Vater, der einen höheren Posten beim Steueramt bekleidete, starb früh und ließ die Witwe mit der schwierigen Aufgabe zurück, die sämmtlich noch zu Hause weilenden Kinder zu erziehen. Frau Riesberg war aber eine Frau voll Charakter, Energie und Geisteskraft, die ihren Kindern eine freie Entwicklung zu wahren wußte. Die ältere Tochter Louise, eine gutherzige überwiegend praktische Natur, starb früh, die zweite, Henriette, ging ins Kloster, die dritte, Florentine, die begabteste von Allen, voll Offenheit und heitrer Lebensfrische, heirathete einen angesehenen Dortmunder Arzt und ist selbst wieder Mittelpunkt eines lebensfrohen Kreises geworden. Regen Verkehr hatte ich aber mit einem Sohne aus erster Ehe, Joseph Widekind, über den ich später noch zu berichten habe. Am meisten aber schloß ich mich der Mutter an, und es wird selten vorkommen, daß ein junger Mann so intime Beziehungen zu einer alten Dame unterhält. Aber Frau Riesberg war eine geistig hochstehende unabhängig denkende Frau voll reifer Lebenserfahrung, so daß die Unterhaltung mit ihr stets voll Anregung war.

So waren die letzten Zeiten meines Dortmunder Aufenthaltes herangekommen, und ich fing an, mich auf das Abiturientenexamen vorzubereiten, als sich eine Umgestaltung der Verhältnisse vollzog, die auch auf mich einzuwirken bestimmt war. Und zwar handelte es sich dabei um unsere Beziehungen zur Kirche. Ich muß hier einiges über die Persönlichkeit meines Vaters vorausschicken.

Zwanzig Jahre hatte er auf's Segensreichste in seinem Dortmunder Amte gewirkt. Sein ausgezeichnetes Lehrtalent, sein edler Charakter, die Milde und zugleich auch die ernste Festigkeit seines Wesens, sowie seine feinen Umgangsformen hatten ihm in allen Kreisen der Gesellschaft ein hohes Ansehen verschafft. In den ersten Familien der Stadt, beim Landrath, Bürgermeister, Berghauptmann und den sonstigen höheren Beamten war er gern gesehen, zumal er die Kinder dieser Familien im Unterricht hatte. Ebenso mußte mein Vater wöchentlich einmal eine kleine Stunde weit nach Brünnighausen wandern, um dort in der Familie des Freiherrn von Romberg Unterricht zu ertheilen. Diese Beziehungen wußte er bestens für seine Armen auszunützen, indem er jeden Winter von der Baronin einen großen Wagen voll Kohlen aus ihren Gruben erbat, die er dann unter seiner Aufsicht unter die Bedürftigen vertheilen ließ. Wohlthun, helfen und nützen, mit Rath und That Bedrängten zur Seite stehen war seine Freude. Unermüdlich wußte er auch fremde Kräfte in Bewegung zu setzen; groß war die Zahl Derer, für welche er Bittschriften an die Regierung, das Ministerium, selbst an den König aufsetzte, um ihnen Unterstützung auszuwirken. In den späten Abendstunden, nach dem Nachtessen, am Ende eines Tagewerkes, das ihn von der Frühe bis in die Nacht thätig sah, gab er mittellosen jungen Leuten, die schon im Geschäft und sich gern weiterbilden wollten, unentgeltlich Unterricht oft bis gegen

10 Uhr, so daß man sagen kann, sein Leben war ein rastloses Wohlthun. Als nach dem segensreichen Vorgange des Kaplans Kolping in Köln überall katholische Gesellenvereine entstanden, um die jungen Leute vom Wirthshaus fern zu halten und zu belehrenden und unterhaltenden Zusammenkünften zu verbinden, war wieder mein Vater sofort bereit, seine Abendstunden zu opfern, und aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen den jungen Leuten Anregendes und Belehrendes mitzutheilen. Unbegrenzt war deshalb das Vertrauen und die Verehrung, welche ihm in allen Kreisen entgegengebracht wurde. Wie oft ergriff er, wo ihm von Unfrieden in Familien berichtet wurde, die Gelegenheit, selbst einzuschreiten, und wie oft gelang es seiner eindringenden Beredtsamkeit, seiner rückhaltlosen Offenheit, mit der er seiner sittlichen Ueberzeugung Ausdruck gab, ehelichen Zwist oder Zank zwischen Eltern und Kindern, oder auch zwischen Geschwistern auszugleichen.

Trotz des hohen Ansehens, welches er sich auf diese Weise erworben — oder vielleicht eben wegen desselben? sollte sein Verhältniß zur Geistlichkeit in die Brüche gehen. Ich will ausdrücklich bemerken, daß er sein lebenlang ein rechtgläubiger frommer Katholik war, seiner Kirche und ihren Dienern treu ergeben, voll Respect vor der ihm vorgesetzten Geistlichkeit; nur den Jesuitismus haßte er, hütete sich aber wohl, von dieser Gesinnung öffentlich Zeugniß abzulegen. Wenn er dennoch in schweren, un-

heilbaren Conflict mit der Geistlichkeit gelangte, so traf nicht ihn dabei Schuld, sondern ausschließlich die andere Seite. Ich will hier keinen Namen nennen, sondern mich nur an die Sache halten; und auch diese soll nur in großen Umrissen berührt werden. Die ersten Anlässe zu Zerwürfnissen gab der Umstand, daß der Clerus meinen Vater an dem ihm von Rechtswegen zukommenden sehr bescheidenen Gehalt zu verkürzen suchte. Da er selbst über diese Dinge ausführlich berichtet hat, so brauche ich hier nicht eingehend darauf zurückzukommen. Der Leser wird aus jener treuen unparteiischen Schilderung ersehen haben, welche Kette von Benachtheiligungen, Rechtsverletzungen und Kränkungen jeder Art von jener Seite über den gewissenhaften Lehrer und redlichen Mann verhängt wurde. Diese Beeinträchtigungen nahmen eine entschiedene Gestalt an, als es zur Ablösung der Leistungen kam, welche der oben erwähnte Humannshof an die Schule zu liefern hatte. Es zeigte sich wieder, mit welch' trefflichem Magen die Kirche gesegnet ist, denn der Clerus suchte das, was der Schule zukam, dem Kirchenfonds zuzuwenden. Dagegen empörte sich der Gerechtigkeitssinn meines Vaters, und er suchte in Eingaben an den Landrath, an die Regierung und endlich an's Ministerium seine Sache zu verfechten. Wie manchen Sonntag Nachmittag habe ich am Schreibtisch sitzen müssen, um diese langen Actenstücke sauber zu copiren! Bei den weltlichen Behörden fand mein Vater allen Beistand, der eben zu gewähren war;

aber die Lage der Dinge ließ einen durchgreifenden Schutz nicht zu. Durch diese Widerwärtigkeiten wurde das Leben meines Vaters verbittert, und die Lust am Lehren, welche ihn in seinem schweren Beruf stets aufrecht erhalten hatte, konnte nur durch sein großes Pflichtgefühl gerettet werden. Bedenkt man aber, daß der Beruf des Lehrers einer der mühevollsten ist, daß er Leib und Seele in ungewöhnlichem Grade in Spannung erhält, daß endlich sehr viel Hingebung und Entsagung dazu gehört, in diesem schweren Berufe nicht zu ermatten, sondern geistig frisch und stark zu bleiben, so muß die muthwillige und boshafte Störung einer so segensreichen Thätigkeit wahrlich Abscheu einflößen. Damals habe ich eingesehen, wie verhängnißvoll es ist, wenn man den Lehrerstand unter die Botmäßigkeit der Kirche stellt, wenn man Geistliche, welche von Pädagogik meistens nichts verstehen, zu Vorgesetzten der Schule macht. Wir hatten neben dem Hauptpfarrer damals einen jungen Caplan, der im Kloster wohnte und in unsrer Schule den Religionsunterricht gab. Es war eine vollblütig sinnlich angelegte Natur, die manche Kämpfe durchmachen mochte; denn in den Abendstunden hörte man aus seinem Zimmer weithin durch die Stille der Nacht leidenschaftliches Gebetstammeln in einer unheimlichen Heftigkeit; ja man hatte den Eindruck, daß die Geißel und andere Mittel der Selbstzüchtigung dabei zur Anwendung kamen. Dieser Mann war in den Religionsstunden uns

denn keineswegs ein Muster der Selbstbeherrschung, denn er konnte einen jungen Sünder aus der Bank herausziehen, auf den Boden hinknieen lassen und hieb dann so erbarmungslos und ingrimmig mit Stock oder Ruthe auf ihn ein, daß ihm selbst die Zornesader aufschwoll, der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn stand, und wir Kinder den entsetzlichen Eindruck einer ungebändigten Leidenschaft empfingen.

Solche unpädagogische Elemente sollten also über das Wohl und Wehe der Schule und ihrer Angehörigen entscheiden! Natürlich ruhte auch die Schulinspection in den Händen der Geistlichkeit und nun begab sich das Unerhörte, daß der Herr Schulinspector, von dem einheimischen Geistlichen begleitet, plötzlich unangemeldet in meines Vaters Schule trat, um zu inspiciren! Ganz so wie wenn urplötzlich bei einem der Untreue verdächtigen Cassirer eine Untersuchungscommission einbricht. Nun war aber meines Vaters Schule eine wahre Musterschule. Mochte es in ihm innerlich kochen ob der Verhöhnung von Sitte und Anstand, vollends angesichts seiner Schüler, so hielt er mit der größten Ruhe die improvisirte Prüfung ab, in dem stolzen Gefühl, daß er seine Gegner an pädagogischem Geist thurmhoch überragte und in der Schule ihnen allen mehr als gewachsen war. Der Erfolg war jedesmal für ihn und seine Schüler ein glänzender. Die in jesuitischem Geist der Doppelzüngigkeit abgefaßten Berichte des Schulinspectors sandte der Landrath meinem

Vater sofort zu, und jedesmal wenn er seine Entgegnung an die Regierung abgesandt, erhielt er warm anerkennende Erlasse, und die Staatsbehörden versicherten ihn ihres unbedingten Vertrauens, ihrer Anerkennung. Sie schätzten ihn nach Verdienst; aber ihn gegen den Clerus zu schützen waren sie nicht im Stande; wir haben ja zur Genüge erfahren, daß im Großen wie im Kleinen der Staat dem Ultramontanismus gegenüber den Kürzeren zu ziehen pflegt.

Diese Vorgänge, die ich zu würdigen und zu verstehen alt genug war, erschütterten mein Verhältniß zu einer Menschenklasse, die ich bis dahin zu verehren gewohnt gewesen war. Ich hätte mit meinen Gesinnungen wohl zurückgehalten, wenn nicht Umstände eingetreten wären, welche die religiösen Verhältnisse meiner Vaterstadt stark erschüttern sollten. Man hatte bis dahin im besten confessionellen Frieden gelebt; völlige Eintracht herrschte unter Protestanten und Katholiken, die in einer großen Zahl gemischter Ehen, namentlich in der vornehmen und gebildeten Klasse zum Ausdruck kam. Auch die Geistlichkeit beider Confessionen lebte in einträchtigem Verkehr. Aber dieser Zustand der Duldung ist bekanntlich den Fanatikern ein Gräuel, und sie brandmarkten ihn als Indifferentismus. Nun weiß man, daß seit Anfang der vierziger Jahre der Ultramontanismus mit aller Macht bemüht war, an Stelle des Friedens den Kampf zu setzen. Die romantischen Stimmungen Friedrich Wilhelms IV. waren einer kirchlichen Restauration günstig, die denn auch in dem Auf-

6*

treten fanatischer Kirchenfürsten wie des Bischofs Arnoldi sich keck genug ankündigte. Um zu versuchen was die Menschheit des 19. Jahrhunderts sich bieten lasse, wurde das unerhörte Schauspiel der Verehrung des heiligen Rocks zu Trier in Scene gesetzt. Ueberall aber, wo Katholiken und Protestanten bis dahin friedlich und in Eintracht gelebt hatten, wurden junge Geistliche der neuesten fanatischen Zucht (jetzt würden wir sie „Hetzcapläne" nennen) angestellt. So auch in Dortmund. Der Vicar Hillebrand war eine begabte Natur, von einer ungeschulten, aber mächtigen Beredsamkeit, dabei voll Feuereifer, alle Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Seine Predigten waren wie ein Feuerstrom, sie loderten, flammten und zündeten. Aber sie regten die Gewissen der Frauen auf, denn sie wetterten hauptsächlich gegen die gemischten Ehen, welche von der Kanzel herab als „sacrilegische Verbindungen" gebrandmarkt wurden. Man kann sich kaum eine Vorstellung von der unheilvollen Wirkung dieser Reden machen, die vor allen Dingen Unfrieden und Zerwürfniß in viele Ehen trugen. Der Vicar war aber nicht mit seinem Kanzeleifer zufrieden; es gelüstete ihn auch nach literarischen Lorbeeren, und so erschien eine starke Broschüre, in der er mit einem Wust wohlfeiler theologischer Gelehrsamkeit seine Sätze zu verfechten suchte.

Ich war in tiefster Seele entrüstet über dies Treiben, und obwohl mir das Examen bevorstand, konnte ich mich

nicht enthalten, in aller Stille eine Gegenschrift zu verfassen. An theologischem Wissen war dieselbe sehr arm, aber ich führte meine ganze Empörung, ich führte den gesunden Menschenverstand und die natürliche Empfindung gegen ihn zu Felde. Im tiefsten Geheimniß übergab ich das kecke Schriftstück einem mir wohl bekannten Verleger, der denn auch meine Anonymität so vollständig wahrte, daß damals keine Seele eine Ahnung von dem Verfasser gehabt hat. Einige hielten den evangelischen Superintendenten, andere den jüdischen Rabbiner für den Verfasser! Ein seltsames Spiel des Zufalls wollte, daß mein Studirzimmer im Kloster nur durch eine dünne Fachwerkwand von dem Zimmer meines Gegners getrennt war, der nimmer geglaubt hätte, daß die gegen ihn gerichteten Pfeile in solcher Nähe abgeschossen wurden. Am strengsten wahrte ich meinem Vater gegenüber mein Incognito, denn wenn die Sache ruchbar wurde, so mußte er völlig frei und unschuldig dastehen. Wie hätte sonst die clericale Partei ihn zerrissen! Aber er konnte sich's doch nicht versagen, ganz im Stillen sich ein Exemplar meiner Broschüre zu verschaffen, und nachdem er die Mutter, mich und einen bewährten Hausfreund in sein Zimmer gerufen und sorgfältig die Thüren verriegelt hatte, las er uns mit gedämpfter Stimme meine Streitschrift vor. Dabei war es denn für mich ein großes Vergnügen, zu hören, wie er manche Stellen mit seinen zustimmenden Bemerkungen begleitete, bei anderen aber die gar zu starken Ausdrücke tadelte.

Meine kleine Schrift ging reißend ab und erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen. Mein erster literarischer Erfolg. Nach einigen Wochen warf mein Gegner eine Gegenschrift in die Welt; aber auch auf diese blieb ich ihm die Antwort nicht schuldig, und auch meine zweite Broschüre hatte sich großen Absatzes zu erfreuen. Da eines Tages rief mein Verleger, eine etwas ängstliche Natur, mich in sein Arbeitszimmer und zeigte mir eine Menge Absagebriefe, an deren Spitze der Dechant und der Vicar standen, denen dann viele aus ihrer frommen Herde folgten. Der Inhalt war kurz, daß sie jeden geschäftlichen Verkehr aufkündigten. Mein Verleger sah darüber etwas verblüfft aus. Ich aber beruhigte ihn, nahm sämmtliche Briefe an mich, und in kürzester Frist ließ ich eine weitere Broschüre erscheinen, worin ich diese ganze liebevolle Correspondenz veröffentlichte und mit anmuthigen, aber etwas spitzen Arabesken begleitete. Es waren mehr Brennnesseln, als andere Blumen in meinem Gewinde. Dies war und blieb das letzte Wort in unserer Fehde. Die Gegner hatten offenbar nicht für möglich gehalten, daß man sie so an den Pranger stellen könnte. Sie verstummten fortan und für meinen Verleger hatte die Sache den Erfolg, daß er für den an den Katholiken erlittenen Ausfall durch die Protestanten reichlich schadlos gehalten wurde.

Inzwischen war, Ostern 1845, die Zeit des Abganges zur Universität herangekommen. Ich hatte mich für

Philologie entschieden und wollte die ersten Semester in Bonn studieren. Da mein Vater mich finanziell kaum zu unterstützen vermochte, so sah ich mich im Wesentlichen auf mich selbst angewiesen, hatte ich doch schon in den letzten Jahren jüngeren Schülern des Gymnasiums Nachhilfestunden gegeben; so war mir denn nicht bange. Da rief mich eines Tages mein Verleger zu sich und indem er sich schmunzelnd die Hände rieb, eröffnete er mir, daß unsere Broschüren doch eine ganz hübsche Einnahme ergäben hätten und so wolle er mir denn auch meinen Antheil daran zukommen lassen. Damit legte er einige Goldstücke vor mich hin. Ich war ebenso erstaunt wie hocherfreut. Daß man für literarische Leistungen Honorar erhalte, war mir bis dahin ganz unbekannt. Dies war nun mein erstes, noch dazu völlig unerwartetes Honorar, und mit diesem Rückhalt begab ich mich getrosten Muthes nach Bonn.

2. Bonn.

Der Rhein! welch glänzende Rolle spielte der herrliche Strom in meiner jugendlichen Phantasie! Etwa ein Jahr, ehe ich meine Geburtsstadt verließ, hatte die Sehnsucht nach dem Vater Rhein mich und mehrere meiner Genossen, darunter Eduard Brandhoff und Gustav Nolten, zu einem Ausfluge verlockt, bei welchem wir den Weg von Dortmund nach Elberfeld zu Fuß zurücklegten — denn die Köln-Mindener Eisenbahn war eben erst im Bau begriffen und das Wandern war damals weit mehr als heute, wo fast überall die Eisenbahnen unsre jungen Leute zur Bequemlichkeit verführen, nicht blos „des Müllers", sondern überhaupt der Jugend Lust. Von Elberfeld bis Düsseldorf führte uns das Dampfroß; es war das erstemal, daß wir die Eisenbahn kennen lernten, und was heutzutage Jedem etwas Selbstverständliches, Langgewohntes ist, machte damals auf uns alle einen solchen Eindruck, daß ich ihn noch heute in aller Frische mir in Erinnerung rufen kann. Dann kam etwas für uns

ebenso Neues, dabei viel Herrlicheres, Poetischeres: die Fahrt auf dem Dampfschiff von Düsseldorf nach Köln, wobei die goldiggrünen Fluthen des mächtigen Stromes uns für die flachen Ufer und das uninteressante Land schadlos hielten. Der Blick in das reichbewegte Leben am Rhein, in das großartige Treiben und die alterthümliche Herrlichkeit Kölns gab uns Eindrücke, die einen neuen Abschnitt in unsrer Entwickelung bezeichneten. Aber der Bodensatz des Kelchs, den wir so freudig geleert, enthielt einige Bitterkeit: wir hatten in dem stürmischen Drange, der uns ins Weite zog, ganz vergessen, daß bei unsrem Abmarsch die Ferien noch nicht angebrochen waren; einen Tag vor Anfang derselben hatten wir unsre Wanderung angetreten. Die Folge war, daß uns Allen noch etwas Neues, für uns Unerhörtes, zu Theil wurde: der Carzer! Eduard Brandhoff's Ehrgefühl wurde dadurch so schwer verletzt, daß er mit Zustimmung seines Vaters das Gymnasium verließ und als „Eisenbähner" in das Büreau der= Köln = Mindener Bahn eintrat. Er hat es dort durch seine Tüchtigkeit, die besonders auf gediegenen mathematischen Kenntnissen beruhte, bald zu hohen Stellungen gebracht und ist, soviel ich weiß, noch jetzt in einem angesehenen Amte zu Elberfeld thätig.

Auch uns Andere mochte es einen Moment locken, in eine Laufbahn einzutreten, welche damals noch nicht an Ueberfüllung litt und jedem tüchtigen Streben glänzenden Erfolg verhieß. Aber im nächsten Augenblick war die

Versuchung überwunden, und wir vollendeten unsre Studien auf dem Gymnasium, um rite dann zur Universität abzugehen. Nun also war ich am Rhein, und zwar an einem seiner schönsten Punkte, wo das flache Land des Niederrheins sein Ende erreicht, und die edlen Formen des Siebengebirges die Pforte zu den romantischen Partien des mächtigen Stromes bilden. Oft in der Folgezeit war ich mit fröhlichen Kameraden in den Thälern und auf den Höhen des Siebengebirges, auf dem schroff emporragenden Drachenfels, auf der Wolkenburg, in dem stillen Thal von Heisterbach, mit seiner malerischen Ruine des alten Cisterzienserklosters, und in schönen Sommerzeiten brachen wir auch wohl mitten in der Nacht auf, um auf einer der Höhen den Sonnenaufgang zu erleben. Andere Wanderungen führten uns die sanften bewaldeten Hänge der Kessenicher Hügelzüge entlang, welche in einiger Entfernung dem Lauf des Stromes folgen. Mir ward damals klar, von welchem Werth es für die Jugend ist, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend zu studiren, wo immer wieder das abstrakte Studium durch die Frische der äußeren Eindrücke unterbrochen und belebt wird. Auch war es für meinen Formensinn nicht gleichgültig, daß ich an den feingeschwungenen, mannichfaltigen Linien des Gebirges einen starken Anreiz fand, mein schon in frühen Jahren erwachtes, vom Vater geweckte Zeichentalent zu üben. Das schwungvolle Profil des Siebengebirges immer wieder und in jeder perspektivischen Ver-

schiebung aufs Papier zu werfen, war mir eine immer neue Aufgabe. Auch die Ruine Godesberg auf ihrem isolirt aufragenden Kegel wurde oft besucht und gezeichnet; ebenso das romantische Rolandseck mit dem Mauerbogen, der einer der lieblichsten deutschen Landschaften als Rahmen dient. Auch der kühne Wagemuth der Jugend fand hier seine Nahrung, denn ich erinnere mich, einmal an der schroffsten Stelle des Drachenfels über wild zerklüftete Gesteinmassen den Aufstieg erzwungen zu haben.

Kein Wunder, daß die studirende Jugend Städte wie Bonn, Marburg, Heidelberg, Freiburg, Tübingen schon der herrlichen Naturlage wegen den meisten anderen vorzieht; aber auch die verhältnißmäßige Kleinheit dieser Orte übt eine starke Anziehungskraft, besonders in den ersten Semestern, aus. In solchen kleinen Städten spielt der Student eine entscheidende Rolle; hier dreht sich Alles um ihn, um sein Wohl und Wehe; dem „Philister" gegenüber fühlt er sich als geschlossene Macht, ja als bevorzugter Stand, ohne daß darum diese Empfindung zu einem unliebsamen Kastenhochmuth führte. Vielmehr liegt dem ganzen Verhältniß, in welchem er zur Außenwelt steht, doch wieder etwas Harmloses zu Grunde. Vor Allem aber, da er sich im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses stehend weiß, wirkt dies Bewußtsein regelnd und zügelnd auf sein Verhalten ein. Wohl mag durch dies heitere freie Leben Ernst und Strenge der Studien manche Lockerung erfahren, aber zu schärferem zielbewußteren

Studium bleiben immer noch die späteren Semester zur Verfügung, die meistens in einer größeren Stadt, namentlich in Berlin abgehalten werden, wo dann freilich der Musensohn als verlorener Einzelner in dem bunten Gemisch und Gewoge der Großstadt aufgeht und sich kaum mehr als „flotter Studio" fühlt.

Bonn selbst, das sich seitdem bedeutend erweitert und entwickelt hat, damals aber etwa 16000 Einwohner zählte, war eine jener Mittelstädte, in denen es dem Studenten anheimelnd gemüthlich wird. Die Stadt mit den sauberen, meist engen und winkeligen Straßen und dem unregelmäßigen Marktplatze, mit seiner „Pyramide", dem Centrum auch des studentischen Lebens, hatte damals eine größtentheils alterthümliche Physiognomie, zu welcher das herrliche Münster mit seinen fünf Thürmen, eines der imposantesten Bauwerke romanischer Uebergangszeit, am meisten beitrug. Mir sollte der großartige Bau bald Gelegenheit zu eingehenden kunsthistorischen Studien bieten. Ein besonders anziehender Punkt war der gleich links vor dem Coblenzer Thor liegende „Alte Zoll", ein Rest der Stadtbefestigung, zu dessen hochliegender Terrasse der Student schon deßhalb mit Vorliebe pilgerte, weil er dort den schönen Töchtern des Universitätsrichters von Salomon, den sogenannten „Salamandrinen", Fensterparade machen konnte. So rächte man sich, und hielt sich zugleich schadlos für die minder angenehmen Berührungen, die man zuweilen Kraft seiner Amtsgewalt mit dem Vater hatte.

Ein unerschöpflicher Genuß war es aber, von der Höhe aus über die Brustwehr auf den Strom und sein vielbewegtes Leben und auf die im blauen Duft wie eine Fata morgana hingezeichneten Linien des Siebengebirges den Blick schweifen zu lassen. Und drüben die schöne Kirche von Schwarzrheindorf, ein edler Bau romanischer Blüthezeit, die bald meine eingehendere Aufmerksamkeit fesseln sollte, ragte vom jenseitigen Ufer mit ihrem stattlichen Centralthurm bedeutsam auf. Daß auch die Beobachtung des schon damals reichen und bunten Fremdenverkehrs, in welchem die typische Figur des Engländers bereits hervorragte, unseren Mußestunden manchen Reiz verlieh und mir speciell für meinen Zeichenstift allerlei Ausbeute gewährte, brauche ich kaum zu versichern. Allerdings konnte es nicht fehlen, daß bei diesen Bestrebungen bisweilen „collegium logicum“ geschwänzt wurde; aber wo schwänzte sich's schöner, lieblicher, lehrreicher als auf dem „Alten Zoll“?

So waren die Umgebungen beschaffen, in die ich nun als Student eintreten sollte. Auch die äußeren Verhältnisse meines Lebens gestalteten sich freundlich genug, so daß der Mittellose die Abwesenheit eines väterlichen „Wechsels“ nicht gar zu schwer verspüren mußte. Denn erstlich wohnte mir in Bonn ein Onkel mütterlicher Seite, Wilhelm Enckhaus, der wenn ich nicht irre als Wachtmeister die Armee verlassen hatte und nun eine Stelle am Oberbergamt bekleidete. Ich hatte ihn einst auf einer

mir unvergeßlichen Brautfahrt nach Meschede begleiten dürfen, wo er seine Verlobte besuchte. Ein Wagen war von ihm gemiethet worden, und nun ging's im offenen Gefährt — er selbst kutschirte — durch die herrlichen Thäler und Gebirgszüge des „Sauerlandes" nach dem fernen kleinen Städtchen, wo wir einige Tage zubrachten, und während der Onkel seinen Liebeswerbungen oblag, fand ich reichliche Gelegenheit, in der schönen Gegend meinen Zeichenstift zu üben und dabei auch meinem Sinn für lebhaftes Kolorit zu fröhnen. Damals staffirte ich meine Landschaften stets mit Räubern, die aus einer Höhle hervorkrochen, oder im Walde im Versteck lagen, um auf eine vornehme Reisegesellschaft zu lauern. Ich erinnere mich noch gut, daß der Räuberhauptmann von mir stets mit einer blutrothen Jacke ausgestattet wurde. Nun fand ich die Tante an der Seite des Onkels wieder, und erfuhr in ihrem Hause nicht bloß die herzlichste Aufnahme, sondern erhielt auch den Mittags- und Abendtisch, was dem Zustande meiner Finanzen höchst ersprießlich war. Der Onkel war ein stattlicher schöner Mann von straffer und dabei eleganter militärischer Haltung. In seiner äußeren Erscheinung galt er mir nicht mit Unrecht als Ideal einer ritterlichen Mannesgestalt. Sehr oft durfte ich ihn Abends in seinem Bureau zu einem Spaziergange abholen, wobei er dann, freilich ohne viel Erfolg, auf meine äußere Haltung beim Gehen und Stehen einzuwirken suchte, zugleich aber auch bei seinem vielseitigen Interesse für Literatur und Kunst

in anregendster Weise seine Ansichten mit mir austauschte. Es war ein genußreicher Verkehr, an dessen ungetrübte Harmonie ich immer noch dankbar mich erinnere. Daß ich nebenbei am Tische der Tante eine Kost erhielt, die mich fröhlich gedeihen und den Tisch meines Elternhauses nicht vermissen ließ, braucht kaum versichert zu werden.

Bald sollte indeß meine materielle Existenz auf selbständige Grundlage gestellt werden, indem ich durch Vermittlung eines älteren Studiengenossen den Auftrag erhielt, dem Sohne des Professors Argelander, des Direktors der Sternwarte, täglich zwei Stunden Unterricht oder Nachhilfe zu ertheilen. Ich erhielt dafür ein für jene Zeit so ansehnliches Honorar, daß ich davon die bescheidenen Ausgaben für meinen Unterhalt so ziemlich bestreiten und mich in eine Pension bei einer freundlichen Wittwe aufnehmen lassen konnte, welche mit mütterlichem Sinn, unterstützt von zwei anmuthigen Töchtern Lina und Lenchen sich der ihr anvertrauten Studenten annahm. In dieser Familie ging mir zuerst das Verständniß für den heiteren, fröhlichen Sinn auf, der am Rheine waltet, und der mir stets die Rheinländer, namentlich aber auch und vor Allem die rheinischen Frauen und Mädchen mit ihrer herzlichen Offenheit und ungezierten Natürlichkeit so sympathisch gemacht hat. Ich brauchte nun die Gastlichkeit meines Onkels nicht mehr in Anspruch zu nehmen, verkehrte aber, so oft Zeit und Gelegenheit es erlaubten, stets gern in dem freundlichen Hause.

Jeden Tag brachte ich nun zwei Stunden in dem fast fürstlichen Palaste der Sternwarte zu, wo ich mit meinem Zögling die Schulexercitien durchmachte, eine Aufgabe, bei welcher die mir vom Vater her angeerbte pädagogische Begabung sich üben konnte. Weniger behaglich waren mir die Einladungen zu den großen Gesellschaften, die sich in den glänzenden Räumen der Argelanderschen Wohnung abspielten. Ich mag mich damals ziemlich ungeschickt und schüchtern in dieser mir noch gänzlich fremden Welt bewegt haben.

Der Eintritt ins akademische Leben wurde mir wesentlich erleichtert durch den Umstand, daß eine Anzahl meiner Kameraden aus den Gymnasialzeiten mit mir nach Bonn gegangen waren. Ich nenne vor Allem den wackeren Julius Natorp, Sohn eines Gutsbesitzers aus einem der landschaftlich anmuthigsten Theile meiner Heimathprovinz, dem Ruhrthale, wohin mich in früheren Jahren oft mein Wandertrieb geführt hatte. Er widmete sich dem Studium der Medizin, ließ sich später in der Haspe nieder, wo er sich ein hübsches Haus baute und bis an seinen leider zu frühen Tod als vielbeschäftigter Arzt segensreich wirkte. Er war trotz einer gewissen barschen, oft kaustischen Ausdrucksweise eine ideal angelegte Natur, voll Interesse für Kunst und Poesie, dabei ein Charakter von unantastbarer Makellosigkeit. Sodann gedenke ich eines aus angesehener ärztlicher Familie Dortmunds entsprossenen Gefährten Gustav Nolten, der sich der Jurisprudenz widmete und, wenn ich nicht

irre, noch jetzt in richterlicher Stellung zu Dortmund lebt. Auch er hatte einen entschiedenen Trieb zur Kunst und wußte diesen Sinn ausübend zu bethätigen, indem er im Wohnzimmer seines elterlichen Hauses einige Hauptscenen des Seibertz'schen Faust in großen Bildern mit Wasserfarben an die Wand malte. Diese kühnen Leistungen waren damals Gegenstand der Bewunderung bei uns Allen gewesen. Eine Gabe trockenen Humors, die ihm reichlich zu Theil geworden war, würzte nicht wenig den Verkehr mit ihm. Ich nenne ferner den scharfsinnigen und liebenswürdigen Fritz Gerstein, ebenfalls Jurist, der noch jetzt wie ich glaube in Rheda als Rechtsanwalt wirkt. Der Medizin dagegen wandte sich Louis Lehmann zu, später als Badearzt in Rehme thätig. Das Gemeinsame bei all diesen Genossen und bei der großen Mehrzahl der damaligen studirenden Jugend war ein starker idealistischer Zug, der in Jedem das Bedürfniß weckte außer seinen Fachstudien auch Humaniora zu treiben, besonders in Kunst und Poesie zu leben und nach Kräften selbst zu schaffen.

Die erste Bethätigung meiner Eigenschaft als civis academicus vollzog sich beim Leichenbegängniß Aug. Wilh. Schlegel's, der gerade gestorben war, als ich in Bonn ankam. Seine Bestattung gestaltete sich der Bedeutung des Mannes entsprechend. Viel wußte man freilich von seiner maßlosen Eitelkeit und seinen Wunderlichkeiten zu erzählen; es waren dies die letzten Eigenschaften, die

von ihm noch übrig geblieben. Aber man hatte doch die Empfindung, daß mit ihm eine große Epoche der Literatur abschloß. Inzwischen war eine jüngere rheinische Dichterschule aufgeblüht, als deren damalige Häupter Simrock, Gottfried Kinkel, Alexander Kaufmann auf der Höhe des Schaffens standen. Ein frischer Hauch des fröhlichen rheinischen Lebens, ein kräftiger Humor und dabei ein Anklang romantischer Stimmungen bildete den Grundton dieser meist im Lyrischen, gelegentlich aber auch im Epos sich bewegenden Poesie. Mit Alexander Kaufmann, der jetzt als angesehener fürstlicher Archivarius in Wertheim lebt, besonders aber mit Kinkel sollte ich bald in nähere Beziehungen treten.

Was nun meine Studien betrifft, so galten dieselben in erster Linie der Philologie. Ich hatte auf dem Gymnasium mit Vorliebe die griechischen und römischen Autoren gelesen und war mit der vollen Begeisterung für das klassische Alterthum auf die Universität gekommen. Diese Richtung fand die reichste Nahrung unter Leitung jener beiden bedeutenden Männer, welche damals, in ihrem Wesen und ihrer Auffassung einander auf's glücklichste ergänzend, an der Spitze der philologischen Studien standen: Ritschl und Welcker. In Ersterem lernte ich bald den scharfsichtigen eleganten Geist verehren, der ihn zum Meister philologischer Kritik machte und aus seinem Seminar eine Reihe bedeutender Schüler und selbständiger Männer der Wissenschaft hervorgehen ließ. Ich traf dort

mit Jacob Bernays, Mehler, Leopold Schmidt, G. Wendt, dem jetzigen verdienten Direktor des Karlsruher Gymnasiums, und manchen anderen zusammen. Im Seminar besonders herrschte der regste Wetteifer. Die vornehme Erscheinung unseres Meisters gewann auf uns Alle bedeutenden Einfluß.

Neben ihm war es Welcker, der mit seinem feinen Sinn uns tief in den Geist des klassischen Alterthums eindringen ließ und besonders durch seine Erklärung der plastischen Denkmäler uns einen Blick in die Zauberwelt höchster künstlerischer Schönheit erschloß. Nie vorher hatte ich Gelegenheit zu solchen Anschauungen gefunden; fast überwältigend war der Eindruck, den die Welt antiker Herrlichkeit auf mich ausübte. Hier zum ersten Male ging mir eine Vollkommenheit auf, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. In der Folge bin ich oft genug meinem Geschicke dankbar gewesen, daß es mir die Aufgabe stellte, in diesem Reiche höchster Schönheit der Führer für eine lernbegierige Jugend zu werden. Tritt uns doch in keiner Epoche der Kunstgeschichte die verklärte und idealisirte Menschengestalt in solcher Reinheit und Selbstherrlichkeit entgegen wie in der Antike.

Wenn ich sage, daß ich philosophische Disciplinen bei Brandis, literargeschichtliche Vorlesungen bei dem gelehrten Loebell und bei Diez hörte, so genügt dies, um im Allgemeinen die Richtung und den Umfang meiner Studien zu bezeichnen. Dazu kamen dann noch historische Collegia

bei E. M. Arndt und bei Dahlmann. Ersterer, dessen immer noch fast jugendlich rüstige Gestalt von einem Nachglanz aus der großen Zeit der Befreiungskriege umflossen war, flößte uns eine fast kindliche Verehrung ein: Dahlmann aber erfüllte die jugendlichen Gemüther durch seine Vorlesungen über die französische und englische Revolution mit dem Inhalt jener modernen Kämpfe, aus welchen die heutige Welt hervorgegangen ist. Es war der starke Pulsschlag politischen Lebens, der in seiner strengen, herben Darstellungsweise, die auf jeden rhetorischen Schmuck, auf alles Pathos verzichtete, eindringlich jeden Hörer bewegte. Daß seine würdige charaktervolle Persönlichkeit in uns Allen die höchste Verehrung weckte, da er einer der Göttinger Sieben war und zu den Vorkämpfern gegen die frivole Willkür des Absolutismus gehörte, bedarf kaum der Erwähnung. Wenn er in seiner ruhig ernsten Weise den Vortrag begann, hing Alles in athemloser Spannung an seinen Lippen, und da auch aus der Stadt viel Zuzug kam, so war der größte Hörsaal der Universität bis auf den letzten Platz gefüllt, kaum im Stande alle Zuströmenden zu fassen. Es war gleichsam eine elektrische Spannung in der Luft, denn in jenen Jahren waren fast alle gebildeten Kreise Deutschlands von dem mächtigen Drängen nach politischer Freiheit erfüllt, welches dann in der Revolution von 1848 in lichte Flammen ausschlagen sollte.

Kaum minderen Enthusiasmus erregte ein anderer,

damals noch jugendlicher Docent, zu dessen Vorlesungen sich ebenfalls ein großer und erlesener Kreis auch von außerakademischen Hörern drängte: Gottfried Kinkel. Er stand in der vollen Blüthe erster Manneskraft: eine schlanke Gestalt, deren geschmeidigen Formen die spätere Corpulenz noch keinen Abbruch that; ein edles Antlitz mit dunklem Haar und Bart und tiefen leuchtenden Augen; vor Allem aber mit einer Stimme begabt, die bald tief wie Glockenton, bald weich und einschmeichelnd an's Ohr drang, und deren reiche Register der Redner gern in etwas absichtlicher Weise zur Verstärkung einer fast bühnenmäßigen Wirkung zur Geltung zu bringen liebte. Indeß läßt eine enthusiastische Jugend sich selbst theatralische Effekte gern gefallen, wenn eine Persönlichkeit mit dem vollen Einsatz ihrer Ueberzeugung dahinter steht. Kinkel aber war schon damals durch seine Lebensschicksale dem Publikum interessant geworden. Als gläubiger Theologe und beliebter Prediger hatte er zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dann durch seine Bekanntschaft mit der geistreichen und charaktervollen Johanna Mockel, gebornen Matthieu, zu freieren Anschauungen durchgedrungen, hatte er die Theologie verlassen und war als Professor der Kunstgeschichte in die philosophische Fakultät aufgenommen worden. Man wußte manches Romantische von ihm zu erzählen: wie er die geliebte Frau, nachdem diese von einem unglücklichen Ehebündniß sich gelöst, bei einer Kahnfahrt im Rhein aus den Wellen gerettet und sie dann glückselig

zur Gattin gewonnen hatte, und wie nun Beide ein von Poesie und Kunst verklärtes gemeinsames neues Leben begonnen hatten. Die lebensprühenden Gedichte Kinkel's, voll Glut der Empfindung, sein anmuthiger „Otto der Schütz" trugen dazu bei ihm die Herzen der Jugend zu gewinnen. Das Ehepaar hatte damals eine schöne Wohnung im Poppelsdorfer Schloß inne. Aus den Fenstern schweifte der Blick über die herrlichen Linien des Siebengebirges, die von den mächtigen Baumgruppen des botanischen Gartens wirksam umrahmt wurden: ein Landschaftsbild von nie zu erschöpfendem Reize. Kam der stattliche Mann dann, am Arm die kleine, zarte, unansehnliche Frau, die aber durch ihren tiefen, geistvollen Blick Jeden zu fesseln wußte, durch die Poppelsdorfer Allee zur Stadt geschritten, so hatte man den Eindruck eines zwar äußerlich sehr ungleichen, aber durch Gemeinsamkeit des Strebens innig verbundenen Paares.

Nichts war fesselnder als die Vorträge Kinkel's. Lebhaft erinnre ich mich noch seiner Vorlesungen über die niederländische Malerei. Man wird heutzutage, nachdem die Forschung so riesige Fortschritte gemacht, alles Einzelne reicher ausführen können; aber die geistvolle Schilderung von Land und Volk, die den tiefsten Grund der großen Entwicklung der niederländischen Kunst in farbenreichen Bildern darlegte, dürfte an Kraft des Eindrucks nicht zu überbieten sein. Dem Redner kam hier die dem niederländischen Wesen congeniale Naturanlage

des niederrheinischen Volkes trefflich zu Statten: aus dieser kräftigen gesunden Sinnlichkeit, aus der genußfrohen Stimmung des ganzen Daseins ergab sich eine Auffassung, die in unübertrefflicher Weise die Entfaltung jener großen Malerei klar vor Augen stellte. Dazu kam die anschauliche Frische der Schilderung, die den damals noch vollständig fehlenden bildnerischen Apparat fast ersetzte. Man fühlte, es war eine poetische Natur, die alles Künstlerische ohne Mühe und Zwang mit innerlichem Verständniß erfaßte. Die Anregung solcher Vorträge empfanden mit mir die Hunderte, welche sich in diese Vorlesungen drängten. Mir wurde zum ersten Mal gerade durch Kinkel die Wirkung des frei gesprochenen Wortes offenbar, und als ich später selbst den Lehrstuhl bestieg, machte ich es vom ersten Beginn mir zum Gesetz, nie anders als in völlig freier Rede zu meinen Hörern zu sprechen.

Nicht minder zündend waren Kinkels Vorlesungen über Shakespeare, die er im Winter vor einem großen Zuhörerkreise von Herren und Damen hielt. Auch hier war es weit weniger ein Zergliedern im Einzelnen, oder etwa eine philologische Textbehandlung, welche er gab, sondern ein lebendiges Erfassen des Ganzen nach seinem poetischen Gehalt und auch hier fühlte man in seiner zündenden Rede den starken Pulsschlag des Dichters. Gerade diese Vorlesungen waren es, welche mir das Verständniß der Poesie und der bildenden Kunst zuerst erschlossen, und mochte auch eine strengere Kritik, die mir jedoch damals

glücklicher Weise noch nicht zu Gebote stand, Manches auszusetzen finden, für mich und viele Andere war hier der Schlüssel zu einem tieferen Verständniß, die Anregung zu selbständigem Weitergehen. Mochte der kritische Sinn mit der vollen Schärfe des Verstandes in den philologischen Vorlesungen und besonders in den Uebungen des Ritschl'schen Seminars angespornt werden, es war doch gut, daß auch die Begeisterung der Jugend, die Empfänglichkeit der Phantasie ihre Nahrung erhielt. Für mich speciell wurde dann bald das Rheinland mit der Fülle seiner alten Denkmäler ein großer Bilderatlas, an welchem ich meine Anschauungen bereicherte.

Diese Bestrebungen erhielten die kräftigste Nahrung durch eine Bekanntschaft, welche ich in dem Löbellschen Colleg machte. Andreas Simons war ein Student in vorgerückteren Semestern, der sich des noch ganz als Neuling auftretenden „Fuchses" freundlich annahm. Er machte seine Ueberlegenheit nicht mit Prahlerei geltend, sondern wurde mir zu einer Art Mentor, dem ich viele werthvolle Anregungen verdankte. Schon durch seine intime Freundschaft mit Kinkel und dessen Gattin imponirte er mir; mehr noch durch die kritische Sicherheit, mit welcher er die von mir herausgelockten Gedichte beurtheilte. Ich fand bald, daß es ziemlich müßig sei, in solchen Versuchen zu dilettiren, und niemals habe ich später Jemand mit derartigen Reimereien wieder behelligt. Ein solideres Band zwischen uns war die Musik. Simons hatte eine

klangvolle Baßstimme, auf deren Ausbildung der Verkehr mit der musikalisch hochbegabten Johanna Kinkel günstigen Einfluß geübt hatte. Am liebsten sang er ihre Compositionen, mit denen sie vorzugsweise die Gedichte ihres Mannes verherrlichte. Lieder wie das tief empfundene „Es ist so still geworden in Thälern und auf Höhn", oder „Auf einsam hohem Thurme" sind mir nie mehr aus dem Gedächtniß geschwunden. Bei der raschen musikalischen Auffassung, die mir eigen war, bei der Leichtigkeit, mit welcher ich mich in harmonischen Combinationen erging, war es mir eine Kleinigkeit ihn zu begleiten, und da uns der Instrumentenmacher Braun sein Lokal und die daselbst befindlichen Flügel unbeschränkt zur Verfügung stellte, so begaben wir uns sehr oft Abends dorthin und musizirten nach Herzenslust. Dadurch wurde mir auch Gelegenheit, mich oft auf vortrefflichen Instrumenten im Klavierspiel zu üben, und da ich Alles, was ich einmal mir durch Studium angeeignet hatte, sofort aus dem Gedächtniß wiederzugeben wußte, so war es für mich von großem Werthe, die Kritik meines Freundes zu hören, wenn ich diese oder jene Beethovensche Sonate ihm auswendig vorspielte. Wie unauslöschlich stark die Kraft des Gedächtnisses ist, wenn man es in der Jugend übt, habe ich bis auf den heutigen Tag erfahren, da alle Musikstücke, welche ich in jenen Jahren mir eingeprägt habe, fast ohne Mangel bis auf den heutigen Tag mir im Kopf hängen geblieben sind.

Simons führte mich auch bei Frau Kinkel ein, die neben ihren sehr begehrten Klavierstunden sich einen Gesangverein von Dilettanten geschaffen hatte, welche sich allwöchentlich bei der verehrten Frau versammelten, um größere Chorwerke einzuüben. Wir studirten unter ihrer Leitung die beiden Iphigenien Glucks und die wenig bekannte Spohr'sche Oper „Pietro von Abano", die wie mir scheint, die gänzliche Vergessenheit nicht verdient, welcher sie anheimgefallen ist. Es war ein Genuß, an diesen Uebungen Theil zu nehmen. Die edle kunstbegabte Frau wußte nicht bloß das Technische völlig zu beherrschen, sondern sie verstand es, uns durch geistvolle Bemerkungen in das innere Verständniß der Tonschöpfungen einzuführen. Waren die Uebungsstunden zu Ende, so trat dann wohl Kinkel zu uns ein, um in anregender Unterhaltung eine Weile mit uns zu verkehren. Und wenn dann der Blick zufällig durch die hohen Fenster hinaus schweifte und auf dem entzückenden Landschaftsbilde weilte, das sich dort aufthat, so hatte man die Empfindung eines durch Natur, Kunst und Poesie verklärten beneidenswerthen Menschendaseins. Wer hätte damals geahnt, daß in wenigen Jahren schon die politischen Stürme dies Alles vernichten würden!

Hatte der verehrte Lehrer mir den ersten Einblick in die Kunstgeschichte eröffnet, so war es wiederum Simons, dem ich eine praktische Anleitung zu diesen Studien verdankte. Er stand damals mitten in den Arbeiten für

seine Publikation der Kirche von Schwarzrheindorf. Ihm schwebte als Vorbild Puttrichs großes Werk über die sächsischen Denkmäler vor Augen, dessen in effectvollen lithographirten Zeichnungen ausgeführte architektonische Aufnahmen ihres Gleichen suchten. Simons scheute die Mühe nicht, das Steinzeichnen selbst zu erlernen und brachte in langwieriger Arbeit ein Werk zu Stande, das in flotter Wirkung die Puttrich'schen Tafeln zwar nicht erreichte, in gewissenhafter Ausführung und scharfem Formverständniß sie aber weit übertraf. Ebenso stand sein kunsthistorischer Text in Genauigkeit und eindringender Kritik hoch über dem Puttrich'schen. Schnaase und Professor Wiegmann kamen einmal von Düsseldorf herüber, um die Arbeiten kennen zu lernen, die ihren vollen Beifall fanden. Dies war das erste Mal, daß ich dem Altmeister der Kunstgeschichte persönlich begegnete. Von größtem Werth aber wurde es für mich, daß Simons bei seinen zahlreichen Besuchen der Kirche mich mitnahm und mich an einem concreten Beispiel mit der Kritik kunsthistorischer Denkmäler praktisch vertraut machte. Die um die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründete und als Centralbau ausgeführte Kirche, die ihre Bestimmung für ein Nonnenconvent durch die Anlage als Doppelkirche kund giebt, hatte schon zwanzig Jahre nach ihrer Vollendung einen Umbau erfahren, der sie zu einem Langhausbau umwandelte. Die Spuren dieser Umgestaltung an dem Monumente festzustellen und die ursprüngliche Form aus den beim Neubau verwendeten

alten Materialien, namentlich den Säulchen der Galerie, welche ursprünglich den ganzen Bau umgab, abzuleiten, war eine ebenso interessante als für mich lehrreiche Aufgabe. Ich lernte dabei, die alten Denkmäler historisch betrachten und ihre Wandlungen durch die verschiedenen Epochen verfolgen. Es war der beste praktische Kursus in der Kunstgeschichte, den ich mir hätte wünschen können. Wenn ich jemals später bei meinen zahllosen Untersuchungen deutscher, französischer und italienischer Denkmäler Etwas für kunstgeschichtliche Würdigung derselben beizutragen vermochte, so beruhte das Alles auf den in Schwarzrheindorf empfangenen Eindrücken. Aber auch dem landschaftlichen Zauber des Orts blieb unser Auge nicht verschlossen. Wie oft blickten wir aus der Zwergsäulengalerie, welche wie ein reicher Kranz die Kirche umgiebt, auf die herrliche Landschaft, aus welcher jenseits des Rheines Bonn mit seinen Thürmen aufragte, während die edlen Linien des Siebengebirges den Abschluß bildeten. Köstlich faßten dann die reich geschmückten Säulen die einzelnen Bilder wie mit einem kunstvoll gearbeiteten Rahmen ein. Als dann der großartige Cyklus von Wandgemälden unter der Tünche hervorgezogen wurde, welcher die ganze Kirche bedeckte, und den später Ernst aus'm Weerth in seinem großen Werke über die rheinischen Wandgemälde trefflich veröffentlicht hat, da gewann der schöne Bau auch in dieser Hinsicht die Bedeutung eines Denkmals allerersten Ranges.

Um die geschichtliche Stellung desselben nach allen Seiten hin zu erkennen, bedurfte es einer Untersuchung der Kirchen des benachbarten Köln, dessen romanische Gewölbebauten in inniger Verbindung mit Schwarzrheindorf stehen. Finden sich dort ja in S. Martin und der Apostelkirche Monumente, welche den Centralthurm ebenfalls in ihr Bauprogramm aufgenommen haben; zeigt sogar noch viel früher die großartige Kapitolskirche den glänzend gelungenen Versuch einer centralisirenden Anlage des Chors. So fuhren wir denn an manchem Sonntage nach Köln und gaben uns einem sehr eifrigen Kirchenbesuch hin, der aber weit weniger dem Innern als dem Dachstuhl galt, wo wir in mühseligem und bisweilen gefährlichem Klettern auf den Balken die Construktion der Gewölbe sorgfältig prüften. Allein ich war von jeher ein gewandter Turner und ein kühner schwindelfreier Equilibrist gewesen, eine Eigenschaft, die mir damals und später noch oft bei meinen Untersuchungen mittelalterlicher Monumente zu Statten kam. Daß dann in weiterer Consequenz auch die übrigen rheinischen Denkmale, in erster Linie das imposante Münster zu Bonn, weiterhin dann die Kirchen zu Andernach, Linz, Sinzig, Laach u. a. besucht und studirt wurden, ist selbstverständlich. Alle diese Werke gehören jener großen Epoche des deutschen Reiches an, wo sich die selbständige schöpferische Kraft in den edlen Formen des romanischen Stils aussprach. Den gothischen Denkmälern war unser Interesse erst in zweiter

Linie zugewandt, und obwohl wir den damals ja noch unvollendeten Kölner Dom zu bewundern nicht müde wurden und gern die ganze stimmungsvolle Macht seiner Formen auf uns einwirken ließen, namentlich wenn wir dem Hochamt im Chor beiwohnten, das farbig gebrochene Sonnenlicht durch die hohen Fenster einbrach, und mit den aufwirbelnden Wolken des Weihrauchs ein wundersames, von den Klängen der Orgel und des Gesanges umwogtes Gemisch erzeugte, — so blieb es doch bei diesem rein poetischen Empfinden, während unsre Studien fast ausschließlich den romanischen Denkmälern galten.

Simons ist mir stets ein lieber Freund geblieben, und ich habe nie vergessen, was ich ihm verdanke. Später hatte ich die Freude ihn öfter wiederzusehen: in Berlin, wo er mit großem Erfolg Vorträge über Bauconstruktionen an der Bauakademie hielt; in Frankfurt, wohin man ihn an das Städelsche Institut berufen hatte; endlich in Darmstadt, wo er bis auf den heutigen Tag am Polytechnikum unterrichtet. In den Ferien begleitete er mich einmal nach Haus, wo dann die in streng romanischem Stil erbaute Marienkirche und die großartige Reinoldikirche, ein imposantes Denkmal der Uebergangszeit, unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. In der Marienkirche fertigte ich auch nach dem schönen Gemälde des Hochaltars, einem Werke der altkölnischen Schule, eine Durchzeichnung, mit der ich Kinkel eine Freude machte.

Unter meinen Studiengenossen, die ich erst in Bonn

kennen lernte, habe ich nun vor Allem noch zwei zu nennen, die für meinen Entwicklungsgang einflußreich wurden. Der eine war Wilhelm Reinhaus, ein Pfarrerssohn vom Niederrhein, der einer der strebsamsten und vielseitigsten jungen Männer war, die mir jemals begegnet sind. Von unscheinbarer, fast schwächlicher Gestalt, wußte er durch Abhärtung seine Gesundheit zu kräftigen und zu fast unabläßiger Arbeit zu stählen. Von Geburt mit einem ganz verkrüppelten linken Arm behaftet, vermochte er selbst diesen Mangel durch die äußerste Energie in sinnreichster Weise fast aufzuheben. Wie er sich dabei dieses verstümmelten Gliedes doch zu bedienen wußte, war erstaunlich. Ich konnte das um so besser beobachten, da ich längere Zeit sein Stubengenosse war. Obwohl auch er durch Stundengeben sich durchbringen mußte, fand er in unermüdlicher Arbeit doch noch Zeit und Gelegenheit, ein fast universelles Wissen sich anzueignen. Ein seltnes Sprachtalent stand ihm zur Seite, denn nicht bloß die alten Sprachen cultivirte er, sondern er wußte sich auch das Verständniß des Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen anzueignen. Daneben aber galten seine eigentlichen Studien den Naturwissenschaften. Er war ein unverwüstlicher Botaniker und Geolog, der nie ohne den Hammer, Spaten und die Botanisirbüchse ausging. Da wir das Meiste gemeinsam trieben, so fand mein durch meinen Vater geweckles Interesse für die Natur jetzt die reichste Förderung. Immer mehr gewöhnte ich mich daran,

bei unsern Spaziergängen alle Gebilde des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs ins Auge zu fassen und zu verstehen. Kamen wir von solcher Wanderung heim, so bot die Gestalt meines Freundes einen noch seltsameren Anblick als sonst, denn nicht bloß war die Botanisirbüchse, die ihm am Leibe schlotterte, vollgestopft, sondern sämmtliche Taschen strotzten von geologischen Kostbarkeiten, so daß dadurch sein Umriß wohl an Fülle, nicht aber an Anmuth gewann, und endlich hielt er selbst in der verkrüppelten Linken noch allerlei Ausbeute seiner Forschung. Ein glückselig harmloses Lächeln umspielte dann seine Züge. Im Verkehr war er äußerst gutherzig, doch fehlte es ihm nicht an scharfem Witz, der ja so oft körperliche Gebrechen begleitet, und seine kaustischen und sarkastischen Bemerkungen hatten ihm den Spitznamen „Nante“ eingetragen. Noch oft bin ich ihm im späteren Leben begegnet und habe stets die Unverzagtheit und Unverdrossenheit bewundert, mit welcher er durch alle Schwierigkeiten sich den Weg bahnte. Er widmete sich in der Folge dem Schulfach und wirkte zuerst am Gymnasium zu Prenzlau, dann an dem zu Lüdenscheid. Obwohl er ganz allein auf sich selbst stehen mußte, brachte er es fertig, einen jüngeren Bruder auf seine Kosten in Halle Theologie studiren zu lassen; als dieser aber früh an der Schwindsucht starb, nahm Reinhaus sich der Braut desselben an und heirathete sie. Leider wurde sie ihm früh durch den Tod entrissen, und diese Zerstörung seines Lebensglückes hat er nie ver-

wunden. Als Elsaß-Lothringen wieder unser geworden war, gehörte er zu den ersten, die sich für eine Lehrstellung dort meldeten und bei seiner Sprachgewandtheit war er für eine solche Mission besonders geeignet. Leider zeigte sich bald ein Brustleiden, das er sich wohl durch seine übermäßigen Bergtouren in den Vogesen zugezogen hatte, und als bald auch ein Gehirnleiden hinzutrat, mußte er nach der Kennenburg bei Eßlingen gebracht werden. Kaum erhielt ich in Stuttgart diese schmerzliche Nachricht, als ich mich zu einem Besuch aufmachte. Der Kummer, den sonst so geistesfrischen Mann in Umnachtung wiederzusehen, blieb mir erspart. Er war in der Nacht durch den Tod von weiteren Leiden erlöst worden. Wir bestatteten ihn auf dem hoch über Eßlingen gelegenen Kirchhof, und ich hatte die traurige Pflicht, ihm am Grabe einen Nachruf zu halten, worin ich seine Tapferkeit, seine Treue und seinen patriotischen Sinn nach Verdienst würdigte. Es hatte etwas Tröstliches, ihn, den warmen, begeisterten Naturfreund, in einem der lieblichsten Flußthäler Deutschlands, das in der Ferne von der zackigen Kette der schwäbischen Alb umschlossen wird, bestattet zu sehen.

Mit Reinhaus zugleich lernte ich Hermann Kestner kennen, den Sprößling einer angesehenen hannoverischen Familie. Sein Vater, der Kammerrath Kestner zu Hannover, war der siebente Sohn von Lotte Buff, und mit

Recht pflegt die Kestnersche Familie bis auf den heutigen Tag die großen Traditionen der Goetheschen Zeit. Jenen Briefwechsel des Dichters mit Kestner, der zu den köstlichsten Aeußerungen des jungen Goethe gehört und ihn uns in dem ganzen Ueberdrang der Empfindung eines Werther zeigt, lernte ich handschriftlich durch meinen Freund kennen, lange bevor derselbe durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Kestner widmete sich der Medicin und wirkt noch heute als angesehener praktischer Arzt zu Mülhausen im Elsaß; aber ihm stand ein hervorragendes Zeichentalent zu Gebote, und er hätte vielleicht lieber sich der Malerei gewidmet, wenn nicht der Vater den Ausschlag für die Medicin gegeben hätte. Auf mich wirkte der Verkehr mit ihm besonders nach der Richtung, daß auch ich meine Zeichengabe im Wetteifer mit ihm immer mehr auszubilden suchte. Besondres Interesse wandten wir dabei den alten Bauwerken zu, und ich besitze jetzt noch eine prächtige Zeichnung von ihm, welche das Bonner Münster von der Nordostseite darstellt. Mit Kestner und Reinhaus bildete ich bald ein unauflösliches Triumvirat, und vielleicht gerade weil unsere Charaktere sehr verschieden waren, hielten wir fortan fest zusammen und schlossen ein Freundschaftsbündniß, das nur der Tod zu lösen vermag. Gemeinsam war mir mit Kestner das lebhafte Interesse für Kunst und Alterthum, uns Allen aber die Freude an der Natur. Auf unzähligen Wanderungen rheinaufwärts und durch die romantischen Thäler

der Ahr und der Brohl wußten wir unserm Streben Genüge zu thun. Zum Schönsten gehörte eine Wanderung nach Altenahr, dessen wildzerrissene Dolomitfelsen mit dem rauschenden Fluß ein unvergleichliches Bild gewähren. In Waldporzheim kehrten wir beim St. Petrus ein und labten uns in der Laube des Gasthofes an einem Trunk des feurigen Weines. Hier war es, wo ich zum erstenmal in meinem Leben meinen Widerwillen gegen den Wein überwand, was denn freilich eine starke Erhöhung meiner Stimmung nach sich zog, die sich in etlichen übermüthigen Späßen Luft machte. Freund Reinhaus dagegen bedurfte keines Weins, um manchmal in den tollsten Possen sich zu ergehen. So stellte er sich wohl Abends spät an's offene Fenster und imitirte das Krähen des Hahnes so täuschend, daß alsbald, da wir vor der Stadt wohnten, alle Hähne in den benachbarten Gehöften erwachten und, über die Tageszeit getäuscht, ein allgemeines Krähen anhuben, welches geeignet war ganz unrichtige Vorstellungen über die Tageszeit bei Mensch und Vieh zu erwecken.

Eine größere Wanderung zur Pfingstzeit führte uns quer durch die Eifel nach Trier. Aus Lessings Landschaften kennt wohl Jeder den großartigen einsam düstern Charakter der Eifel. Der treffliche Meister hat solche Bilder meist mit soldatischer Staffage aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ausgestattet: Krieger, die im Hinterhalt liegen, oder auch plündernd vorbrechen. Unwillkürlich führt die Phantasie solche Gestalten herauf, wenn

8*

man jene wild zerrissenen Felsmassen sieht, wie sie sich überall darbieten. Gerolstein und die Nürburg waren die Glanzpunkte dieser Wanderung, und ich besitze noch jetzt Zeichnungen, in denen ich diesen Charakter festzuhalten suchte. Lebhaft erinnere ich mich noch eines nicht gerade angenehmen Nebenumstandes dieser Wanderung. Ich hatte dieselbe in neuen Stiefeln angetreten, die so eng waren, daß noch ehe wir Altenahr erreichten, die Füße bluteten und ich solche Schmerzen empfand, daß ich mir dort ein Paar Pantoffeln kaufte und in diesen dann den weitern Weg absolvirte. Dennoch waren die Füße so geschwollen, daß ich den letzten Theil der Reise bis Trier im Postwagen zurücklegen mußte.

Trier nun aber ließ mich schnell alle Schmerzen vergessen. Wenn man von der steilen Hügelreihe herabsteigt, welche das Moselthal einschließt, so bietet sich ein Blick, der zu den schönsten Städteansichten Deutschlands gehört. Weithin am silbernen Strome dehnt sich die Stadt aus, die neben ihren mannigfachen thürmereichen Kirchen des Mittelalters und der späteren Epochen bekanntlich einen Reichthum gewaltiger Römerwerke darbietet, wie kein anderer Ort Deutschlands. Hier zum ersten Male trat jene mächtige Baugesinnung des Eroberervolkes mir greifbar vor Augen, die in Monumenten wie der Porta Nigra, der Moselbrücke und Basilika, dem Kaiserpalaste, Amphitheater und den Thermen sich unvergleichlich großartig ausspricht. Es wurde mir ein ganz neues, bis

dahin unbekannt gebliebenes Kapitel der Kunstgeschichte aufgeschlagen. Das Studium all dieser Denkmäler, zu denen noch im Dom und der Liebfrauenkirche zwei hervorragende Werke des Mittelalters traten, füllte nebst den Excursionen in die Umgegend, namentlich nach Fliessem und Igels, unsere Zeit in belehrender Weise aus. Am Dom besonders war es wieder von hohem Werthe, die Zeugnisse der verschiedensten Bauepochen von der vorkarolingischen Zeit bis zu den spätesten Perioden festzustellen.

Solche Ausflüge, genußvoll und anregend zugleich, lockten zu immer weiteren Unternehmungen, die dann in einer mit Kestner ausgeführten Reise nach Belgien gipfelten. Es wäre mir versagt gewesen, eine so kostspielige Fahrt zu wagen, wenn nicht mein Freund von seinem Vater ein ansehnliches Reisegeld erhalten und darauf bestanden hätte, daß ich ihn begleiten müßte. Um den Plan auszuführen, mußten wir freilich, was wenigstens Kestner ganz ungewohnt vorkam, auf der Eisenbahn die dritte Klasse nehmen, und da diese in Belgien (damals wenigstens) nur offene Wagen führte, so kamen wir nach jeder Fahrt durch die Kohlenbezirke des Landes schwarz wie Schornsteinfeger am Bestimmungsorte an. Indeß that dies unserer Stimmung keinen Abbruch, und wir gaben uns mit Entzücken den überwältigend reichen künstlerischen Eindrücken hin, welche das herrliche Land auf Schritt und Tritt bietet. Schon Aachen hatte für uns den Werth, eine

Fülle von wichtigen Denkmälern uns vorzuführen, unter denen begreiflicher Weise das karolingische Münster den ersten Rang behauptete. In Belgien selbst aber erschloß sich uns eine ganz neue Welt, da neben die gewaltigen architektonischen Monumente sich die Schöpfungen einer Malerschule stellten, die von den van Eyck bis auf Rubens und seine Schule unvergleichlich glänzend ihre Macht entfaltet hatte. Wie früh war hier die Kunst schon zur packenden Schilderung der Wirklichkeit durchgedrungen, und mit welcher Energie hatte sie diese Tendenz bis zu den Höhepunkten der Antwerpner Schule im 17. Jahrhundert zur Vollendung geführt. Und welcher Genuß war es für uns, die alterthümliche Physiognomie von Städten wie Gent, Brügge, Antwerpen, Löwen, Mecheln auf uns wirken zu lassen, um schließlich in Brüssel auch die glänzende Entfaltung des modernen Lebens zu bewundern. Es waren Tage der vollsten Befriedigung, und ich besitze jetzt noch die Aufzeichnungen, in welchen ich mir von den Eindrücken des Tages Rechenschaft zu geben suchte. Wir blieben so lange, bis unsere Kasse völlig erschöpft war, und wir schließlich nur noch die Fahrt von Brüssel bis Köln zu bezahlen vermochten. Ohne allen Proviant legten wir die lange Strecke zurück, nicht wenig gequält von einem Hunger, der immer nagender wurde. Da zog ein Mitreisender seine Vorräthe hervor, aus denen ein paar herrliche Birnen ganz besonders unsere Sehnsucht erweckten. Der gutmüthige Besitzer

mochte uns das Verlangen an den Augen ablesen, denn er schenkte uns ein paar von diesen Früchten, und diesen verdankten wir es, daß wir nicht gänzlich ausgehungert Abends in Köln ankamen.

Ganz andrer Art war ein Ausflug, den wir auf unsrer Trierer Reise nach Echternach machten. Nicht kunstgeschichtliche Interessen leiteten uns, obwohl die dortige Kirche eine berühmte Säulenbasilika frühromanischer Zeit ist; vielmehr galt es, der jedes Jahr am Pfingstdienstag stattfindenden Springprozession beizuwohnen. Trotz des Sonnenglanzes offner Lebenslust, der mit seinem heitern Schimmer das Rheinland verklärt, ist dasselbe Land doch auch wieder, Dank den Bestrebungen eines übereifrigen Clerus, der Sitz eines finsteren Fanatismus, wie er sonst in Deutschland vielleicht nur noch in Ober- und Niederbaiern zu Hause ist. War ja schon zu Ulrich von Huttens Zeiten der Rhein die „Pfaffengasse" des römischen Reiches. Das zeigte sich schon bei den Wallfahrten zum heiligen Rock. Dieser stumpfsinnige Fetischdienst, dessen sich die gebildeteren Katholiken damals noch schämten, und von dem man glauben mochte, die Kirche selbst werde ihn in unsrer Zeit neu aufzuwärmen sich scheuen, sollte der Welt zeigen, wessen auch der heutige Ultramontanismus noch fähig ist. Vergeblich hatte J. Ronge seinen fulminanten offenen Brief an Bischof Arnoldi erlassen; vergeblich wies H. v. Sybel mit O. Gildemeister in einer gelehrten Schrift den plumpen

Humbug nach, der mit diesem „Heiligthum“ getrieben wurde: der Unsinn, vom Obskurantismus hervorgerufen und großgezogen, siegte über die Vernunft, wie so oft in der Geschichte, und die Sache hatte ihren ungehemmten Fortgang. Wundergeschichten wurden erzählt und verbreitet, und es war daher begreiflich, daß damals eins der Lieblingslieder in studentischen Kreisen das Lied vom heiligen Rock war: „Freifrau am Droste Vi=va=vischering zum heil'gen Rock nach Tri=tra=trier hinging.“

Ein noch tolleres Beispiel hirnverbrannten Fanatismus spielte sich nun vor unsren staunenden Augen in Echternach ab. Dieser an der Grenze des preußischen und luxemburgischen Gebietes gelegene Ort besaß seit langer Zeit das Vorrecht einer Springprozession, welche der Sage nach einst angeordnet worden war, um den Himmel um Abwendung des unter dem Vieh grassirenden Veitstanzes zu bitten. Das gläubige Volk tanzte also vor dem Herrn für das ungläubige Vieh, und siehe, das Mittel erwies sich als probat. Als man zur Revolutionszeit diese fromme Sitte verbot, trat sofort die Krankheit unter den Rindern wieder auf, und so wurde mit der Restauration auch dieser ehrwürdige Unfug wiederhergestellt. Einen solchen Anachronismus, der einen Faustschlag ins Angesicht des 19. Jahrhunderts darstellt, mit eignen Augen zu sehen, war uns von Werth, und so traten wir vor Tag zu Fuß die weite Wanderung an. Von allen Seiten, auf Wegen und Stegen trafen wir mit andren Wallfahrern

zusammen; aus Trier selbst begaben sich Viele zu gleichem Zweck dorthin, meist freilich Angehörige der niederen Stände, von denen Manche um ein Stück Geld die Bußübung für irgend eine vornehme Trierer Dame ausführten, welcher dann, wie man annahm, auf dem himmlischen Conto die fromme Leistung für ihr ewiges Seelenheil gebucht wurde. Schaarenweise aber strömten Tausende aus den weltentrückten Waldthälern der Umgegend herbei, manchmal im geschlossenen Aufzug, mit wehenden Kirchenfahnen und von der Geistlichkeit geführt, begleitet von einer Musik, bei welcher urweltliche Instrumente eine große Rolle spielten.

Als wir ankamen, war die Stadt schon überfüllt und ein bunt bewegtes Leben drängte sich in den Straßen. Endlich ertönten die Glocken, der Zug ordnete sich, die Geistlichkeit nahm die Spitze, beharrte aber bei ruhigem Schreiten und machte die Springübungen nicht mit. In Reihen zu fünf oder auch mehr Personen, die fast die ganze Straßenbreite einnahmen, setzten sich die Massen nun in Bewegung, meist sich an den Händen fassend, stets drei Schritte vorwärts und zwei zurück springend. Da wir aus einem oberen Stockwerk des Gasthofes zuschauten, so übersahen wir weithin dies wilde Gewoge von glühenden, hüpfenden Köpfen, aus denen meistens ein stumpfsinniger Fanatismus uns unheimlich entgegenstierte. Die eifrigsten und kräftigsten Bursche schnellten sich hoch über die Anderen empor, so daß ihre Köpfe auf Momente

die Massen überragten. Da es ein sehr heißer Tag war, so bot diese forcirte Turnübung im Schweiß glühender Gesichter einen fast grauenhaften Anblick. So mag dem Europäer zu Muthe sein, wenn er zum ersten Male einer gottesdienstlichen Feier bei Hottentotten oder Kaffern beiwohnt. Das geistige Niveau dieser halb verthierten Völker mag demjenigen der meisten Echternacher Springer nicht wesentlich untergeordnet sein. Und das nennt man christliche Bräuche im 19. Jahrhundert in dem Volke Lessings, Kant's, Goethe's, Schiller's!

Die enorme Hitze wurde vielen der Wallfahrer fast unerträglich; es waren daher am Wege in gewissen Abständen große Kübel mit einem Gemisch sauren Weins und Wassers aufgestellt, die Durstenden zu laben. Von Zeit zu Zeit trat der Eine oder Andre aus der Reihe heraus, um sich diese Wohlthat zu gestatten; nach einem tiefen Zuge trat er dann wieder in die Reihe ein, um mit frischen Kräften seine Sprünge fortzusetzen. Dazu schallten von den sehr primitiven Musikchören, welche die Gemeinden mitgebracht hatten, die erhebenden Klänge des edlen Liedes: „Adam hatte sieben Söhne". Dazu das laute Geräusch der nägelbeschlagenen Schuhsohlen auf dem Pflaster und das Gewoge der fanatischen Menge: es war ein Hexensabbath, ein Bild ganz Höllenbreughel's würdig.

Der Zug bewegte sich bis zur Kirche des h. Willibrord, trat in diese ein, schritt vor dem Altare vorbei,

und jeder legte dann seine Spende meist in Gestalt großer Kupfermünzen in den dort aufgestellten Opferstock. Was würde der heilige Willibrord, der in diesen Gegenden zuerst das Evangelium verkündet hat, zu einer solchen Art christlicher Gebräuche sagen? Würde er nicht finden, daß unter dem Deckmantel des Christenthums ein schlimmerer Götzendienst sich eingeschlichen habe, als derjenige war, den er mit den anderen Glaubensboten unter Lebensgefahr zu beseitigen suchte?

So ging der Vormittag hin. Der Mittag brachte eine Ruhepause. Da sah man denn in den Straßen, auf Plätzen, und namentlich auf Rasenflächen vor der Stadt die armen Leute gelagert und ihre mitgebrachten Vorräthe verzehren. Dann aber, Nachmittags, folgte eine überraschende Scene: überall ordneten sich, unter Führung der Musik, Tanzgruppen, die nun in ausbündigem Reigentanz sich von den frommen Anstrengungen des Vormittags erholten.

Trat mir hier der Ultramontanismus in seiner abschreckendsten Gestalt entgegen, so lernte ich in Wilhelm Junkmann, der sich damals in Bonn auf sein akademisches Lehramt als Historiker vorbereitete, eine der edelsten Erscheinungen eines lauteren Katholizismus kennen. In Münster geboren, ein Landsmann und Gesinnungsgenosse der hochbegabten Annette v. Droste-Hülshoff, war auch er eine tiefinnerlich angelegte poetische Natur. War seine dichterische Kraft nicht so bedeutend wie die seiner genialen

Landsmännin, so fehlte es ihm doch nicht an wahrhaft ergreifenden Klängen, und seine in weiteren Kreisen leider zu wenig bekannt gewordenen Gedichte gaben sattsam Beweise von dieser Begabung. In schlichter Frömmigkeit seiner Kirche zugethan, mild und feinfühlend, konnte er doch den Stachel eines scharfen Sarkasmus hervorkehren, wenn es galt Angriffe auf das, was ihm das heiligste war, zurückzuweisen. Dann sprühten seine sonst so sanften Augen Feuer, und in erregter Rede wußte er seinen Gegner in die Enge zu treiben. Ich weiß nicht mehr, wem ich seine Bekanntschaft verdankte; allein er interessirte sich schon damals für meine kunstgeschichtlichen Studien und sollte in der Folge, da ich ihn unter den Landtagsabgeordneten in Berlin wiederfand, den Anstoß zu meiner Arbeit über die Kunst des Mittelalters in Westfalen geben. Nachmals folgte er einem Rufe an die Universität Breslau, wo er erst vor einigen Jahren gestorben ist.

Ich muß nun von den weiteren Beziehungen sprechen, die ich zum Leben der Studentenschaft gewann. Es verstand sich für mich von selbst, daß ich mich zu dem Treiben der Corps nicht hingezogen fühlte. Da ich aber das Bedürfniß empfand einem größeren Kreise anzugehören, so trat ich in die Burschenschaft Friedericia ein, die damals ihre höchste Blüthe erreicht hatte. Mich zog vor Allem der patriotische Geist dieser Verbindungen an, und mit Stolz trug ich auf der Brust das schwarzroth-

goldene Band, das ich jetzt noch unter den Reliquien meiner Jugendzeit bewahre. Sodann war es das Streben der Burschenschaft, ein streng sittliches und zugleich wissenschaftliches Leben zu führen, der Kneiplust der deutschen Jugend aber nur soweit zu fröhnen, als es sich mit einer heiteren, gelegentlich auch wohl überschäumenden Stimmung vertrug. Die übermäßige Pflege des Frühschoppens, der aber auch dem Spätschoppen keinen Abbruch thut, wie sie großentheils die heutige studirende Jugend verräth, das massenhafte Herabstürzen des stumpf-, schwer- und dumpfmachenden Bieres hält wohl jeder Denkende für einen schlimmen Charakterzug unsrer heutigen Jugend. Doch waren wir darum weit entfernt von Duckmäuserei; ein zwanglos fröhlicher, nicht selten kecker Humor waltete in unsren Zusammenkünften, besonders in den Commersen, wo der „Landesvater" mit aller Feierlichkeit exercirt wurde und manche Brüderschaft fürs Leben geschlossen ward. Am schönsten war der Commers, der zum Schluß des Sommersemesters in Altenahr gefeiert wurde, wo dann in der großartigen Naturumgebung in tiefer Nacht bei Vollmondschein die ganze poetische Schwärmerei phantasievoller Jugend sich ungehemmt ergehen konnte.

Unsre Burschenschaft, die mit verwandten Verbindungen lebhafte Fühlung unterhielt, theilte sich zum Zweck wissenschaftlicher Bestrebungen in eine Anzahl Kränzchen, welche sich allwöchentlich einmal versammelten, um Vorträge anzuhören und darüber zu debattiren. Unter den hervor-

ragendsten Mitgliedern zeichnete sich schon damals Wilhelm Herbst aus, dessen hohe Gestalt mit dem ernsten Gesichtsausdruck ich jetzt noch deutlich vor mir sehe. Das politisch erregte Leben jener Jahre, welche dem Ausbruch von 1848 so dicht vorausgingen, warf auch in unsre studentischen Kreise seine Wellen. Ich selbst hatte schon in Dortmund, vor dem Abgang zur Universität, durch einen älteren Freund Joseph Widekind nähere Fühlung mit den politischen Strömungen der Zeit gewonnen. Daß jeder regsame Geist, daß namentlich die Jugend sich unaufhaltsam der liberalen Richtung hingab, war selbstverständlich. Widekind, der lange am Rhein gelebt, aber seine Studien, äußerer Verhältnisse wegen, nicht zu Ende geführt hatte, nahm eine Stelle als Kassirer bei dem großen Hörder Hüttenwerke an. Allein in seinen Mußestunden gab er sich stets wissenschaftlicher und besonders politischer Lektüre hin. Durch ihn lernte ich die Schriften von Marx und Rage kennen, und lange noch besaß ich von ihm einige Hefte der deutsch-französischen Jahrbücher, die unter Andrem damals zuerst die boshaften Heine'schen „Loblieder auf König Ludwig von Bayern" gebracht hatten:

„Das ist Herr Ludwig von Bayerland,
Desgleichen giebt es wenig,
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm
Den angestammelten König."

Sodann aber verdankte ich Widekind die Bekanntschaft mit dem kühnen Buche Max Stirner's „Der Einzige und sein Eigenthum", welches die Consequenzen der persönlichen Freiheit so unerschrocken zu ziehen wagte. Heute wissen wohl nur Wenige noch von der Bedeutung dieses scharfen Denkers. Er ist, wie ich glaube, später in Berlin in dem Bruno Bauer'schen Kreise verschollen. Widekind selbst, eine hochherzige Natur, ist vor Jahren durch einen elenden Unglücksfall ums Leben gekommen.

So war es denn kein Wunder, daß auch in unsren studentischen Kreisen der Liberalismus, selbst bis zum Radikalismus hin, seine Vertretung fand. Ich erinnere mich nicht ohne Lächeln, daß ich in meinem Kränzchen einst einen Vortrag hielt über „Westfalens Stellung zur Opposition". Was konnte ich junger Mensch damals von Westfalens Stellung zur Opposition wissen?

Greifbarer war dagegen die Schleswig-Holsteinische Frage, mit welcher die große politische Bewegung Deutschlands in Fluß kommen sollte. Bekanntlich gab der Offne Brief König Christians VIII. vom 8. Juli 1846, der das gute Recht der Herzogthümer zu vergewaltigen und sie von Deutschland für immer loszureißen drohte, den Anstoß zu dieser Bewegung, die fortan der Gradmesser für die politischen Schicksale Deutschlands werden sollte. In unsrer Verbindung befanden sich viele Schleswig-Holsteiner, und sie gehörten zu den tüchtigsten, charaktervollsten in unsrem Kreise. An der Spitze stand der

Studiosus Juris Kirchhoff, eine feurige Natur, erfüllt von glühender Begeisterung für sein Vaterland. Ich sehe ihn noch vor mir, die schlanke elastische Gestalt mit dem schwarzlockigen Kopf, aus dem zwei dunkle feurige Augen leuchteten. Wenn er in leidenschaftlichem Ungestüm aufsprang, einen Stuhl bestieg und in zündenden Worten von dem Rechte der Herzogthümer sprach und von der Pflicht, mit Gut und Blut für sein Vaterland einzustehen, dann waren wir Alle hingerissen. Und es waren keine Phrasen, die uns entgegentönten: als später die Stunde der Entscheidung kam, eilten sie Alle, sich in die Reihen der Freiwilligen zu stellen, und sowohl Kirchhoff wie der treuherzige Philipp Schwarz und so manche Andre fielen in den ersten Kämpfen, in welchen die von Deutschland im Stich gelassenen tapferen Freischaaren von den dänischen Truppen hingemetzelt wurden. Aber heute wissen wir, daß sie nicht vergeblich gefallen sind, und das mit so vielem theuren Blut getränkte Land hat die höchsten Opfer nicht umsonst gebracht.

Der Sommer 1846 neigte sich seinem Ende zu, und nachdem ich drei Semester in Bonn geweilt hatte, fühlte ich das Bedürfniß eines Ortswechsels, um auch andere geistige Kräfte auf mich einwirken zu lassen. Ich beschloß die Berliner Universität zu beziehen, aber der Ausführung dieses Beschlusses stellten sich finanzielle Bedenken entgegen. Ich hatte trotz aller Sparsamkeit doch einige Schulden gemacht und schlug die Summe, welche zur

Deckung derselben und zur Bestreitung der Reisekosten erforderlich waren, auf achtzig Thaler an: eine damals für mich sehr bedeutende Summe. In meiner Muthlosigkeit ertheilte mir ein Commilitone den Rath, mich mit der Bitte um ein Darlehen an einen wegen seiner Wohlthätigkeit bekannten Kölner Kaufmann Herrn Langen zu wenden, der schon öfter Studenten in ähnlicher Lage geholfen habe. Ich that dies und schilderte diesem mir völlig unbekannten Herrn in einem ausführlichen Brief meine Lage. Und zu meiner großen Freude erhielt ich von ihm gütige Gewährung meiner Bitte, so daß ich nun meinen Plan ausführen konnte. Wer war froher als ich! Als ich dann später im Stande war, meinem Wohlthäter das Darlehen zurückzugeben, und ihn in Köln besuchte, sagte er mir, daß von den Vielen, denen er in ähnlicher Weise beigestanden, ich der Einzige sei, von dem er das Geliehene zurückerhalten habe; aber es freue ihn nun wegen dieses Ausnahmefalles, daß er sich durch so viele unangenehme Erfahrungen nicht habe irre machen lassen. Nach dem Tode des trefflichen Mannes blieb ich mit seiner Familie bis auf den heutigen Tag in freundschaftlichen Beziehungen.

Ehe ich meine Reise nach Berlin antrat, verweilte ich einige Wochen bei meinen Eltern, wohin mich zu Ostern und im Herbst die Ferien stets zu längerem Aufenthalte führten. Mein nächstes Reiseziel war sodann

Hannover, wo ich bei Freund Kestner einige Zeit zu weilen gedachte. Auf der Eisenbahn wählte ich aus Oekonomie die vierte Klasse, in deren Wagen es nur Stehplätze gab. Allein ich schuf mir eine Erleichterung, indem ich meinen Koffer in den Wagen schleppte, auf welchem sitzend ich die ganze Nacht zubrachte. Glückliche Jugend, die alle Mühsal so leicht überwindet!

In Hannover wurde ich von Kestners Eltern aufs herzlichste bewillkommnet. Das Haus des Kammerraths lag in der Vorstadt Linden, die damals noch einen ganz ländlichen Charakter besaß. Garten reihte sich an Garten, und die einzelnen Wohnhäuser trugen bei großer äußerer Schlichtheit ein villenartiges Gepräge. Kestner's Vaterhaus bestand aus zwei durch einen Verbindungsgang vereinigten Häusern. Dieser Corridor, durch welchen man aus den Wohnzimmern zu dem Eßzimmer gelangte, war mit einer Anzahl unter Glas und Rahmen aufgehängter Kupferstiche geschmückt, die mir manche neue Anschauung gewährten. Der Besitzer hatte überhaupt große Freude an Kunstwerken und zeigte uns manches Werthvolle, das er im Lauf der Jahre gesammelt hatte. Alles ringsum trug den Stempel eines in edler Bildung gepflegten feinen Bürgerhauses.

Auch an musikalischen Genüssen fehlte es nicht. An manchem Abende versammelte sich ein kleiner Kreis von Hausfreunden, zu denen u. A. Mithoff, der ausgezeichnete Bearbeiter des „Archivs für Niedersachsens Kunstgeschichte"

gehörte, dessen Bekanntschaft ich damals machte, und mit dem ich bis an seinen vor einigen Jahren erfolgten Tod freundschaftlich verbunden blieb. Er gehörte zu einem Männerquartett, welches im Kestnerschen Hause sich regelmäßig zu gemeinsamen Uebungen einfand. Der Neffe Hermann, Sohn des ältesten Sohnes der Lotte, hatte bei langjährigem Aufenthalt in Italien und auch sonst auf Reisen eine Sammlung von Volksliedern aller Nationen erworben, die wohl einzig in ihrer Art war. Aus diesem unerschöpflichen Schatze nahmen die Sänger den Stoff zu ihren Uebungen. Dieser Neffe Hermann, ein einsam lebender Hagestolz, der erst vor Kurzem (1890) gestorben ist, hatte schon bei Lebzeiten der Stadt Hannover die reichen Kunstsammlungen der Familie, welche hauptsächlich der vierte Sohn Lotte's, der römische Ministerresident, zusammengebracht hatte, vermacht und dazu ein Kapital von 100 000 Mark geschenkt, welches zum Bau des schönen neuen Kestnermuseums in Hannover verwendet wurde. Sein Vater wieder — so allgemein war der Sammeleifer in dieser Familie — besaß ein großes Kupferstichkabinet, welches ebenfalls dem Kestnermuseum vermacht worden ist. Daneben hatte er eine außerordentlich reiche und werthvolle Autographensammlung geschaffen, die nach seinem Tode auf den in Dresden lebenden Georg Kestner übergegangen ist. Ich brauche nicht zu sagen, wie genußreich mir die Stunden waren, wo der alte Herr uns die Schätze seiner beiden Sammlungen zugänglich machte.

So gingen die Tage in Hannover unter vielfachen Anregungen lehrreich hin, und es kam der Tag der Abreise. Während ich die Fahrt nach Berlin richtete, brach mein Freund nach der Landesuniversität Göttingen auf; aber wir versprachen uns, in den Ferien zu gemeinsamen Wanderungen uns zu vereinen. Zu Anfang October 1846 traf ich in Berlin ein.

---

3. Berlin.

Berlin war im Jahre 1846 noch nicht die Millionenstadt, die sich alljährlich dem Besucher in neuem Glanz und gesteigerter Großartigkeit darbietet. Die Stadt zählte damals nur 400 000 Einwohner und trug deutlich das Gepräge eines Gemeinwesens, das sich, wie man wohl gesagt, „zur Größe hinaufgehungert hatte". Ueberall merkte man eine äußerste Anspannung, die erst später zum vollen Erfolge durchdringen sollte. Wie die alte von Friedrich dem Großen angelegte Stadtmauer noch ganze weite Gebiete umschloß, auf welchen gesät und geerndtet wurde — die Zeit war noch fern, wo die Riesenstadt auch diese Grenzen sprengen und weit überspringen sollte — so hatte die ganze Stadt noch viel altväterisch Schlichtes, Bescheidenes, das die werdende Weltstadt kaum ahnen ließ. Am bezeichnendsten dafür war vielleicht eine scheinbare Kleinigkeit: der Zustand des öffentlichen Fuhrwesens. Keine große Stadt in der Welt besaß ein so erbärmliches, armseliges Institut wie die damaligen Berliner Droschken,

die in klapprigem Zuckeltrab über ein unglaublich holpriges Pflaster dahinrasselten, jetzt nur noch in ihren würdigen Nachfolgern, den Droschken zweiter Klasse, zu ahnen. Und wie die Droschken, so war der ganze Zustand des öffentlichen Lebens.

Dennoch imponirte dem Provinzialen die verhältnißmäßige Größe der Stadt, und es gehörte viel Muth dazu, in diese riesigen Verhältnisse einzutauchen, wo der Einzelne sich ganz zu verlieren schien. Hatte ich in Bonn manchen Anhaltspunkt gehabt, der meine Existenz erleichterte, so fiel das Alles in Berlin fast völlig fort. Woher sollte ich die Mittel nehmen, in dieser ungeheuren Stadt meine Studien fortzusetzen, wo mir so gut wie gar keine Hülfe zur Seite stand. Zwar waren einzelne meiner Freunde, besonders Natorp und Gerstein, die ebenfalls nach Berlin übergesiedelt waren, gern bereit mir gelegentlich unter die Arme zu greifen; allein das konnte doch nur für einzelne Ausnahmsfälle in Betracht kommen. Kestners Vater hatte mir eine Empfehlung an Geheimrath Kortum mitgegeben, und dieser empfahl mich seinem Collegen Brüggemann im Kultusministerium, dem Schwager von Cornelius. Durch Brüggemanns Verwendung erhielt ich ein Stipendium Seitens des Ministers, welches sich auf etwa 25—30 Thaler fürs Semester belief. So gering die Summe war, so mußte sie doch einem jungen Menschen willkommen sein, der sich einzig auf seine Tapferkeit und Ausdauer angewiesen sah. Wohl konnte

der Student damals in Berlin billig leben, für das Zimmer im dritten Stock in einem noch jetzt unverändert erhaltenen Hause am Karlsplatz, Töpfer's Hôtel schräg gegenüber, zahlte ich monatlich 3 Thaler; den Mittagstisch in einem der bescheidensten Restaurants bestritt ich mit 3 Silbergroschen; aber auch diese geringen Summen vermochte ich häufig nicht zu erschwingen. Wie oft habe ich zu Mittag Nichts gehabt als eine Tasse Kaffee und eine Semmel! wie oft bin ich mit knurrendem Magen zu Bett gegangen! Wie bitter durchwühlte mich oft ein Gefühl von Neid, wenn ich an den glänzenden Schaufenstern hinging und mir sagen mußte, daß Tausende im Stande wären, von diesen Herrlichkeiten sich allerlei nach Belieben anzueignen, während meine Taschen leer waren und der Hunger heftig bei mir anklopfte! Damals habe ich die ingrimmige Stimmung der ungeheuern Schaar vom Schicksal stiefmütterlich behandelter Enterbter gründlich kennen gelernt, denen auf Schritt und Tritt in unsren üppigen Großstädten der Glanz eines in Luxus sich brüstenden Lebens entgegenschimmert, von dessen Genüssen sie auf immer ausgeschlossen sind.

Dennoch begann ich unverdrossen meine Studien. Aber statt der heiteren Bonner Zeiten nahm Alles nunmehr einen ernsten, fast düsteren Charakter an. Die philologischen Studien setzte ich unter Lachmann fort, dessen strenge kritische Schulung in seinem Seminar allen mit Eifer daran Theilnehmenden von großem Werthe wurde.

Besonders nahmen mich aber die Vorlesungen des geistvollen Boeckh gefangen, der uns tief in das Wesen des klassischen Alterthums einführte. Noch mehr vielleicht fesselte mich Ranke durch seine geschichtlichen Vorträge, in welchen der Geist streng objektiver Betrachtung auf der Höhe stand. Die philosophischen Collegien von Trendelenburg gaben für Geschichte der Philosophie eine Fülle neuer Aufschlüsse. Besonders aber wurden mir die Vorlesungen von Joh. Franz epochemachend, der eine Schola Graeca gegründet hatte, in die ich sofort eintrat. Franz, der durch seine Mitwirkung an Boeckh's Corpus inscriptionum allgemein bekannt ist, hatte längere Zeit als Professor in Athen gewirkt und brachte von dort eine gründliche Kenntniß des Neugriechischen mit. Er wünschte die Theilnehmer an seiner Schola Graeca durch fleißige Uebung zum Griechischreden heranzubilden, was er dadurch zu erreichen suchte, daß er uns irgend eine Rede von Aeschines satzweise vorlas, worauf wir dann das Gehörte wiederholen mußten. Immerhin waren diese Exercitien vortrefflich dazu angethan, uns tiefer in das Verständniß des Griechischen einzuführen. In diesem Kreise lernte ich A. Selß kennen, der später nach England ging und jetzt in Dublin als Professor thätig ist; sodann Friedrich Eggers aus Rostock, mit dem mich später die gemeinsame Arbeit am „Deutschen Kunstblatt" auf Jahre hin in engere Verbindung bringen sollte. Am meisten schloß ich mich aber an Franz Susemihl an, der sich später durch

tüchtige Arbeiten über Plato und Aristoteles hervorgethan hat und jetzt als Professor an der Universität zu Greifswald wirkt. Zwischen uns knüpfte sich ein Freundschaftsband, das uns bald zu Unzertrennlichen machte; Alles theilten wir mit einander, die Vorlesungen, die häuslichen Arbeiten, die Mahlzeiten, die Spaziergänge. Wir liebten es besonders, wenn uns irgend etwas Wissenschaftliches beschäftigte, als moderne Peripatetiker tief in nächtlichen Stunden, wo uns kein Straßenlärm störte, umherzuwandeln und zu diskutiren. Professor Franz betraute uns mit einer Aufgabe, die uns tief in das Studium des Aeschylos hineinzog; es galt nichts Geringeres, als Excerpte aus den Commentatoren des großen Tragikers zusammenzustellen, die unsrem Lehrer als Basis für seine eigne Ausgabe dienen sollten. Diese Arbeit hielt uns oft bis tief nach Mitternacht gefesselt, und stand lange Zeit im Mittelpunkt unseres Interesses. Unsre Freundschaft wurde um so inniger, da unsere Naturen bei starken Gegensätzen sich aufs glücklichste ergänzten. Susemihl zeigte den zahlreichen Neckereien gegenüber, mit welchen meine humoristische Laune ihn bedachte, sich als äußerst gutmüthiger, liebenswürdiger Kamerad, der in das glückseligste Lachen ausbrach, wenn ich ihn zum Gegenstand meiner Karikaturen machte. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese meine Zeichnungen stets harmlos gemeint waren. Nie ist auch nur das leiseste Zerwürfniß zwischen uns entstanden, und bis auf den heutigen Tag sind wir treue Freunde geblieben.

Während ich die philologischen, philosophischen und geschichtlichen Fachcollegia mit Eifer besuchte, fehlte es nun aber auch nicht am Verfolgen der in Bonn begonnenen kunstgeschichtlichen Studien. Ich besuchte die Collegia von Hotho und nahm an den Demonstrationen Theil, welche Waagen in der königlichen Gemäldegalerie veranstaltete. Bei beiden Männern war Manches für schärfere Beobachtung und Kritik der Kunstwerke zu gewinnen, so daß die durch Kinkels schwungvolle Beredtsamkeit erhaltenen Anregungen hier tiefere Begründung erfuhren. Mehr als dies Alles wurde aber für mich das Privatstudium der öffentlichen Sammlungen, besonders der Gemäldegalerie von Werth. Und hier war es Freund Susemihl, der diese Studien mit mir theilte. Hatten wir ein paar freie Stunden zwischen den Vorlesungen der Universität, so füllten wir sie regelmäßig durch Besuche in dem benachbarten Museum aus. Keine andere Galerie wäre gerade für systematisches Eindringen in die Geschichte der Malerei so günstig gewesen wie die Berliner. Fehlte es ihr an großen durchschlagenden Meisterwerken der höchsten Blüthezeiten, so bot sie dafür eine reiche Uebersicht über die Entwicklung der italienischen wie der deutsch-niederländischen Malerei von ihren mittelalterlichen Anfängen bis zu den Glanzepochen der Renaissance. Die historische Seite des Studiums ward noch verstärkt durch die Aufstellung, welche nach Epochen, Ländern und Schulen in streng systematischer Weise durchgeführt war. Vor allem ging mir hier

die Herrlichkeit der großen italienischen Meister des Quattrocento in unvergleichlicher Fülle auf; nicht minder aber auch die strenge Gediegenheit der alten Flandrer. Damals hatte das durch Schinkel erbaute Haus noch nicht durch das in unmittelbarer Nähe errichtete Neue Museum einen großen Theil seines Seitenlichtes verloren, so daß die Anordnung nach Maßgabe der durch den Inhalt sich von selbst ergebenden Gesichtspunkte eine mustergültige genannt werden konnte. So wurden uns denn die hier zugebrachten Stunden zu Zeiten eines hohen und reinen Genusses, und ich gewann für mein Studium der Geschichte der Malerei eine Grundlage, wie sie keine andre Sammlung in so vollständiger Weise hätte bieten können. Auf meinen späteren Reisen durch Italien, Frankreich, England und die Niederlande standen mir die in Berlin gewonnenen Eindrücke stets vor Augen.

In diesen Studien wurde ich noch bestärkt durch eine Bekanntschaft, aus welcher mir eine Freundschaft fürs Leben erwuchs. Jacob Burckhardt, an den ich von Bonn aus Empfehlungen hatte, hielt sich damals für längere Zeit in Berlin auf, um in täglichem Verkehr mit Franz Kugler dessen Handbuch der Kunstgeschichte und die Geschichte der Malerei für eine zweite Auflage umzuarbeiten. Welchen Gewinn ich für alle Folgezeit dadurch davontrug, daß er mich seines ebenso anregenden als belehrenden Umganges würdigte, will ich nicht ausführlicher darlegen. Ebensowenig brauche ich auszusprechen, was die Kunst-

geschichte an ihm besitzt, da es darüber nur eine Stimme giebt, und selbst das sonst so reizbare Geschlecht der Kunsthistoriker darüber völlig einverstanden ist. Daß es für mich vom höchsten Genuß war, wenn ich Burckhardt bei einem Gang durch die Gemäldegalerie begleiten durfte, ist selbstverständlich.

Unter diesen Bestrebungen ging mein akademisches Triennium zu Ende, und es nahte die Zeit, wo ich mein Lehramtsexamen machen sollte. Da traten jene politischen Stürme dazwischen, welche für eine Zeitlang alle anderen Gedanken, Wünsche und Interessen in den Hintergrund drängten. Schon in den ersten Winter meines dortigen Aufenthalts fielen die ersten Vorboten der Revolution, welche sich in Straßenkravallen und namentlich auf den Märkten in den sogenannten Kartoffelunruhen ankündigten. Wenn aber eine schon lange Zeit in den Gemüthern angesammelte Gährung so heftig anwächst, daß sie die Bande sprengt und das öffentliche Leben ergreift, so ist stets das Schlimmste zu befürchten. Es war die Zeit des Vereinigten Landtags, den Friedrich Wilhelm IV. bekanntlich einberufen hatte, um damit eine Abschlagszahlung für die weiter gehenden Wünsche aller liberalen Parteien zu bieten. Nun entfaltete sich, bei eng umgrenzten Befugnissen der Volksvertretung, ein Schauspiel parlamentarischer Kämpfe, wie es bei einem der öffentlichen Rede ungewohntem Volke Niemand erwartet hätte. Bezeichnend war es, daß die Hauptredner aus Männern der westlichen Provinzen

bestanden; die Namen Beckerath, Camphausen, Hansemann, von Vincke waren bald in Aller Munde. Jedermann begleitete mit Jubel die gewaltigen Schläge, welche von allen Seiten auf die Vertreter des alten Regiments von Gottes Gnaden herabhagelten. Was dann am 18. März 1848 geschah, ist weltbekannt. Auch ich war von der allgemeinen Gährung aufs stärkste ergriffen worden. Seit der Pariser Februar-Revolution gab es kein ruhiges Arbeiten mehr. Wohl hätte ich draußen vor dem Potsdamer Thore, wohin ich schon im Frühjahr 1847 übergesiedelt war, mich still meinen Arbeiten hingeben können. Ich hatte als Luft- und Lichtfreund das Wohnen in der Enge der Stadt nicht lange ertragen. Mich zog vor Allem die Nähe des Thiergartens hinaus in die freieren Gebiete der damals noch ziemlich neuen Stadttheile, die man im Volksmunde „das Geheimrathsviertel" nannte. Ich fand hier leicht ein ebenso billiges Zimmer wie in der Stadt. Es lag am Ende der Köthenerstraße und war ein nur einfenstriges Parterregelaß, welches so klein war, daß ich wohl scherzweise zu behaupten pflegte, ich müsse, wenn ich einen Rock anziehen wolle, hinaus auf den Flur treten. Im Sommer pflegte ich in der Morgenfrühe zum Thiergarten zu wandern, um in den damaligen alten Lokalen von Albrechts- oder Moritzhof meinen Kaffee zu nehmen. Oft auch fuhr ich in der Gondel auf den neu angelegten Seeen des Thiergartens. Im Winter war mir die Nähe des Landwehrkanals willkommen, weil ich ein leidenschaftlicher

Schlittschuhläufer war. So fand mich also das Jahr 1848 in jenem ruhigen Außendistrikt der Stadt, der von der Bewegung gar nicht ergriffen wurde. Aber am Schreibtisch und hinter den Büchern litt es mich nicht. Fast den ganzen Tag trieb ich mich in der Stadt umher, wo die Gährung immer stärker wurde, bis sie endlich in dem Aufstand des 18. März zum Ausbruch kam. Gleichwohl konnte ich nur von fern an den blutigen Ereignissen Theil nehmen. Ich war zu Mittag nach Hause gegangen; als ich dann in die Stadt zurückwollte, fand ich die innere Stadt durch Militärketten abgesperrt. Und nun begannen die Barrikadenkämpfe, die sich durch die ganze Nacht fortsetzten. Man hörte, unterbrochen von wildem Rufen und tobendem Geschrei, das Geknatter der Gewehrsalven, das Krachen der einschlagenden Kartätschen. Es war ein grausiges Concert, das durch den Feuerschein vom Oranienburger Arbeiterviertel her noch unheimlicher wurde.

Die Ereignisse der folgenden Tage: das Zurückziehen des Militärs, die Flucht des Prinzen von Preußen, der Umritt des Königs mit der deutschen Fahne, die feierliche Beerdigung der „Freiheitshelden", deren Särgen der König von dem Balkon des Schlosses seine Ehrerbietung bezeugen mußte, alle diese unglaublich erscheinenden Scenen vergißt Keiner, der sie mit angesehen. Gab es damals wohl irgend Einen, der geahnt hätte, daß der Prinz, den alle Welt für den Anstifter des Blutbades hielt und mit Verwünschungen verfolgte, später einst als

König von Preußen das deutsche Reich in neuer Macht und Herrlichkeit wieder aufrichten und Alles erfüllen würde, was die unklare Begeisterung der vierziger Jahre angestrebt hatte. Und wer hätte sich vorstellen können, daß dasselbe Palais, welches die Inschrift „Nationaleigenthum" trug, um es vor der Wuth des Volkes zu schützen, später in langen, friedevollen Jahren der Lieblingssitz des großen Kaisers Wilhelm sein würde, von dem der milde Monarch gern auf das Treiben seines Volkes herabsah, und zu dessen Eckfenster Jeder voll Liebe hinaufblickte, der vorüberging.

Als nun die Bewaffnung der Bürger eingeführt wurde, trat ich nicht in das Studentenkorps, sondern ließ mich in die Bürgerwache meines Bezirks einreihen. Dieser Bürgerwehrdienst war eine harmlose Spielerei, wie sich später herausstellen sollte, als Wrangel mit seinen Truppen die Stadt besetzte und die Entwaffnung der Bürger durchgeführt wurde. Allein in den aufgeregten Zeiten des Sommers, als man immer deutlicher die Spuren einer beginnenden Reaktion zu merken glaubte, gab es genug Beunruhigungen, oft aus den lächerlichsten Anlässen. So entstand einmal das Gerücht, die Potsdamer Garnison sei im Anmarsch, und die Reaktion habe die Brücken vernagelt, damit man sie nicht aufziehen könne. Daher kam, als ich einst am Potsdamer Thor auf Wache stand, eine Abtheilung Bürgerwehr aus der Stadt anmarschirt, welche beordert war, zu untersuchen, ob die Pots-

damer Brücke vernagelt sei. Die Untersuchung ward vorgenommen, und man stellte fest, daß Nichts vernagelt sei als etwa die Köpfe derer, welche dem albernen Gerüchte Glauben geschenkt hatten.

Inzwischen war ein Ereigniß eingetreten, das mich gleich vielen Tausenden in die äußerste Opposition hineintrieb: der Malmöer Waffenstillstand. Mit diesem unseligen Vertrag hatte Preußen sich unfähig zur Lösung der deutschen Frage erklärt. Man räumte mit den letzten Resten der „Revolution" auf. Wrangel's Einmarsch in Berlin ward das Signal zum Einschreiten der vollen Reaktion. Auch für mich schwand jeder Anlaß zu politischer Betheiligung. Ich hatte mich mit der Rheinischen Zeitung und mit der von Kinkel redigirten Bonner Zeitung in thätige Verbindung gesetzt. Als dann die Rheinische Zeitung gleich allen Blättern der Opposition, soweit sie sich nicht etwa fügten und unters Joch beugten, unterdrückt wurde, erschien die letzte Nummer ganz in rothem Letterndruck. Diesen blutrothen Protest habe ich lange unter meinen Reliquien bewahrt, bis er mir abhanden kam. Heute dürfte diese rothe Nummer zu den größten typographischen Raritäten gehören.

Ich wandte mich nun wieder meinen Studien zu und bereitete mich auf das im Herbst abzulegende Examen vor. Als ich zu diesem mich einstellte, war ich freudig überrascht, als Genossen einen lieben Bonner Kommilitonen zu finden, den frischen in der vollsten Jugend-

kraft blühenden Overweg, der leider bald darauf als Afrikaforscher dem mörderischen Klima erliegen sollte. Ich bestand die Prüfung, erhielt die Facultas docendi und trat, um mein Probejahr abzulegen, am Werderschen Gymnasium unter Bonnell ein. Getreulich hielt ich das Jahr aus; ich wollte alle Vorbedingungen zu einer Staatsanstellung erfüllen, obwohl ich mich schon mit anderen Gedanken trug. In diesem Prüfungsjahr kam mir die vom Vater ererbte pädagogische Anlage zu Statten. Der übermüthigen Jugend einer Residenz, und vollends einer Stadt wie Berlin gegenüber, ist ein Lehramtscandidat, der mit sehr beschränkten Befugnissen ausgestattet ist, sehr übel gestellt. Die wilden Knaben finden einen besondern Sport darin, dem Candidaten auf der Nase zu tanzen und ihm die Hölle heiß zu machen. Wehe dem Lehrer, der sich hier auch nur einmal Etwas vergiebt; er ist unrettbar verloren und ein Spielball jugendlichen Uebermuthes. In der That versuchte alsbald einer der keckſten, der auf seine Eigenschaft als Sohn eines der höchsten Staatsbeamten zu pochen schien, seine Unbotmäßigkeit an mir auszulassen. Aber er kam an den Unrechten; mit eiserner Energie trat ich ihm entgegen und wußte ihn so vollständig zu beugen, daß von da ab mein Respekt in der Klasse begründet war. Nie hatte ich über einen ähnlichen Conflikt zu klagen.

Der Direktor, der die Thätigkeit der Candidaten

aufmerksam im Auge behielt, bemerkte bald, welche feste Stellung ich mir errungen hatte. Er bezeugte mir wiederholt sein Wohlwollen, und als das Probejahr zu Ende ging, sah er sich in der Lage, mir eine Stelle am Gymnasium zu Prenzlau (wenn ich nicht irre) mit einem für die Verhältnisse ansehnlichen Gehalt anzubieten. Die feste Stellung hätte wohl Manchen, der so wie ich fortwährend mit Mangel, selbst mit Noth zu kämpfen hatte, verlocken können. Ich aber schwankte keinen Augenblick; mein leidenschaftlicher Hang zur Kunstgeschichte hatte sich in den letzten Jahren immer entschiedener ausgebildet. Der Gedanke, mich ausschließlich dieser Wissenschaft zu widmen, trat bei mir immer klarer hervor. Ich theilte dem Direktor meine Absichten mit. In väterlicher Güte suchte er mich davon abzubringen, indem er mir in der Gymnasiallaufbahn bei meinem entschiedenen pädagogischen Talente eine schöne Zukunft verhieß. Was bot dagegen die Kunstgeschichte? Gab es denn überhaupt unter den akademischen Lehrfächern eine solche Disziplin? Was für Aussichten eröffneten sich bei diesem Studium? An Universitäten bekleidete damals nur Kinkel eine kunstgeschichtliche Professur; und diese war ihm nur verliehen worden, um den lästigen Opponenten aus der theologischen Fakultät los zu werden. Außerdem hatte Waagen an der Berliner Universität als Nebenamt eine Lehrstelle für Kunstgeschichte. Das war Alles; nirgends zeigte sich das Bestreben, dem ganz neuen Fach auf den Universitäten

eine Stätte zu bereiten. Die technischen Hochschulen, welche später zur Förderung der Kunstgeschichte so viel beigetragen haben, standen damals noch in den Kinderschuhen. Sie waren bestenfalls nur technische Fachschulen, ohne eine Ahnung der späteren glänzenden Entfaltung auch der humanistischen Fächer. Ich würde also beim Verfolgen dieser Bestrebungen auf ein höchst prekäres Privatdozententhum angewiesen sein. Diesen mühsamen und langsamen Weg aber bei völliger Mittellosigkeit zu verfolgen, erschien geradezu als Tollkühnheit.

Dennoch ließ ich von meinem Plan nicht ab. Ich hatte seit Jahren mich durchgeschlagen und manchmal auch durchgehungert. Mein kräftiger, durch Abhärtungen gestählter Körper hatte alledem siegreich widerstanden. Nur einmal schien ein Siechthum meinen Entbehrungen auf dem Fuße folgen zu wollen; allein auch dieses wurde von meiner Jugendkraft überwunden und sollte mir sogar zum Heil gereichen. Ich hatte nämlich, um zu sparen, beim Beginn des Winters auf jedes Einheizen verzichtet und trotzte eine Zeitlang der großen Kälte. Allein eines Tages entwickelte sich eine rheumatische Entzündung im linken Daum und als das Uebel dort mit großen Schmerzen sich hinreichend ausgetobt hatte, sprang es in das rechte Handgelenk über, wo es den ganzen Winter hindurch sich festsetzte und mich nicht wenig plagte. Der linke Daum war zwar frei, aber er war im mittlern Gelenk völlig steif geblieben. Voll Sorgen probirte ich, ob

10*

die Hand noch zum Klavierspiel tauglich sei; als ich aber bemerkte, daß der Daumen wegen seiner Einwärtsbiegung noch besser und kräftiger die Tasten anzuschlagen vermochte als früher, da war ich hocherfreut. Ich übte mich nun den ganzen Winter, um mit der Linken Klavier zu spielen, und erlangte darin eine solche Gewandtheit, daß das Uebel sich in einen Vortheil verwandelte. Ebenso übte ich mich im Schreiben mit der linken Hand, und auch dies gelang mir so gut, daß meine Schrift, wenn auch in völlig vertikaler Haltung, sich doch ebenso gut lesen ließ wie die Schrift mit der Rechten. Als im Frühjahr endlich auch die rechte Hand wieder frei wurde, war doch der Arm in Folge der langen Unthätigkeit so matt geworden, daß ich nicht im Stande war etwas Schweres zu heben. Da inzwischen der äußerste Termin ablief, mein militärisches Dienstjahr abzuhalten, so stellte ich mich zur Musterung. Wer war froher als ich, als ich die Entscheidung erhielt, daß ich als dienstuntauglich abzuweisen sei. Unter meinen Verhältnissen hätte ich den Aufwand eines Dienstjahres schwerlich bestreiten können. Sodann aber herrschte damals in den meisten Kreisen eine geradezu feindliche Abneigung gegen den Soldatenstand. Man hatte unser Militär immer nur im Frieden gesehen; dann aber war es volksfeindlich aufgetreten, indem es, seiner Pflicht und seinem Beruf getreu, die Revolution niederschlug. Durch alles das war eine fast allgemeine Antipathie entstanden. Erst durch die großen

Thaten von 1864, 1866, 1870/71 hat die Armee sich den Ehrenplatz in der Schätzung des ganzen Volkes erworben; erst seitdem ist es für jeden jungen Mann eine Ehrenpflicht, in den Reihen der Armee dem Vaterlande zu dienen.

Um meine stets wachsende Vorliebe für die Kunstgeschichte zu erklären, muß ich bemerken, daß ich von Berlin aus alljährlich mir mit Kestner ein Stelldichein gab, um auf gemeinsamen Wanderungen die alten Denkmäler zunächst in den Ländern zwischen Elbe und Weser, in dem alten Niedersachsen kennen zu lernen. Puttrich hatte diese Gegenden für die Kunstgeschichte zuerst aufgeschlossen. Den Denkmälern von Quedlinburg und der benachbarten Gebiete hatte Kugler eine Monographie gewidmet. Man muß bedenken, welch große Lücken damals noch in unsrer Bekanntschaft mit der eignen Heimath herrschten. In mir regte sich ein mächtiges Verlangen, in die Reihe der Forscher einzutreten und zunächst die Denkmäler des norddeutschen Vaterlandes kennen zu lernen. Die feste Grundlage für kunstgeschichtliche Studien bot uns Kugler's Handbuch, das zum ersten Male das große Gesammtbild der Kunstgeschichte in einem breit angelegten Gemälde vorgeführt hatte.

In erster Linie galten unsre Besuche allen jenen alten Städten, die noch bis auf diesen Augenblick durch ihre fast unversehrten Monumente der Vergangenheit einen unvergleichlichen Anblick gewähren: Halberstadt, Magde-

burg, Hildesheim, Braunschweig, Goslar und so manche kleinere. Bezeichnend für die Richtung unserer Studien ist, daß wir auch jetzt noch fast ausschließlich den romanischen Denkmälern unsre Aufmerksamkeit zuwandten, daß die Gothik erst in zweiter Linie stand, die Renaissance aber auch bei uns unter dem Banne einer fast an Verachtung streifenden Gleichgültigkeit litt, welche ein Kriterium jener romantischen Epoche bildete. Welche Wonne aber war es für uns, irgend ein edles romanisches Werk zu entdecken, das noch nicht in den kunstgeschichtlichen Büchern verzeichnet stand. So kamen wir an einem dunklen Spätherbstabend von der Huysburg herab, wo wir die merkwürdige Basilika der ehemaligen Benediktinerabtei eingehend untersucht und gezeichnet hatten. In der Dunkelheit verloren wir Weg und Steg und arbeiteten uns schließlich mühsam über die Stoppelfelder fort. Endlich tauchten vereinzelte Lichter auf, und wir erhielten die tröstliche Gewißheit, daß wir uns der Eisenbahn näherten. Wir erreichten, fast erschöpft, eine kleine Station, ich meine, es war Wegersleben, wo wir in einem ländlichen Gasthof Unterkommen fanden und uns bald von den Strapazen des forcirten Marsches erholten. Während wir unser frugales Abendbrod verzehrten, erkundigten wir uns bei den anwesenden Ortsangehörigen, ob nicht eine alte Kirche in der Nähe sei. Man nannte uns Hamersleben, einen damals in der Kunstgeschichte noch völlig unbekannten Namen. Am andern Morgen machten wir uns in aller Frühe dorthin auf,

und wer schildert unsre freudige Ueberraschung, als wir jene herrliche jetzt allgemein bekannte und gewürdigte Säulenbasilika fanden, welche als eines der wenigen noch jetzt wohl erhaltenen derartigen Denkmäler Norddeutschlands glänzt! Sofort begannen wir unsere Arbeiten, nahmen einen Grundriß auf, zeichneten die Kirche mit ihren beiden stattlichen Thürmen von außen, dann das Innere, besonders den schönen Durchblick in das so großartig gestaltete Querschiff mit seinen sculpturgeschmückten Schranken und den darüber sich erhebenden Säulen sowie den hübschen Kapelleneinbau im südlichen Kreuzarm.

Der ganze Tag ging mit dieser Arbeit hin, und wir waren so eifrig, daß wir uns nicht einmal Zeit zum Mittagessen ließen; wir begnügten uns mit etwas Brod und einigen Eiern, welche Einer von uns um die Mittagszeit im Dorfe requirirte. Erst spät Abends kehrten wir heim in unser Quartier, mit reicher Ausbeute beladen. Als ich nach Berlin zurückgekehrt war, wagte ich es, Kugler aufzusuchen, um ihm unsere Entdeckung mitzutheilen. Er nahm meine Notizen und Zeichnungen gern entgegen; aber diese erste Berührung führte noch nicht zu näheren Beziehungen. Erst als ich ihm wiederholt solche Entdeckungen vorführen konnte, wurde er zugänglicher, so daß ich nach einiger Zeit zu dem verehrten Meister in ein näheres Verhältniß trat. Aehnlich ging es mir mit Schnaase, dem ich ebenfalls von meinen Reiseresultaten Kunde gab. Zu den damals noch nicht bekannten, von

uns zuerst kunstgeschichtlich gewürdigten Denkmalen gehörte dann die Kirche zu Wunstorf, die großartige Kirche zu Königslutter, die glänzende Stiftung Kaiser Lothars von Sachsen, sowie die bescheidene Kirche in dessen Stammsitz Süpplingenburg. Auch die imposante Cisterzienserkirche Riddagshausen gehörte hierher, die ich vollständig aufnahm, so wie auch die Kirchen von Helmstädt, Melverode, Gandersheim, Clus und andere. Noch jetzt besitze ich alle diese Aufnahmen in wohlausgeführten Zeichnungen von Grundrissen, Durchschnitten, Aufrissen und Details. Ich beabsichtigte dieselben zu veröffentlichen, fand aber keinen Verleger für ein solches Werk. Bei den Aufnahmen verfuhr ich ziemlich primitiv, da lediglich ein zum Zusammenlegen eingerichteter dreifüßiger Zollstock und eine Meßschnur mein ganzes Handwerkszeug bildeten. Mit letzterer stieg ich auf den Dachboden, ließ die Schnur durch die in den Gewölben befindlichen Oeffnungen auf den Fußboden der Kirche hinab und las dann die Maße ab. Herrlicheres als diese kunsthistorischen Wanderungen, namentlich wenn mein Freund sie theilte, konnte ich mir nicht denken. Beide waren wir unermüdliche Fußgänger, abgehärtet und bei Wind und Wetter jeder Strapaze gewachsen; zudem hatten unsre Reisen den vollen Reiz von Entdeckungsfahrten, da es damals überall noch zahlreiche unbekannte Denkmäler gab.

Kein Wunder, daß ich bei solchem Treiben immer entschiedener mich der Kunstgeschichte zuneigte, und daß alle

Bemühungen meines wohlmeinenden Direktors nicht im Stande waren, mich beim Lehramte festzuhalten. Während die heutige Jugend meist all ihr Streben auf bestimmte Lebensstellungen richtet, hatte ich bei meiner Richtung nicht einmal eine feste Aussicht vor mir, denn ich dachte weder an eine Professur noch etwa an eine Museumsstellung. Selbst die schwierige Frage, woher bei diesem Plan die einfachsten Existenzmittel zu bestreiten seien, vermochte mich nicht abzuschrecken. Zunächst war mir die Musik eine Hülfe. Ich bahnte mir durch meine musikalische Begabung den Weg in verschiedene Familien, wo ich mannigfache Gelegenheit fand, durch Unterricht im Klavierspiel und sogar im Gesang mich nützlich zu machen. Sodann bot mir das unter Friedrich Eggers' Leitung seit 1850 erscheinende „Deutsche Kunstblatt" Veranlassung zu literarischer Arbeit. Neu erschienene Bücher und neu entstandene Kunstwerke waren zu besprechen, und ich ward bald einer der eifrigsten Mitarbeiter. Ja wenn im Sommer Eggers auf einige Zeit in Urlaub ging, übertrug er mir die ganze Last der Redaktion, so daß ich mich in vielseitiger Weise journalistisch üben konnte. Durch Eggers Vermittlung gewann ich auch Fühlung mit Dr. Spiker, dem Herausgeber der Spenerschen Zeitung, für welche ich Jahre lang die Kunstberichte, namentlich über die Ausstellungen der Akademie lieferte.

Eggers, den ich wie oben erzählt in der Schola graeca kennen gelernt hatte, war in seiner Vaterstadt

Rostock zum Kaufmannsstande bestimmt gewesen, hatte diesen ihm wenig zusagenden Beruf jedoch verlassen und sich nach Berlin begeben, um an der Universität sich in philosophischen, historischen und philologischen Disciplinen umzuthun. Er war eine poetisch angelegte Natur von großer Feinheit und zarter Sinnigkeit. Seine „Gedichte" legen Zeugniß von seiner Begabung ab. Daneben beherrschte ihn hauptsächlich philosophische Spekulation, die er im Gedankenkreise der damals noch Alles beherrschenden Hegel'schen Lehre ausübte. Dies zog ihn zu einer mehr abstrakt ästhetischen, als concret kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise hin. In mühsamer Arbeit kunsthistorische Thatsachen sammeln war nicht sein Beruf; dagegen konnte er in eleganten Formen allgemeine Urtheile fällen und sie als gewandter Debatter mit großer Beredsamkeit vertheidigen. In der Kunstbetrachtung schloß er sich jener älteren Schule an, die mehr von literarischem als von kunstkritischem Standpunkt ausging. Daher war er recht eigentlich dazu angethan, die Kaulbach'schen Wandgemälde im Treppenhaus des Neuen Museums, deren Entstehen wir damals mit erlebten, zu beschreiben und mit sinniger Betrachtung mehr den geschichtsphilosophischen, als den eigentlich künstlerischen Gehalt dieser Werke zu schildern. Zur anmuthigsten dieser Art von Kunstbeschreibung gehört ohne Frage seine Arbeit über die reizenden Friese, in denen die Weltgeschichte in ein Kinderspiel umgewandelt wird. Damals standen wir Alle unter dem Zauber dieser

eleganten formschönen Kunst, deren innere Hohlheit wir nicht zu erkennen vermochten. Eggers selbst mit seinem klassisch schönen Kopfe wurde vom Meister in der „Blüthe Griechenlands“ als Perikles verewigt.

Die innigste Gemeinsamkeit der Interessen und der Arbeit verband uns in täglichem Verkehr. Eggers hatte das Bedürfniß fortwährenden Umgangs namentlich mit der lernenden Jugend. Selbst mitten in der Arbeit, wo den meisten Anderen Einsamkeit eine der wichtigsten Bedingungen ist, mußte er stets junge Leute um sich haben, denen er Aufgaben stellte und die er in ihren Arbeiten überwachte. Es gehört sehr viel Selbstlosigkeit dazu, sich so an die Jugend hinzugeben. Da der erste jener Jünglinge ein Schwabe war, so erhielten sie sämmtlich, und wenn sie auch wie Wilbrandt Mecklenburger waren, von mir die Bezeichnung „Leibschwaben“. Der talentvollste unter ihnen war Adolf Wilbrandt, der von diesem heiteren und belebten Treiben in der reizenden Erzählung „Fridolins heimliche Ehe“ Bericht gegeben hat. Eggers hatte eine liebebedürftige Natur, allein so oft es schien, daß er sich einem jungen Mädchen in Liebe zuneigen würde, trat eine eigenthümliche Scheu ihm in den Weg, und endlich bildete er sich ein, nur eine solche lieben zu können, die ihn von vornherein zur Resignation verdammte, weil sie nicht mehr frei war. Diese eigenthümliche Gemüthsverfassung hat Wilbrandt Anlaß zu seinem anmuthigen Lustspiel „Unerreichbar“ gegeben. Keine Frage, daß durch

dies Alles ein gewisser tändelnder Zug hindurch ging, der einer ernsten Concentration widerstrebte und Eggers nicht dazu kommen ließ, sich zu einer größeren Leistung zusammenzufassen. Aber anregend und belebend wirkte er darum doch auf die Jugend ein, und als er später zum Lehramt an die Kunstakademie berufen wurde, vermochte er zwar kein ausgiebiges kunsthistorisches Material seinen Zuhörern zu überliefern, verstand es aber trefflich, durch seine Begeisterung ihre idealen Neigungen zu entzünden und sie zu hohen Zielen anzufeuern. Deßhalb hingen denn auch seine Schüler mit verehrungsvoller Liebe an ihm.

Er war damals, früher als ich, mit Kugler in Verbindung gekommen, und dieser beauftragte ihn, eine Denkschrift für die Reorganisation der gesammten staatlichen Kunstpflege auszuarbeiten, für welche ein ansehnliches amtliches Material zur Verfügung stand, und die dann im „Deutschen Kunstblatt" veröffentlicht wurde. Kugler in seiner nahezu universellen künstlerischen Begabung und seinem klaren kritischen Sinn war gewiß die geeignete Persönlichkeit, um auf diesem wichtigen Gebiete der höheren Volkserziehung die maßgebenden Gesichtspunkte aufzustellen. Auch hier war es der Geist der Umwälzung, der sich geltend machte, obwohl er nicht revolutionär, sondern reformatorisch auftrat. Aber auch diese schönen Anläufe verliefen im Sande, und als die Reaktion sich aller Kreise öffentlicher Interessen bemächtigt hatte, blieb auch der

Plan einer Reorganisation der Kunstpflege ein „schätzbares Material".

Als Redakteur des „Deutschen Kunstblattes" war Eggers nun mit allen künstlerischen Kreisen in reger Verbindung, und um wenigstens den Hauptträgern des Blattes und seiner Tendenzen einen Vereinigungspunkt zu schaffen, schlug er vor, daß man sich allwöchentlich einmal zu einem Mittagessen in einem Restaurant vereinigen solle, wo in geselligem Zusammensein Fragen der Kunst, wie der Tag sie brachte, zur Erörterung kamen. Kugler, Schnaase, Waagen nahmen an diesen Symposien Theil und gaben ihnen eine höhere Bedeutung. Zu den geschätztesten Mitarbeitern zählte unter Anderen auch Hugo von Blomberg, Maler, Dichter und Kritiker, eine Persönlichkeit von hoher, vielseitiger Begabung, die nur eben wegen dieser Mannigfaltigkeit auf keinem Gebiete zu einem vollen Erfolge gelangen sollte. Seine „Gedichte", namentlich sein köstlicher Cyklus „Amor und Psyche" zeugen von einer nicht gewöhnlichen poetischen Begabung; und als im Sommer 1870 die ersten siegreichen Schläge unsrer Armeen in Frankreich gefallen waren, trat er als der erste auf, der König Wilhelm als deutschen Kaiser öffentlich ausrief. Sein eigentlicher Beruf war die Malerei, allein im Ueberdrang einer reichen Phantasie hatte er nie die Zeit und Sammlung gewonnen, sich technisch zur vollen Beherrschung der malerischen Mittel aufzuschwingen, so daß ein voller Erfolg seinen geistvoll gedachten Bildern

nicht zu Theil wurde. Aber in kleinen Aquarellen von geistreichster Erfindung, meist im Charakter von Arabesken und Miniaturen, wußte er die reiche Welt innerer Anschauungen, welche ihn erfüllte, in unerschöpflicher Gestaltungskraft darzustellen. Es waren Arbeiten, mit denen er meist die Abendstunden in traulichem Familienkreise ausfüllte; eine ganze Reihe von dicken Albumbänden, jetzt im Besitze seiner Wittwe, enthält diese köstlichen Gebilde einer unversieglich scheinenden Erfindungsgabe. Später siedelte Blomberg nach Weimar über, wo er leider einem allzufrühen Tode erlegen ist. Unter seinen kunstkritischen Arbeiten gebührt dem geistvollen Aufsatz „Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst" noch jetzt eine ehrende Erwähnung.

In solchen Kreisen bewegte sich damals mein Leben, und es war immer wieder Eggers, der durch seine gesellschaftliche Gabe und durch ein großes Talent der Accommodation, der Anschmiegung und persönlichen Anregung die verwandten Elemente zu sammeln und selbst manchmal die widerstrebenden zu vereinigen wußte. In seiner Persönlichkeit lag zugleich ein liebenswürdiger Zug harmloser Selbstironie, der nicht selten allerdings für Fernstehende den Eindruck einer gewissen Spielerei annehmen konnte. Auch war eine Art von idealem Sybaritismus ihm eigen, mit welchem freilich die Knappheit seiner materiellen Mittel in oft komischem Kontraste stand. Wäre er als Millionär auf die Welt gekommen, kein

Mensch hätte fürstlichen Aufwand in einem so edlen kunstverklärten Luxus sich entfalten lassen. Höchst seltsam war sein äußeres Gebahren, namentlich aber seine Tracht. Der dunklen Einförmigkeit moderner männlicher Kleidung abhold, liebte er es seinen Anzug so farbenreich wie möglich zu gestalten. Halstuch, Weste, Hose und Rock mußten in den verschiedensten Farben strahlen, und der Eindruck wäre ein geckenhafter gewesen, wenn er nicht mit halb scherzhafter, halb ernster Prinzipreiterei die Wirkung stilvoller Polychromie damit darzustellen versucht hätte.

So lange ich in Berlin blieb, standen wir in ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr. Unsre Besuche auf den Ausstellungen, in den Künstlerwerkstätten, unsre Mahlzeiten und Erholungen, Alles hatten wir gemeinsam. Als ich dann schied, um 1861 einem Rufe nach Zürich zu folgen, konnte ich nur aus der Ferne von seinen weiteren Entwickelungen Notiz nehmen. Wie ein Blitzschlag aus heitrer Luft traf es mich dann, als ich im Sommer 1871 auf meinen Studienfahrten um deutsche Renaissance eines Nachmittags in Liegnitz in ein Café trat, um eine kurze Pause zu machen, und im ersten Zeitungsblatt, das mir zur Hand kam, die Aufforderung an die Schüler des verstorbenen Professor Eggers las, sich zu seiner Beerdigung im Akademiegebäude zu versammeln! Ich hatte nicht einmal von einer ernsteren Erkrankung gehört. Nun war der liebe alte Freund schon dahingegangen, gehörte nicht mehr zu den Lebenden, und man forderte zu seiner Be-

stattung auf! So starb er, noch in den besten Mannesjahren, und das einzige größere Werk, zu dem er sich zusammengefaßt hatte, die Rauchbiographie, blieb als Torso zurück, um von seinem Bruder Karl, der ein werther Genosse unsres Kreises war, in langjähriger Arbeit vollendet zu werden.

Es war im Anfang der funfziger Jahre, daß Wilhelm Junkmann, als Abgeordneter in Berlin anwesend, die von Bonn her datirende Bekanntschaft mit mir erneuerte. Als ich ihm von meinen Arbeiten erzählte und ihm meine Reiseskizzen, Zeichnungen und Aufnahmen vorlegte, regte er den Gedanken an, ob ich nicht unsre gemeinsame Heimathprovinz Westfalen kunstgeschichtlich untersuchen wolle. Wenn ich bereit sei, so würde er in seinen Bekanntenkreisen schon die dazu erforderlichen Mittel aufbringen. Dieser Vorschlag zündete bei mir; ich war durch keine feste Stellung gebunden; an Muth, Kraft und Lust fehlte es mir nicht, so daß ich mich für fähig hielt, diese unter den gegebenen Verhältnissen immerhin etwas anstrengende Aufgabe zu bewältigen. Als Muster schwebte mir Kugler's Pommersche Kunstgeschichte vor, und ich hoffte für meine Heimathprovinz Aehnliches leisten zu können wie er für die seinige zu Stande gebracht hatte. Aber ich erweiterte sofort den Plan und nahm mir ein Werk vor, bei welchem der Text von einem Atlas in Folio begleitet sein sollte. Junkmann war hoch erfreut über meine Bereitwilligkeit, und der für seine Heimath

begeisterte Mann brachte in seinen Kreisen die erforderlichen Mittel ohne große Schwierigkeiten auf. Die Bischöfe von Münster und Paderborn traten der Sache fördernd bei; ersterer, der kunstsinnige Dr. Müller, nahm auch, als ich ihm später meine Arbeiten vorlegte, warmen Antheil daran. Sodann war es der Abgeordnete Plaßmann, ein wackerer Vertreter des Sauerlandes, der seine Beihülfe gewährte. Es kamen nach und nach 200 Thaler zusammen, mit welchen ich die durch fünf Monate in ununterbrochener Wanderung ausgeführten Studienreisen bestritt. Als im folgenden Jahre noch eine zweite, kürzere Wanderung sich nöthig erwies, wurden dafür noch etwa 50 Thaler aufgebracht. Ich darf vielleicht sagen, daß schwerlich jemals eine so große Aufgabe mit so geringen Mitteln durchgeführt worden ist.

Anfang Mai trat ich meine Wanderung an, und zwar in denkbar einfachster Ausrüstung. Die nothwendigste Wäsche sammt den übrigen Erfordernissen trug ich in einer Reisetasche, eine große Mappe mit dem Papier für die architektonischen Aufnahmen in der Linken; dazu kamen Zollstock und Meßschnur. Meine Wanderung wäre eigentlich in's Blaue gegangen, wenn ich nicht, wie schon früher, im alten Merian an den zahlreichen Abbildungen von Städten, Schlössern und Klöstern einen werthvollen Fingerzeig gewonnen hätte. Wie manches damals unbekannte oder verschollene Denkmal gelang es mir wieder

an's Licht zu ziehen und in die richtige kunstgeschichtliche Beleuchtung zu bringen. Mein höchstes Verlangen, die alten Kunstwerke des Vaterlandes in die allgemeine Betrachtung zu rücken, sollte mit der Erforschung der engeren Heimath zuerst Erfüllung finden. Ich begann mit dem östlichen Theil Westfalens und zog einzelne Denkmäler im Hannoverschen, wie Loccum und Barsinghausen in den Kreis der Betrachtung hinein. Der letztgenannte Ort, anmuthig an den Waldabhängen des Deister gelegen, ist ein adliges Damenstift, das für mich durch die wohlerhaltene Kirche aus romanischer Uebergangszeit von Interesse war. Daß ein junger Fremder angekommen sei, der in der Kirche zeichne, war offenbar eine Nachricht, welche Aufsehen erregte. Als ich mit meinen Aufnahmen fertig war, ließ die Aebtissin die freundliche Einladung zu einem Besuch an mich ergehen. Gern entsprach ich diesem Wunsche und hatte nun, während ich mit Kuchen und einem Glase süßen Weines gelabt wurde, von meinen Absichten zu erzählen und meine Zeichnungen vorzulegen. Dankbar verließ ich den freundlichen Ort, gern diese erste Reisebegegnung als gutes Omen für die fernere Wanderschaft annehmend.

Natürlich brachte nicht jeder Tag solche Erfahrungen. Ich erinnere mich noch lebhaft eines anderen Tages, an welchem ich zum ersten Mal das damals noch ganz unbekannte Kloster Loccum erreichte. Ich war in frühester Morgenstunde aufgebrochen und hatte in dem Gasthof,

wo ich übernachtete, sogar auf das Frühstück verzichtet, um Zeit und Geld zu sparen. Nach dreistündiger Wanderschaft ragte plötzlich in der Ferne ein großartiger Kirchenbau vor mir auf, an dessen thurmloser Anlage — nur ein Dachreiter auf dem Querschiff, — geradlinigem Chorschluß und einfach strenger Massenbehandlung ich sofort den Cisterzienserbau erkannte. Welches Hochgefühl für mich! Ich stürzte mich mit Leidenschaft über den Bau und begann ihn aufzunehmen und zu zeichnen, ohne irgend daran zu denken, daß ich noch nüchtern war und der Erfrischung bedurfte. Erst gegen Mittag machte sich „die Stimme der Natur" geltend, und ich sah mich zu einer kleinen Erholungspause veranlaßt. Dann arbeitete ich bis in die sinkende Nacht ununterbrochen weiter, um mich dieses herrlichen kunstgeschichtlichen Fundes ganz zu bemächtigen.

Einige Zeit darauf bot sich mir die Gelegenheit, meinem verehrten Meister Schnaase Einblick in meine Entdeckungen zu gewähren. Er hielt sich damals zur Kur in Pyrmont auf, und ich gedachte ihn dort aufzusuchen. In Neuenheerse hatte ich zuletzt in der ehemaligen Klosterkirche eine bedeutende Entdeckung gemacht, indem ich in der fast völlig in gothischer Zeit umgebauten Kirche eine wohlerhaltene Säulenreihe fand, die als Rest der ursprünglichen romanischen Basilika stehen geblieben war. Mit Anspannung aller Kräfte suchte ich den Grundriß aufzunehmen, um ein Bild dieses merkwürdigen Zustandes zu gewinnen. Als die Dämmerung hereinbrach, mußte der Küster mir mit

einer Kerze leuchten, was die Arbeit nicht gerade erleichterte. Schließlich brachte meine Hartnäckigkeit auch dies zu Stande, und befriedigt verließ ich mit einbrechender Nacht den Ort, um noch bis Pyrmont zu wandern. Im völligen Dunkel ging ich auf der Landstraße eine gute Strecke dahin; da plötzlich gabelte sich der Weg, und in der menschenleeren Landschaft stand ich völlig rathlos da. Welcher Weg war einzuschlagen? In dieser Verlegenheit bemerkte ich zu meinem Trost einen Wegweiser. Sofort setzte ich meine Turnkünste in Bewegung und kletterte hinauf, um mittelst eines rasch entzündeten Streichhölzchens die Inschrift zu lesen. Mich mit dem einen Arm am Querholz anklammernd, suchte ich das Licht mit der anderen Hand zu entzünden. Es gelang; aber was ich entdeckte, war eine völlig ausgelöschte Schrift. So blieb denn Nichts übrig, als aufs Gerathewohl den Weg zu wählen. Ich schlug die Straße zur Rechten ein, und es war glücklicherweise die rechte. Gegen Mitternacht langte ich in dem stillen Badeorte an, wo es mir mit Mühe gelang, einen Gasthof zu finden und die schlafenden Wirthsleute zu wecken. Ich blieb dann zwei Tage in anregendem Verkehr mit Schnaase, der mit warmem Interesse meine Berichte entgegennahm.

Fast alle diese Reisen mußten zu Fuß zurückgelegt werden, denn außer der Köln-Mindener Bahn gab es damals dort noch keine Eisenbahn, und einen Wagen zu nehmen, wäre bei meinen Verhältnissen unmöglich gewesen.

Zudem war ich ein rüstiger Fußgänger, jeder Strapaze gewachsen und selbst abgesehen vom Geldpunkt, wäre es mir nimmer eingefallen, einen Wagen zu benutzen.

Für die Gegend meiner engeren Heimath wurde meine Vaterstadt der Mittelpunkt meiner Excursionen, und ich war beglückt, einige Zeit bei meinen Eltern zu weilen und die sorgliche Pflege der guten Mutter zu genießen. Auf den täglichen Streifzügen in der dortigen Gegend traf ich denn eines Tages in dem Dorfe Methler eine jener großen kunstgeschichtlichen Thatsachen, die allein das ganze Unternehmen lohnten. Ich glaubte in der schön ausgeführten Kirche Wandgemälde unter der Tünche hervorschimmern zu sehen und nachdem ich mit dem Heft meines Messers geklopft und dann vorsichtig die sich lösende dicke Tünchesschicht beseitigt hatte, war ich fast erschrocken, dicht vor mir einen prachtvollen Kopf mit wunderbar großen Augen mich anblicken zu sehen. Es war, wie sich später herausstellte, ein Evangelist Johannes, offenbar ein Werk aus der edlen Epoche des 13. Jahrhunderts. Was ich zuerst in Schwarzrheindorf kennen gelernt hatte, die große monumentale Malerei der romanischen Epoche, das trat hier in einem neuen Beispiel aus etwas vorgeschrittener Zeit mir entgegen. Mit Feuereifer setzte ich die Aufdeckung fort, und in den nächsten Tagen nahm ich von Dortmund aus meinen Bruder Albrecht zur Hülfe mit. Bald hatten wir den größten Theil des Chores auf-

gedeckt und die bloßgelegten Gemälde durchgezeichnet, um sie nachher in meinem Werke zu publiciren.

Aehnliche Ueberraschungen warteten meiner in Soest, wo unter des Dechanten Nübel Leitung eben die prächtigen Wandgemälde der Nicolaikapelle aufgedeckt worden waren. Ich veranlaßte den kunsteifrigen Geistlichen dann, mit mir im Chor des Domes ähnliche Versuche zu machen, und auch hier gelang es uns, bedeutende Schöpfungen der romanischen Zeit ans Licht zu ziehen. Der Dechant war dabei ganz Feuer und Flamme, und wir arbeiteten gemeinsam mit zwei herbeigeholten breiten Küchenmessern so eifrig, daß der geistliche Herr bald in seinem schwarzen Habit wie gepudert, ja fast wie ein Müllerbursch aussah. Als einige Fremde kamen, die Sache in Augenschein zu nehmen, stellte er mich diesen mit rascher Geistesgegenwart als „Techniker in Sachen der christlichen Künste" vor. Ich verfolgte diese Spuren nun auch in anderen Kirchen und stellte eine neue Blüthe der Monumentalmalerei in Westfalen fest, welche den rheinischen Denkmälern von Schwarzrheindorf, S. Gereon in Köln, Ramersdorf, Brauweiler nicht nachstand und ihre östliche Fortsetzung dann in den Werken von Braunschweig, Hildesheim, Halberstadt fand. Wie solche glänzende Entdeckungen den Muth des Wanderers hoben, braucht nicht gesagt zu werden.

Für das Münsterland schlug ich mein Standquartier in Münster auf. Dort war es Junkmann's Schwager, der Kaufmann Schulte, der in lebendigem Interesse an

meinem Unternehmen mich wochenlang gastlich in seinem Hause bewirthete. Der treffliche Mann weilt nicht mehr unter den Lebenden, aber seine Wittwe, die mich voll Güte und Sorgfalt pflegte, kann meinen Dank noch vernehmen. Ebenso ihr Sohn, Archivrath Dr. Schulte, der sich als tüchtiger historischer Forscher einen geachteten Namen gemacht hat. Der Vater Schulte war ein Mann, der außer seinem kaufmännischen Geschäft einen warmen Sinn für alles Schöne und Hohe hatte, und der mit herzlicher Theilnahme den Ergebnissen meiner Wanderungen Aug' und Ohr schenkte. Wenn ich von einer Excursion, die ich von dort aus nach allen Seiten ausdehnte, heimkam, so war es ein Vergnügen für mich, ihm meine Notizen und Aufnahmen mitzutheilen. Ich erinnere mich noch deutlich, mit welchem Interesse er meine Schilderungen der mächtigen Cisterzienserkirche Marienfeld entgegen nahm, von der damals noch Niemand gehört hatte. In dieser Kirche war es auch, wo die alte Organistensehnsucht in mir wieder einmal zum Ausbruch kam, da ich dort eine großartige Orgel fand, von der ich mich nur mit Mühe, nachdem ich sie eine gute halbe Stunde gespielt hatte, losreißen konnte, um zu meinen Arbeiten zurückzukehren. Daß Münster selbst, diese herrliche alte Stadt, mit ihren prächtigen Kirchen, vor Allem dem imposanten Dom, ihren zahlreichen gothischen Bürgerhäusern und dem Rathhaus, einem der schönsten Deutschlands, mir reichlichen Anlaß zu Studien gab, braucht nicht versichert zu werden.

Für das Sauerland endlich war mein Hauptquartier Arnsberg. Hier gewann ich in dem gelehrten Dr. S. Seibertz, der durch seine gediegenen Specialarbeiten über die westfälische Geschichte wohlbekannt ist, einen eifrigen Förderer meiner Studien. Seine enorme Bibliothek und sein reiches Wissen standen mir gleichmäßig zu Gebote. Von besonders hohem Werth wurde mir aber die Bekanntschaft mit seinem Sohn Engelbert Seibertz, der mir in der Folge durch vieljährigen stets wieder erneuerten Umgang und lebhaften brieflichen Verkehr ein treuer Freund fürs Leben wurde. Seibertz hatte sich auf der Akademie in Düsseldorf der Malerei gewidmet und war dann nach München gezogen, wo die gewaltige Kunst eines Cornelius und die ganze große Monumentalwelt König Ludwigs ihn fesselte. Jetzt weilte er auf Besuch im Elternhause. Er war damals gerade mit den Arbeiten für den bei Cotta erschienenen illustrirten „Faust" beschäftigt, eine der früheſten und bedeutendsten unter den derartigen Prachtausgaben deutscher Dichterwerke. Mit vollem Interesse wandte ich mich dieser schönen Arbeit zu, und in jugendlicher Begeisterung begleitete ich sie während ihres Erscheinens in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. So wurde der Faust mir Anknüpfungspunkt zum Verkehr mit diesem Weltblatt, dem ich bis auf den heutigen Tag eine nun fast vierzig Jahre umfassende kritische Thätigkeit gewidmet habe. Mag ich in meinen damaligen Aufsätzen hier und da etwas zu warmherzig geurtheilt haben, mag die naturwahre Belebung

und Beselung der Gestalten manchmal zu wünschen lassen, so muß doch gesagt werden, daß die Goethesche Dichtung, wenn man die Blätter von Cornelius ausnimmt, nie mit gleichem Tiefsinn künstlerisch behandelt wurde wie hier. Besonders ist der Reichthum der Gliederung, das Feingefühl der Ornamentik, die Rhythmik der Composition in Seibertz's Arbeit eine hochbedeutende. Er war für eine solche Thätigkeit besonders deßhalb trefflich geeignet, weil in ihm neben der malerischen Anlage eine große Schärfe des Verstandes und philosophischer Sinn sich zu einer Auffassung vereinigten, die nirgends an der Oberfläche haftete, überall in die Tiefe zu dringen suchte. Nahm das Interesse an seiner großen Arbeit mich ganz gefangen, so wurde er seinerseits durch die Entdeckungen gefesselt, die mir auf dem Gebiete der alten Kunst unseres gemeinsamen Heimathlandes gelungen waren. Ich erinnere mich noch deutlich, wie namentlich die Wandgemälde von Soest und Methler, von denen ich Durchzeichnungen mit mir führte, durch die Größe des Stils und den feierlichen Schwung der Linien seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten. So oft ich in späteren Jahren, sei es in Arnsberg oder in München mit dem Freunde zusammentraf, war es mir ein besonderer Genuß, denn ich erfrischte mich an der körnigen Kraft seiner Auffassung, an der treffenden Schärfe seines Urtheils, und selbst wo wir uns in einem Gegensatz befanden, war es genußreich, mit ihm zu discutiren. Jetzt hat er sich seit Jahren aus der großen

Welt zurückgezogen und genießt zu Arnsberg in dem stattlichen väterlichen Hause als philosophisch gestimmter Einsiedler ein otium cum dignitate.

Hier war es auch, wo ich Franz Dülberg kennen lernte. Er war damals noch Stud. juris, in der Vollkraft der Jugend, eine Erscheinung voll Stattlichkeit, die von Leben und Gesundheit strahlte. Musikalisch begabt und mit einem prächtigen Bariton ausgestattet, wußte er besonders effektvolle Opernarien, z. B. die große Arie des Grafen aus Figaros Hochzeit voll Feuer und Schwung vorzutragen. Als wir uns später in Berlin wieder begegneten, war die Musik das Band, welches uns vereinigte. Mit Interesse verfolgte ich seinen Lebensgang, der sich rasch und glänzend gestaltete. Er war in das Eisenbahn-Verwaltungsfach übergetreten und bekleidete zuletzt in Berlin eine ansehnliche Stellung im Ministerium. Als ich 1887 meiner Gewohnheit nach die Osterferien in Berlin verlebte, traf ich den alten Freund in behaglichster Lebensstellung und hatte die Freude, am Geburtstage Kaiser Wilhelms I. in seiner Familie das Fest zu feiern und mich seines ungetrübten Glückes zu freuen. Nach kurzer Zeit kam mir die Nachricht, daß der gesunde, kraftvolle Mann von jähem Tode dahingerafft worden sei.

Im Herbst kehrte ich, mit reicher Beute beladen, nach Berlin zurück. Es begann nun die Ausarbeitung meines Werkes, die historischen Studien auf der königlichen Bibliothek, sodann die Ausführung der zahlreichen Tafeln für

die Lithographie. Bei diesen Arbeiten zog ich meinen Bruder Albrecht, den ich nach Berlin hatte kommen lassen, um ihn dem Studium der Architektur zuzuführen, zur Hülfe heran. Mitten in diesen Arbeiten, denen auch Kugler und Schnaase mit Interesse folgten, traf mich plötzlich eines Tages der Befehl von der Polizeidirektion, die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen und in meine Heimath zurückzukehren. Es lag nichts gegen mich vor, als daß gelegentlich einer Haussuchung bei einem compromittirten Bekannten, Briefe von mir gefunden worden waren. Auch meine früheren Beziehungen zu Kinkel und zur Rheinischen Zeitung wirkten dabei mit. Für mich war dies ein Donnerschlag. Von Berlin nach Dortmund überzusiedeln, hieß meiner kunstgeschichtlichen Arbeit zu entsagen, ja auf meinen ganzen Lebensplan verzichten. Und woher hätte ich vollends daheim die Mittel zur Existenz finden sollen, die ich mir in Berlin durch literarische, speciell journalistische Arbeit verschaffen konnte! In meiner Verzweiflung ging ich zu Director Waagen, von dem ich wußte, daß er in den höchsten Kreisen, namentlich auch beim König wohlgelitten war. Als ich dem trefflichen Mann den Fall darlegte, schlug er die Hände zusammen und rief fast tragisch aus: „Und dergleichen geschieht im Staate Friedrichs des Großen?“ Man las aber damals täglich in den Zeitungen von massenhaften Ausweisungen Mißliebiger; der gute Bürger beachtete das indeß nicht, bis es einmal dicht in seiner Nähe einschlug. Waagen beruhigte mich jedoch, indem er sich

hinsetzte und sofort einen Brief an den Polizeipräsidenten schrieb, in welchem er mich als ein ungefährliches, nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigtes Menschenkind schilderte. Hocherfreut ging ich mit diesem Briefe von dannen; aber nicht in meine Wohnung. Ich wußte, daß die Polizei damals die ungemüthliche Gewohnheit hatte, die zur Ausweisung bestimmten in aller winterlichen Morgenfrühe aus dem warmen Bett zu holen und auf den Schub zu bringen. So brachte ich denn die folgende Nacht wohlweislich auf dem Sopha bei einem gerade in Berlin anwesenden auswärtigen Freunde zu. Zeitig begab ich mich nun aufs Polizeipräsidium und ließ mich beim Präsidenten melden. Ohne Verzug wurde ich eingelassen und stand vor dem allgemein gefürchteten allmächtigen Herrn von Hinckeldey. Ich berichtete kurz meine Sache und überreichte meinen Brief. Während er ihn las, hing ich in ängstlicher Spannung an seinen Zügen. Dann blickte er mir forschend ins Gesicht, that kurz einige Fragen, und da meine Antworten ihn zu befriedigen schienen, sagte er: „Wenn Sie mir die Hand darauf geben, daß Sie sich nicht an politischen Umtrieben betheiligen wollen, so können Sie unangefochten hier bleiben.“ Mit Freuden schlug ich ein und eilte zu meinem Beschützer, um ihm den Erfolg seiner Vermittelung zu melden. Als ich ihn fragte, was ihm einen solchen Einfluß auf den allmächtigen Polizeipräsidenten verschafft habe, erzählte er mir, er sei eines Tages zum Diner beim Prinzen Karl gewesen. Nach

Tisch sei der König auf ihn zugetreten, und, so fügte er hinzu, „ich hatte die Ehre, Seiner Majestät einige lustige Geschichten mitzutheilen (Waagen war ein brillanter Erzähler!) worauf er herzlich lachte und mir wohlwollend auf die Schulter klopfte". Dies sei für Herrn von Hinckeldey der Anlaß gewesen, seine Bekanntschaft zu suchen.

Von welchen Zufälligkeiten hängt doch oft ein Menschenschicksal ab. Hätte Waagen nicht dem König Friedrich Wilhelm IV., der bekanntlich einen guten Scherz sehr liebte, an jenem Tage einige lustige Anekdoten erzählt, so wäre ich wahrscheinlich unbarmherzig der Ausweisung verfallen. Als ich mich in meine Wohnung wagte, erfuhr, ich, daß wirklich die Polizei am frühen Morgen nach mir gesucht habe. Gottlob fand sie das Nest leer und von dieser Zeit an war ich bei der Polizei so angesehen, daß ich nicht einmal mehr einer Aufenthaltskarte bedurfte.

Welche Willkür damals herrschte, davon hatte ich kurz vorher eine schmerzliche Probe erlebt. Ich hatte beim Mittagessen im Restaurant den Dr. med. Karl Zimmer aus Prag kennen gelernt, der zu den österreichischen Abgeordneten des deutschen Parlaments gehört hatte und mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart übergesiedelt war. Nach Sprengung der Versammlung begab er sich nach Hamburg, wo er ungefährdet zu leben hoffen durfte. Da ihm aber dort zu wenig Gelegenheit für wissenschaftliche Studien sich bot, so ließ er durch einen Vertrauensmann beim Minister Manteuffel anfragen, ob er unbe-

lästigt in Berlin leben dürfe, ohne an Oesterreich ausgeliefert zu werden. Dies wurde ihm zugesagt. So war er denn nach Berlin gekommen, wo ich ihn kennen lernte und täglich mit ihm verkehrte. Wer schildert meinen Schreck, als eines Tages Zimmer plötzlich verschwunden war und ich schließlich erfuhr, daß man ihn an Oesterreich ausgeliefert habe! Gensdarmen hatten ihn in seiner Wohnung aufgehoben und ihn auf die Eisenbahn gebracht. Zimmer war eine jener idealen Naturen, die nichts als das Wohl des Volkes und die Größe des Vaterlandes im Auge hatten. Er träumte wie so Viele ein verjüngtes Deutschland, in welchem der hochbegabte Stamm der Deutschösterreicher seine Stelle haben sollte. Nie hatte er sich an irgend einer aufständischen Bewegung betheiligt, denn sein Streben war auf eine rein gesetzliche parlamentarische Entwicklung gerichtet. Aber so groß war bei den damaligen Machthabern in Oesterreich die Wuth gegen Alle, die im deutschen Reichstage auf der Linken gesessen und der Aufforderung zur Rückkehr widerstrebt hatten, daß er zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt wurde. Lange Jahre hat er dann auf Munkacsy als Staatsgefangener, Anfangs unter einer drakonischen Strenge der Behandlung, gesessen, bis eine allgemeine Amnestie ihn befreite. Nun ging er nach Karlsbad und ließ sich dort als Badearzt nieder. Seine Braut, die in den langen Jahren der Gefangenschaft treu an ihm festgehalten hatte, führte er als Gattin heim, und so fand ich ihn im

Jahre 1868 wieder, als ich wegen eines Gallensteinleidens den berühmten Kurort aufsuchte. Welche Freude war das Wiedersehen mit dem treuen alten Freunde, der mir nun, in Verbindung mit den Wunderquellen Karlsbads die Gesundheit wiedergab. Jahr für Jahr sah ich ihn dort wieder, bis er vor einigen Jahren seiner Praxis entsagte und sich in Ueberlingen niederließ, wo ich ihn in seinem behaglichen Heim vor Kurzem aufsuchte.

Nach zweijähriger mühevoller Arbeit war mein Werk so weit gediehen, daß ich an die Veröffentlichung schreiten konnte. Nun galt es, einen Verleger zu finden. Nicht weniger als zwölf Verlagshandlungen wurden von mir angegangen, und erst beim dreizehnten Male hatte ich Erfolg. Die bekannte Buchhandlung von T. O. Weigel in Leipzig entschloß sich zur Herausgabe. Es gehörte immerhin Muth dazu, denn ein solches Spezialwerk durfte auf großen Absatz nicht rechnen; da aber dreißig Tafeln herzustellen waren, so konnte der Aufwand als ein erheblicher bezeichnet werden. Ich erhielt nun endlich den ersehnten Verleger, aber nur unter der Bedingung, daß ich auf Honorar keinen Anspruch machen dürfe, der Verleger mir dagegen eine Anzahl von Freiexemplaren lieferte, welche das Kultusministerium mir abzunehmen zusagte. Wenn ich nicht irre, waren es dreißig Exemplare, die mir zu 10 Thlr. das Stück vergütet werden sollten.

Während ich noch an der Ausarbeitung dieses Werkes war, hatte sich mir durch die auf der Reise gemachten

Erfahrungen als nothwendig herausgestellt, eine kleine Schrift unter dem Titel „Vorschule zum Studium der Kirchenbaukunst des Mittelalters“ herauszugeben. Ueberall nämlich auf meinen Wanderungen hatte ich zahlreiche Geistliche kennen gelernt, die wohl eines Interesses für die ihrer Obhut anvertrauten Denkmäler fähig waren, aber durch ihre vollständige Unkenntniß sich nicht im Stande sahen, ein Verständniß dafür zu gewinnen. So hielt ich es denn für ersprießlich, diesen Männern in erster Linie ein Licht aufzustecken. Die kleine Schrift erschien, zuerst in noch sehr primitiver Ausstattung mit herzlich geringen Illustrationen, bei meinem alten Verleger Chr. Leonh. Krüger in Dortmund. Später, da das kleine Buch sich praktisch erwies, kam es zu mehreren neuen Auflagen, die ich zu einer „Vorschule für das Studium der christlichen Kunst des Mittelalters“ erweiterte und in reicherer Ausstattung bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinen ließ.

Endlich konnte meine „Kunst des Mittelalters in Westfalen“ 1853 erscheinen, und ich widmete das Werk den beiden Meistern der Kunstgeschichte Kugler und Schnaase.*) Ich hatte die große Freude, meine Arbeit

*) Hr. A. Reichensperger hat irgendwo behauptet, ich hätte mein Buch zuerst dem Bischof von Münster widmen wollen. Dies ist möglich, obwohl ich mich dessen nicht mehr erinnere; aber der von mir hochverehrte Prälat hätte weder durch ein Versprechen meinerseits, noch durch irgend eine Verpflichtung ein Anrecht auf

allgemein anerkannt zu sehen. Schnaase nannte sie das Muster einer Provinzialforschung. Wie auch die spätere Zeit über uns Aeltere hinausgewachsen ist, ich glaube doch, daß immer noch meine Arbeit als eine nicht unverdienstliche Grundlage bezeichnet werden kann. Wohl habe ich später von Solchen, die mit Neid betrachteten, was ich durch eigene Kraft und zähe Ausdauer errungen habe, genug hämische Anfechtung erfahren; allein dies hat mir nie die Galle erregt und ich habe mich dadurch in meinem Wege nie beirren lassen. Getrost kann ich das Urtheil über meine Leistungen der Mitwelt anheim stellen, die vielleicht doch finden wird, daß ich in langer Lebens-

---

eine solche Widmung gehabt und hat dieselbe auch schwerlich erwartet. Daß ich es für passend hielt, den beiden ersten Meistern der Kunstgeschichte, als deren Schüler ich mich bekenne, mein Werk zu widmen, wird jeder Unbefangene natürlich finden. Wenn Hr. R. die Insinuation macht, Kugler sei damals Referent für die Kunstangelegenheiten im Ministerium gewesen, so bemerke ich, daß Kugler nie in die Lage gekommen ist, für mich etwas zu bewirken. Ich habe Alles, was ich erreicht habe, einzig mir selbst zu verdanken. Wenn sodann behauptet wurde, ich hätte für meine kunstgeschichtliche Durchforschung Westfalens die „Unterstützung" des Bischofs Dr. Müller in Münster „erbeten und erhalten," und auch den „Ultramontanen" Reichensperger „um Beihülfe" angerufen, so sind dies einfach Unwahrheiten: weder habe ich von dem hochverehrten Bischof Müller Unterstützung erbeten, noch Herrn R. um Beihülfe angerufen. Beide haben sich für meine Arbeit interessirt, und Dr. M. hat sie auch gefördert, aber ohne daß ich ihn darum ersucht hätte.

arbeit Einiges zur Erkenntniß und zum Verständniß der Denkmäler unsres deutschen Vaterlandes beigetragen habe.

War der geistige Gewinn dieser großen Arbeit höchst erfreulich, so konnte doch der materielle Ertrag meinem Aufwand an Mühe, Kraft und Zeit so wenig entsprechen, daß ich wie geknickt zusammenbrach. Als der König mir, anstatt der gehofften Unterstützung, die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft schickte, war ich in einer an Verzweiflung grenzenden Stimmung. So traf mich Schnaase, der mich aufsuchte, um einen Spaziergang mit mir zu machen. Da ihm meine Verstimmung nicht entging, drang er herzlich in mich, ihm den Grund meines Unmuths zu enthüllen. Ich gestand ihm meine Lage, und der edle Freund bot mir sofort in einem Darlehn von 100 Thalern seine Hülfe an, die ich dankbar annahm. So konnte ich mich für die nächste Zeit über Wasser erhalten.

Trotz meiner bedrängten Lage trieb mich stets wieder der Wunsch meine Anschauungen zu bereichern, ins Weite. Noch jetzt weiß ich kaum, wie es mir möglich geworden ist, alle diese Reisen auszuführen. Aber meine ebenso elastische wie abgehärtete Natur kam mir zu Hülfe, so daß ich bei den bescheidensten Lebensgewohnheiten meine Wanderungen, die meistens zu Fuß ausgeführt wurden, mit erstaunlich geringen Mitteln durchzusetzen vermochte. So führte mich das Frühjahr 1852 nach Mecklenburg, dessen grandiose mittelalterliche Backsteinbauten zu er-

forschen ich schon längst gewünscht hatte. Schwerin, Wismar, Rostock, Doberan waren die Punkte, auf die ich mich concentrirte, und über deren Denkmäler ich dann im Deutschen Kunstblatt berichtete. Man darf nicht vergessen, daß heut bei der Erleichterung der Communication und bei der allgemeinen Verbreitung der Photographie solche Reisestudien unendlich erleichtert sind. Damals gehörte viel mehr Aufopferung und Anstrengung dazu. Wenn ich auch an ausführliche Aufnahmen nicht denken konnte, so waren doch selbst flüchtigere Reisenotizen eine willkommene Bereicherung für unsre Denkmälerkunde. Für mich aber ergab sich daraus eine immer größere Uebung, den Monumenten ihre Geschichte abzusehen und sie mit Worten und zeichnerischen Skizzen zu fixiren. In Schwerin fand ich an dem verdienstvollen Dr. Lisch einen Führer, der mich namentlich in die merkwürdige Welt der prähistorischen Denkmäler des Nordens einweihte. Auch dies war eine willkommene Bereicherung meiner Anschauungen.

Niemals war es meine Sache, auf einer gewonnenen Stufe auszuruhen; es drängte mich stets zu neuer Arbeit. Da es damals kein den neueren Anforderungen entsprechendes Handbuch der Architekturgeschichte gab, so warf ich mich mit voller Begeisterung in die Aufgabe, ein solches herzustellen. Es war wohl ein kühnes Unternehmen, da mir nur eine sehr begrenzte Autopsie zu Gebote stand; dennoch ging ich mit dem kecken Muthe, den

nur die Jugend hat, ans Werk, und in unglaublich kurzer Zeit lag das Manuscript vor. Damals kannte man in Deutschland noch keine wissenschaftlichen Werke mit illustrirtem Text: ein Zustand, den man sich heutzutage, wo es sogar illustrirte Literaturgeschichten, Musikgeschichten u. dergl. giebt, und wo man kaum noch ein nicht illustrirtes Werk kaufen mag, schwerlich vorzustellen im Stande ist. Ich war der Erste, der auf den Gedanken kam, ein solches Werk mit Holzschnitten zu illustriren. Als das Manuscript fertig war, bot ich es aus Dankbarkeit zuerst meinem Verleger T. O. Weigel an, um ihn für die an meinem westfälischen Buche gehabten Ausfälle zu entschädigen. Allein er lehnte das Buch als unzeitgemäß ab. Ebenso erging es mir mit mehreren andern Verlegern. Erst der damals in der Renger'schen Buchhandlung beschäftigte E. Graul erkannte das Zeitgemäße eines solchen Werkes und übernahm den Verlag, der dann nachmals in die Hände von E. A. Seemann überging. Das Buch schlug so über alles Erwarten ein, daß es mir einen großen Erfolg brachte, für den Verleger aber die Basis seines ganzen kunstgeschichtlichen Verlags wurde. In zwei Jahren war die Auflage vollständig vergriffen, und ich hatte im Lauf der Jahre die Freude, es bis zur sechsten Auflage (1884) in stets erneuter Umgestaltung von seinen ursprünglichen Mängeln befreien und zu höherer Reife durchbilden zu können.

Durch diese Arbeiten hatte ich mir eine geachtete

Stellung in den kunsthistorischen Kreisen errungen, und dieser Erfolg sprach sich auch in meinen gesellschaftlichen Beziehungen aus. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der geselligen Zusammenkünfte bei Kugler, Schnaase und Waagen. Wer die damalige Berliner Geselligkeit gekannt hat, der weiß, welch hohen geistigen Standpunkt sie einnahm. Wohl hat man vielfach die „ärmlichen Berliner Theeabende" von damals verspottet; aber sehr mit Unrecht. Mißt man sie an der heutigen Geselligkeit, wie sie in Deutschland fast überall herrscht, so wird man nicht umhin können, jener früheren Zeit den Vorrang zuzugestehen. Der materielle Aufschwung des heutigen Lebens hat auch im geselligen Verkehr zu einer protzigen Ueppigkeit geführt, bei welcher die Kreise der Banquiers, Fabrikanten und großen Kaufleute vorangegangen, die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Elemente leider nachgefolgt sind. Jetzt gilt es nur noch, einander in kostbarer Bewirthung zu überbieten und in Diners und Soupers einer geschmacklosen Ueberladung zu huldigen. Daß die Männer der Geistesarbeit, daß namentlich die Universitätskreise nicht so viel Stolz haben, sich diesem rohen Materialismus entgegen zu stemmen, ist ein betrübendes Zeichen der Zeit. Damals dagegen gab es eine wahrhaft vornehme Geselligkeit in Berlin, die im Materiellen bescheiden und mäßig war, aber um so glänzender und reicher in ihren geistigen Darbietungen. Aus solchen Gesellschaften schied man, gehoben und bereichert

an Geist und Herz, während man jetzt mit wüstem Kopf und überladenem Magen heimgeht. So zeigt sich leider überall bei uns der Uebergang von einem hohen Idealismus zu plattem Materialismus. Dies Alles ist um so bedenklicher, da es keine Frage sein kann, daß die reichen Klassen durch das widrige Zurschaustellen eines prahlerischen Luxus am meisten dazu beitragen, in unsern ärmeren Mitbürgern einen Neid anzufachen, der durch die immer größere und allgemeinere Unzufriedenheit mit ihrer Lage die ganze Basis unsres öffentlichen Zustandes zu erschüttern droht.

Am belebtesten ging es im Kugler'schen Kreise zu. Kugler selbst, in der Vollkraft des Lebens und Wirkens, stand im Mittelpunkt eines künstlerischen, literarischen und gelehrten Schaffens, in welchem sich wie in einem Brennpunkt die verschiedensten Bestrebungen zusammen fanden. Die ausgezeichnetsten Meister der Malerei und der Plastik, Männer wie Menzel, Drake und manche Andre traf man dort. Mit Menzel hatte er damals jene populäre Geschichte Friedrich's des Großen geschaffen, welche durch die Illustrationen des ausgezeichneten Meisters unsterblich geworden ist. Zugleich hatte dieser durch malerische Schöpfungen wie die Tafelrunde in Sanssouci, das Flötenconcert, der Ueberfall bei Hochkirch allgemeine Bewunderung erregt. Es war ferner die Zeit, wo Rauch sein Friedrichsdenkmal vollendet und aufgestellt hatte, wo die Schloßbrücke ihre Marmorgruppen erhielt, wo Kaulbach

seine Wandgemälde im Neuen Museum schuf, und in einsamer Abgeschiedenheit Cornelius an seinen Cartons zum Camposanto arbeitete. Während man die erhabenen Gestalten des letzteren trotz manches wunderlichen und unschönen Beigeschmacks zu würdigen suchte, drangen von Frankreich und Belgien einzelne Meisterwerke einer ganz neuen realistischen und zugleich malerischen Kunst zu uns, welche einen Umschwung in den hergebrachten Anschauungen herbeiführen sollten. Ich erinnere namentlich an Delaroche's Marie Antoinette und Gallait's Schützengilde vor den Leichen Egmonts und Hoorns, welche einen Sturm der Begeisterung entfesselten. Man hatte das Gefühl, daß der Cornelianische „Idealismus", der nicht malen konnte und aus dieser Unfähigkeit eine Tugend machen wollte, zu Ende gehe und keine Nachfolge haben werde. Dabei war ohne Zweifel die einsame, aber auch einseitige Größe des Mannes nicht zu verkennen.

In der Architektur beherrschte die Schinkel'sche Richtung und Schule noch ausschließlich das gesammte bauliche Schaffen. Aber die Nachfolger des großen Meisters, der vielgewandte Stüler, der den architektonischen Gedanken des Königs Form zu geben suchte, der feinsinnige Strack, der resolute Hitzig, der zart organisirte Soller, sie alle und noch manche andre bewegten sich als Epigonen in den alten etwas ausgetretenen Geleisen des hellenischen Klassicismus. Das neue Museum in seiner wenig monumentalen, aber zierlich reichen Erscheinung, die Schloß-

kapelle mit der immerhin imposant wirkenden Kuppel, daneben manche Kirchenbauten, wie die edle Michaelskirche Soller's, die Markus-, Petri-, Matthäikirche und andre, die mehr einen feinen Eklektizismus zeigten, vermochten keine neue Aera in die Erscheinung zu führen. Jedenfalls aber war die der ganzen Schule eigene Feinheit ornamentaler Durchbildung ein gemeinsames Erbe Schinkels, dem aber die eigentlich monumentale Größe mangelte.

Man muß indeß gestehen, daß das künstlerische Leben ein reges, vielseitiges war, wohl geeignet ein allgemeines Interesse zu wecken. Aber Kugler, der an alledem hervorragenden Antheil nahm, beschränkte sich nicht auf diese Seite des künstlerischen Wirkens, sondern wandte seine Aufmerksamkeit auch der Musik, dem Theater, der Dichtkunst zu. Sowohl die Concerte, als auch die Oper boten Vorzügliches, und er wurde nicht müde, an den Aufführungen Theil zu nehmen und seine Beobachtungen aufzuzeichnen. Ueberaus anregend war auf all diesen Gebieten der Verkehr mit ihm. Er selbst besaß eine schöne Baritonstimme mit hellem tenorartigem Klang. Wenn er uns italienische Volkslieder oder eigene Compositionen vorsang, wie er sie in seinen „Liederheften" niedergelegt hat, so wurde man gefesselt und ergriffen. Sah man die kräftige Gestalt, das blühende Antlitz mit dem offnen warmherzigen Ausdruck, so hätte man nicht geahnt, daß die Hand des Todes ihn so jäh und so bald schon diesem vielseitigen Schaffen entreißen würde.

Ganz besondere Neigung wandte er aber der Poesie zu, und wie er einst in fröhlicher Studentenzeit das vielgesungene Lied „An der Saale hellem Strande" gedichtet hatte, so ermüdete er nicht, sich selbst im Drama zu versuchen. Vermochte seine Begabung hier das Ziel nicht zu erreichen, so war er doch unermüdlich in Mittheilung und Förderung. Kaum jemals versäumte er die allsonntäglich in den frühen Abendstunden stattfindenden Versammlungen jener dichterischen Genossenschaft, die sich als „Tunnel" bezeichnete, und an denen fast Alles theil nahm, was damals sich für literarisches Wirken und poetisches Schaffen interessirte. Dort las Theodor Fontane seine ergreifenden Balladen vor, Scherenberg trug seine mächtigen Kriegsgesänge, Hesekiel seine Erzählungen und Gedichte, Heinrich Smidt seine Devrientnovellen vor. Dort begrüßte man zuerst Theodor Storm, der durch seine tiefpoetische Erzählung „Immensee" schnell zu allgemeiner Anerkennung gelangt war. Dort war es auch, wo die jugendlich anmuthige Gestalt Paul Heyse's zum erstenmal auftauchte und durch die hohe Formvollendung seiner Dichtungen schnell zum Liebling aller poetischen Kreise wurde. Und von München kam Felix Dahn, der seine viel verheißenden Erstlinge diesem Kreise von Dichtern und Kritikern zu Gehör brachte. Nicht minder gehörten Bernhard von Lepel, Hugo von Blomberg, der feinsinnige Humorist Wilhelm von Merckel und Friedrich Eggers dem Tunnel an. Ein engerer Kreis bildete sich unter dem Namen

„Rütli", der sich jeden Sonnabend in den späteren Nachmittagsstunden zum Kaffee nach einer bestimmten Reihenfolge abwechselnd in den Wohnungen der Theilnehmer versammelte. Zu den Genossen dieses Bundes gehörte auch der vor einigen Jahren verstorbene Schulrath Bormann, ferner Prof. Lazarus, der geistvolle Philosoph und Psychologe, B. v. Lepel, H. v. Blomberg, W. von Merckel, alle drei längst dahingeschieden, Karl Eggers, der jüngere Bruder Friedrichs, sowie der durch seinen sprühenden Humor Alles belebende Dr. Karl Zöllner, jetzt erster Sekretär der Akademie der Künste, endlich von Künstlern Adolf Menzel und August v. Heyden. Die Mannigfaltigkeit in Charakteranlage und Begabung der Mitglieder gab dieser bis auf den heutigen Tag bestehenden Gesellschaft einen großen Reiz; in oft sehr lebhafter Debatte wurden Fragen der Literatur, Politik, Kunst, Dichtung erörtert.

Die meisten dieser Genossen waren auch im Kuglerschen Hause häufig zu Gaste; besonders aber pflegten die jüngeren Elemente unsres Kreises dort am sonntäglichen Mittagsmahle Theil zu nehmen und den Rest des Tages oft bis zum späten Abend dort zuzubringen. Jugendliche Heiterkeit, frisches Leben in Poesie und Humor entfaltete sich dort. Auch fehlte es dem Kreise nicht an liebenswürdigen Mädchengestalten, zu denen die drei anmuthigen Töchter des hochverehrten Generals Baeyer, des Schwagers von Kugler, namentlich aber dessen einzige Tochter Mar-

garethe gehörten, die in ihrer heiteren Natürlichkeit und jugendlichen Frische bald Paul Heyse so fesselte, daß er sie in frühem Herzensbunde zur Lebensgefährtin gewann. Leider wurde das junge Paar bald durch die Berufung Heyse's nach München auf immer den Berliner Kreisen entrissen.

Eine andre gesellige Vereinigung, die damals zusammentrat und sich als „Ellora" constituirte, setzte sich aus Fr. Eggers, Fontane, Richard Lucae, Otto Roquette, Zöllner und mir zusammen. Wir hatten uns sämmtlich Beinamen zugelegt, und ich hatte mir in einer Anwandlung von Selbstironie den Namen „Irus" gegeben. Wir versammelten uns wöchentlich einmal Abends zum Thee, der Reihe nach abwechselnd, in der Wohnung der Mitglieder; dichterische und künstlerische Interessen standen im Mittelpunkt unsrer Unterhaltungen. Da wir drei Poeten unter uns hatten, so fehlte es nicht an interessanten Mittheilungen neuer dichterischer Schöpfungen, die zu lebhaften Debatten Anlaß boten. Von Fr. Eggers habe ich schon geredet. Neben ihm, der auch die Poesie voll Begabung trieb, ragte als ächter Poet von Gottes Gnaden Theodor Fontane auf. Noch immer in voller Kraft und Frische schaffend, hat er durch eine Reihe edler Dichtungen und gehaltvoller historischer Schilderungen sich die hohe Anerkennung allgemach errungen, welche ihm in vollem Maße gebührt. Dennoch darf wohl gesagt werden, daß er bei Weitem die allgemeine Würdigung nicht gefunden hat,

die seinem großen Talent und hohem Streben gebührt, und daß namentlich in Süddeutschland seine bedeutenden Schöpfungen nicht so bekannt sind wie sie es verdienen. Denn Fontane gehört in der lyrischen und epischen Dichtung wie in der poetischen Erzählung zu den erlesensten Geistern, die wir besitzen. Voll schöpferischer Kraft und feinster Naturwahrheit, hat er doch nie einem banalen Geschmack Concessionen gemacht, sondern sich stets auf vornehmer Höhe gehalten. Er war einige Jahre in England gewesen und hatte von diesem Aufenthalte reiche Ergebnisse mitgebracht. Vor Allem ist wohl kein andrer deutscher Dichter so tief in den Geist der englischen Balladen eingedrungen wie er. Seine freien Nachbildungen, sowie die eigenen Schöpfungen gehören zum Kostbarsten im Balladenschatz unsrer Nation. Das Maßvolle, Ritterliche seines Wesens, seine neidlose Anerkennung jedes Verdienstes, die Wärme, mit welcher er stets den Schöpfungen Anderer entgegen kam, machten, wie bis auf den heutigen Tag, den Verkehr mit ihm zu einem Genuß. Da er damals unter uns der einzige Verheirathete war, so wurden an seinem gastlichen Tisch unsre Weihnachtsfeste begangen, die durch den liebenswürdigen Humor und die Herzenswärme der trefflichen Hausfrau verschönt wurden.

Auch Otto Roquette, um dessen jugendliches Haupt der unerhörte Erfolg von „Waldmeisters Brautfahrt" einen frischen Lorbeer gewunden hatte, fand sich zu uns.

Lebhaft nahmen wir an den weiteren Gaben seines reichen Talentes Antheil; der Tag von S. Jakob, Hans Haidekukuk, Herr Heinrich waren die Werke, in denen er, Lyrisches und Episches glücklich mit einander mischend, die Zauberwelt alter Zeiten, Märchenhaftes und Geschichtliches vor unsren Augen aufsteigen ließ. Mit ihm, Richard Lucae und dessen nun auch schon verstorbenem Bruder Karl, dem Germanisten und feinsinnigen Literarhistoriker, machte ich einst zur Pfingstzeit eine köstliche Wanderung durch den Thüringerwald, wo die Trümmer von Paulinzelle, wo Rudolstadt mit seinen herrlichen Waldgründen, endlich die Wartburg die Hauptpunkte bildeten. O glückliche Jugendzeit, die Alles, auch das Unscheinbarste verklärt! Auf diesen Fahrten kam Roquette der Gedanke zu seinem Roman „Heinrich Falk". Später in unablässigem Schaffen bis auf den heutigen Tag hat der unerschöpfliche Dichter uns in Schau- und Lustspielen, Novellen, Dichtungen ernster und heiterer Art eine Fülle des Schönen geschenkt. Hervorheben will ich hier nur seinen „Gevatter Tod", eine dramatische Dichtung von tiefem Lebensgehalt.

Als Roquette 1854 ans Blochmannsche Institut nach Dresden berufen wurde, wo er mehrere Jahre wirkte, um dann eine Professur der deutschen Sprache und Geschichte am Polytechnikum zu Darmstadt anzunehmen, besuchte ich ihn auf längere Zeit, um die Kunstschätze Dresdens zu studiren. Es war eine köstliche Zeit, bei welcher zum

ersten Male die unschätzbaren Meisterwerke der dortigen Galerie auf mich einwirkten. Monatelang brachte ich täglich mehrere Stunden in der damals noch in ihrem alten Lokale aufgestellten Sammlung zu, mit Sorgfalt Alles notirend, was sich mir aus der Betrachtung dieser Herrlichkeiten ergab. Zugleich war es mir von hohem Interesse, auch der modernen Kunst meine Aufmerksamkeit zu widmen. Hier stand die Plastik in erster Linie, denn die noch in harmonischem Wetteifer schaffenden Meister Rietschel und Hähnel waren im Begriff, an der Spitze einer tüchtigen Schule die dekorativen Sculpturen für das neue Museum auszuführen. Es war eine Freude, dies frische Schaffen zu beobachten. Zugleich aber arbeitete Rietschel an seinem Goethe-Schiller-Denkmal für Weimar, und es wurde mir ebenso genuß- wie lehrreich, in seiner Werkstatt weilen zu dürfen, um die Entstehung eines solchen Werkes mit all ihren Mühen in nächster Nähe zu erleben. Dazu kam die schlichte Liebenswürdigkeit des Meisters, die den Verkehr mit ihm äußerst anziehend gestaltete. Unter seinen Schülern ragte Adolf Donndorf hervor, welchen ich später als reifen Meister in Stuttgart wieder begrüßen sollte.

Der Plastik, die damals in Dresden eine hohe Blüthe erreicht hatte, stand die dortige Malerei keineswegs ebenbürtig gegenüber. Doch hatte E. Bendemann schon seine schönen Monumentalwerke im königlichen Schlosse geschaffen. Neben ihm wirkte in edler Weise Julius Schnorr

von Carolsfeld, in dessen Familie ich gütige Aufnahme fand. Die anmuthige Hausfrau, der frohe Kinderkreis, in welchem der später berühmt gewordene Sänger eben aufwuchs, gaben diesem Kreise ein frisches Leben. Zu den köstlichsten Genüssen gehörte es, wenn wir gelegentlich das reiche Album betrachten durften, in welchem des Meisters Gattin dessen landschaftliche Studien aus Italien bewahrte. Ohne Frage gehörte diese Sammlung zu den herrlichsten Erzeugnissen der damaligen deutschen Kunst. Man erkennt hier den reichen Born, aus welchem Schnorr für seine historischen Compositionen, namentlich für die Bibelbilder seine durch Großartigkeit, Anmuth und Linienschönheit hervorragenden landschaftlichen Hintergründe geschöpft hat. Auch Herrn von Quandt, den hochgebildeten Kunstfreund, lernte ich kennen und hatte in seinem stattlichen Hause in der Neustadt manch feinen Genuß bei Betrachtung seiner werthvollen Sammlungen.

So verging der Aufenthalt in Dresden in edlen geistigen Genüssen. Auch der Verkehr in dem Baudissin-Grahl-Gonneschen Kreise brachte viel des Anregenden. Ich gewann persönliche Beziehungen zu dem geistreichen und vielseitigen Hermann Hettner, namentlich aber zu Berthold Auerbach, mit dem mich eine herzliche Freundschaft bis an das Ende seines Lebens verband. Was den Verkehr mit ihm so lohnend machte, war die hochideale Stimmung seines Wesens, und leicht setzte man sich über die wenig verheimlichte harmlose Eitelkeit hinweg, wenn

man merkte, daß alle seine Gespräche sich auf der Höhe des Daseins bewegten, so daß man durch ihn stets sich emporgehoben und bereichert fand. Nicht minder erquickend waren die gemeinsamen Wanderungen, die ich mit Roquette und einigen jüngeren Künstlern durch die lieblichen Umgebungen Dresdens unternahm; die „sächsische Schweiz" mit ihren lauschigen Thalgründen, Tharandt mit seinen Buchenhallen, und in weiteren Ausflügen das Prebischthor mit den prächtigen Blicken in die Böhmische Gebirgswelt und dem feurigen Tokayer. Dort lernten wir einen liebenswürdigen sächsischen Beamten, Gerichtsrath Gareis aus Pirna, kennen, der uns freundlich zu sich einlud und uns dann in seinem gastlichen Hause mit großer Herzlichkeit bewirthete.

Ehe ich von Dresden schied, machte ich einen Ausflug nach Thüringen, um Kugler, der sich mit den Seinen zur Sommerfrische in Ruhla aufhielt, zu besuchen. Es waren frohe Tage, die uns auf rüstigen Wanderungen in die schönen waldigen Umgebungen vereint sahen. Besonders die köstlichen Thalgründe von Friedrichsroda und dem bezaubernden Reinhardsbrunn lernte ich kennen. Der Hauptausflug galt aber der Wartburg. Hier fanden wir Moritz von Schwind, der eifrig daran war, seine Wandgemälde im Landgrafenhaus zu vollenden. Der treffliche Künstler hatte in diesen edlen Werken, wie in manchen anderen, mit feinem Verständniß die für monumentale Wandgemälde unerläßliche stilvolle Behandlung zu treffen

gewußt, die in ihrer mehr andeutenden als naturalistisch durchgeführten Weise hier um so glücklicher sich erwies, als es sich um einen mittelalterlichen Bau handelte. Wie schön hatte er es verstanden, seinen Bildern den Charakter schlichter Wandteppiche zu geben! Namentlich galt dies von den durch ihre Klarheit und Einfachheit bezaubernden Scenen aus dem Leben der hl. Elisabeth und den damit abwechselnden Schilderungen der Werke der Barmherzigkeit. Schwind, der von seiner liebenswürdigen Gattin begleitet war, befand sich zwar nicht in der besten Verfassung, er arbeitete mit verbundenem Kopfe unter dem Einfluß eines peinigenden Zahnschmerzes. Aber er war doch so freundlich, uns anzunehmen und seine Werke zu erklären. Es war das einzige Mal, daß ich im Leben dem ausgezeichneten Meister begegnete.

Doch um zum Berliner Freundeskreise zurückzukehren, habe ich noch eines treuen Gefährten zu gedenken, den ein frühzeitiger Tod in der Vollkraft des Lebens dahingerafft hat: Richard Lucae. Lange Jahre war ich mit ihm in inniger Gemeinsamkeit verbunden, die für längere Zeit uns sogar in derselben Wohnung vereinte, bis ich später, als Roquette nach Berlin zurückkehrte, mit diesem und meinem Bruder August in der Bellevuestraße eine gemeinsame Wohnung in einem kleinen Gartenhause bezog. Lucae war eine ächte Künstlernatur von vielseitiger Begabung. Er hatte sich der Architektur gewidmet; aber

ebenso gut hätte er Maler werden können, so viel Talent war ihm auch für diese Kunst zu Theil geworden. Rasche Auffassungsgabe, leicht strömende Phantasie, wunderbar flüssige Darstellungsweise waren ihm verliehen; dazu gesellte sich ein außerordentlich feines Formgefühl, das in den leisesten Schwingungen der Bewegung stets das Graziöse, Elegante traf. Seine geistreichen Entwürfe beschränkten sich nicht auf das architektonische Gebiet: auch figürliche Scenen flossen leicht aus seiner Feder, und besonders graziös waren seine humoristischen und satirischen Ergüsse. Nicht minder stand ihm aber die Gabe der Rede zu Gebote; im Ernst und im Scherz, in der Debatte wie in leichtem Geplauder konnte er hinreißend sein. Als Vollblut-Berliner war er ein leidenschaftlicher Anhänger, aber keineswegs blinder Bewunderer seiner Vaterstadt. Er erkannte klar, wie trotz mächtigen materiellen Aufstrebens Berlin in seiner architektonischen Gestaltung zurückgeblieben war, wie seit Schinkel's Zeiten keine wahrhaft monumentale Entwicklung mehr stattgefunden hatte. Ein glühender Ehrgeiz erfüllte ihn, an dieser als nothwendig erkannten höheren Entfaltung thätig theilnehmen zu dürfen. Mit welch gespanntem Interesse verfolgten wir gemeinsam die beiden großen architektonischen Fragen Berlins, den Ausbau des Doms und den Neubau des Rathhauses! Aber es war noch nicht die Zeit für eine genügende Verwirklichung dieser Pläne gekommen. Als das Rathhaus endlich mit einem ansehnlichen Auf-

wand errichtet wurde, entstand jener unglückliche Bau, der schon in seiner äußeren Silhouette das Gesammtbild der Stadt verunziert, in seiner inneren Anlage aber durch Unzweckmäßigkeit und Mangel an architektonischer Schönheit noch empfindlicher wirkt. Die Frage das Dombaues hat sich aber bekanntlich bis auf den heutigen Tag jeder Lösung entzogen, und im Augenblick erst sieht man mit Spannung ihrer endlichen Gestaltung entgegen. Die heutige glanzvolle architektonische Entfaltung seiner Vaterstadt sollte mein Freund nicht mehr erleben. Wie hätte er, der mit ganzem Herzen an Berlin hing, das großartige Bild, welches heute die machtvoll emporstrebende Reichshauptstadt darbietet, mit Entzücken in sich aufgenommen! Nachdem er lange mit Sehnsucht großen Aufträgen entgegen geharrt, wurden ihm ziemlich zu gleicher Zeit dann zwei auf einmal zu Theil: das Frankfurter Opernhaus und das Polytechnikum zu Charlottenburg. Aber auch diese beiden sollte er nicht ganz vollendet sehen; doch der Frankfurter Prachtbau war nahezu fertig, und der Architekt sollte noch die Freude haben, seinen geliebten Kaiser Wilhelm in dem Neubau umherführen zu dürfen. Aber er war schon ein gebrochener Mann, der den Todeskeim in sich trug. Bald darauf wurde er viel zu früh den Seinen und der Kunst entrissen.

Im Lucaeschen Hause, dem die verwittwete Mutter meines Freundes in herzlicher Gastlichkeit vorstand, bewegte sich ein froher Kreis jugendlicher Genossen, in

lebendigem Verkehr mit den vier Söhnen des Hauses und der jüngeren Tochter. Im Mittelpunkt dieses Kreises stand als allgemein verehrter „Onkel" der Hauptmann a. D. M. Unger, eine der originellsten Figuren, die durch mein Leben gegangen sind. Er hatte im Heere gedient, dann aber als Hauptmann seinen Abschied genommen und lebte ausschließlich in künstlerischen Interessen. Er selbst hatte ernsthaft die Malerei getrieben, aber aus Mangel an produktiver Begabung sich bald auf das Feld theoretischer Studien zurückgezogen. Mit Hingebung studirte er die alten Meisterwerke, und er war damals in Deutschland einer der ersten, welcher sich auf eindringende Prüfung der technischen Eigenschaften der Kunstwerke einließ und in seinem Buch „das Wesen der Malerei" werthvolle Ergebnisse seiner scharfsinnigen Untersuchungen niederlegte. Er war überhaupt eine grüblerische Natur, selbständig im Denken und Forschen, etwas schwerfällig und sogar dunkel im Ausdruck seiner Gedanken, aber stets originell und fesselnd. Diese seine Eigenart tritt in dem etwas seltsamen Buche „Semida, der Selbstdenker" unverkennbar zu Tage. Am merkwürdigsten war er aber in seinem allerpersönlichsten Verkehr mit den alten Kunstwerken. Auf seinen Reisen, namentlich in Italien, hatte er mit Vorliebe die Lokale der Bilderhändler durchmustert, um in versteckten Winkeln unscheinbare von monumentalen Krusten völlig unkenntlich gemachte Gemälde ans Licht zu ziehen, die so wenig versprechend aussahen, daß er sie für die

kleinste Summe zu erwerben vermochte. Größeres anzuwenden hatten ihm überhaupt seine höchst bescheidenen Mittel nicht gestattet. Aber es hätte auch wenig Reiz für ihn gehabt, glänzende allgemein anerkannte Schöpfungen zu erwerben. Ihm war es vielmehr eine edle Art von Sport, die alten Schwarten mit unendlicher Mühe von ihren dicken Krusten zu reinigen und das ursprüngliche Bild wieder ans Licht zu bringen, das er dann in liebevoller Weise wieder herstellte. Alle diese geretteten Werke wurden dann seine Lieblinge, die in seinen Augen oft einen Werth erlangten, welchen seine scharfe Kritik ihnen niemals zuerkannt hätte, wenn sie ihm in einer anderen Galerie entgegengetreten wären. Als Richard Lucae sich ein in vornehm edlen Formen gehaltenes Haus im Anfang der Victoriastraße erbaut hatte, war darin auf eine Wohnung für „Onkel Unger" Bedacht genommen, und ein freundlicher gut beleuchteter Saal nahm seine Galerie auf. Gern empfing er hier in den Sonntagfrühstunden seine Freunde und wurde nicht müde, seine Lieblinge zu zeigen und über ihre Verdienste und Meister sich in Discussionen einzulassen. In der That besaß er manches beachtenswerthe Werk; aber die Neigung, dieselben mit gar zu günstigen Blicken anzuschauen und ihnen gelegentlich gar zu vornehme Namen zu geben, war eine Schwäche, die er mit fast allen Gemäldebesitzern der Welt theilte Bei ihm war sie nur deshalb so auffallend, weil er sonst ein strenger scharfblickender Kritiker war. So besaß er ein

männliches Portrait italienischer Herkunft, das in der That Charakterzüge der römischen Schule des Cinquecento aufwies. Dies Bild, das er aus dem übelsten Zustand gerettet hatte, war ihm so ans Herz gewachsen, daß er ihm den Namen Rafael beilegte, womit er allerdings ein „großes Wort gelassen aussprach." Da nun aber der Dargestellte mit einer etwas wunderbaren, keineswegs klassischen Nase ausgerüstet war, so schufen wir übermüthigen jungen Menschen ihm den Beinamen des „Stifters der Kartoffel." Dies kränkte allerdings den wackeren Unger; aber da er selbst voll Humor und Sarkasmus war, so vermochte er uns schließlich nicht zu zürnen. Ein anderes Mal führte er mich vor ein geheimnißvoll verhängtes im besten Lichte aufgestelltes Bild, und nachdem er meine Erwartung aufs höchste gespannt hatte, zog er den grünen Vorhang fort und musterte mich mit einem Blick, der deutlich sagte: „Schau her und bleibe Deiner Sinne Meister." Ich sah eine italienische Madonna, etwa im Stil eines Schülers von Paolo Veronese. Als ich ihm dies auf sein Befragen gesagt hatte, schüttelte er bedeutsam den Kopf und sprach das feierliche Wort: Correggio. Nun war ich verblüfft, gestand ihm, daß ich doch so ziemlich alle Werke des Meisters gesehen habe (es war einige Zeit nach meiner italienischen Reise), daß ich ihn aber in dieser Stilnüance nie getroffen habe. Nun sah mich Unger mit seinem verschmitztesten Blicke an und sagte, das eben sei das kunstgeschichtlich Wichtige an diesem Bilde, daß es uns

zeige, Correggio habe auch in dieser Richtung sich einmal bewegt. Worauf denn freilich nichts mehr zu erwidern war. Onkel Unger war ein Erzähler, wie ich nicht leicht Einen gehört habe, und wenn Richard Lucae ebenfalls als brillanter Erzähler gelten konnte, so war sein Vorbild darin offenbar Unger gewesen. Alles was er erlebte, gestaltete sich zu einer pikanten novellistischen Schilderung; ja gewisse Geschichten, z. B. die von der Auerhahnbalz, hatten eine typische Form angenommen, und groß war der Jubel in unserem Kreise, wenn er sich bestimmen ließ, eine dieser Prachtleistungen zum Besten zu geben. Dabei wußte er seinen Stoff geschickt zu bearbeiten, selbst dramatisch zu gestalten. Eines Tages klopft es an seine Thür, und auf sein militärisch schneidiges „Herein" tritt eine Gestalt von etwas zweifelhaftem Charakter ein, und es entspinnt sich folgender Dialog:

„Sind Sie Herr Unger?"

„Jawohl!"

„Sie sollen ja wohl ein großer Kunstkenner sein."

„Jawohl."

(Intimer:) „Kennen Sie die Geschichte von Loth?"

„Jawohl!"

„Dessen Frau is ja wohl 'ne Salzsäule gewesen."

„Jawohl!"

„Un denn hat er seine beeden Döchter geheirath't."

„Jawohl!"

(Geheimnißvoll:) „Glauben Sie, daß das Original davon noch existirt?"

„Warum nicht? Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

(Näher tretend:) „Ik weeß et, 'ne Madam hat et, zu Brandenburg; aber deier!“

„Nu, was soll es denn kosten?“

„Sehr, sehr deier!“

„Na, heraus damit: wieviel?“

„Zwee Dahler!“

„Hinaus!“

Bei solchen Erzählungen mußte man das ausdrucksvolle Gesicht des kleinen Mannes betrachten, wie die schalkhaften Augen unter den buschigen Brauen blitzten, und wie ein Wetterleuchten die dunklen Züge erhellte, und der Mund sammt dem kurzen Knebelbart zu zucken schien. Richard Lucae, wie gesagt, hatte sich nach diesem Muster gebildet, wußte aber besonders durch seine scharfe Beobachtung und Wiedergabe von ächt Berliner Typen seinen Humor zur Geltung zu bringen. Eine seiner beliebtesten Geschichten war die vom Assessor Müller, der eine Audienz beim Minister nachsucht und diesem dann mit jammervoller Betroffenheit Nichts zu sagen weiß, als daß er schon zwanzig Jahre Assessor sei, bis denn der Minister ungehalten sich ungnädig zurückzieht, und schließlich der Petent von dem grob gewordenen Kammerdiener hinausgeworfen wird. Hier spielte Lucae den Assessor, den Minister und den Diener in einer Person und lieferte ein Meisterstück drastischer Komik. Eines Sontags, wo wir Alle wie so oft bei seiner Mutter zu Tisch gewesen

waren, gab er auf allgemeines Verlangen diese Scene zum Besten. Die Hauptrequisiten waren dabei ein alter Cylinder und eine Thür, die nach außen aufging, damit der Hinausgeschmissene durch seinen heftigen Rückwärtsanprall die Thür aus dem Schloß sprengte und unaufgehalten zu Boden stürzen konnte. Ohne einige Beulen ging es dabei niemals ab. Als er diesmal — er hatte nie feuriger gespielt — gegen die Thür prallte, ereignete sich etwas Unerwartetes. Die Köchin, die beim Abräumen der Tafel im Nebenzimmrr beschäftigt war, hörte das laute Reden, ahnte eine interessante Scene und neigte sich gegen das Schlüsselloch, um Näheres zu erkunden. Auf einmal springt mit Donnerknall die Thür auf, wirft sie mit Gewalt auf den Rücken, und die Zuschauer sehen mit einem Jubel, der den Schreck überwog, wie beide Gestalten sich im Nebenzimmer überkugeln. Ein unauslöschliches Gelächter entstand. Als dies vorüber war und Lucae sich aufgerafft hatte, behauptete er, nie so weich gefallen zu sein, und meinte, bei künftigen Wiederholungen werde er sich ein ähnliches Relais ausbitten.

Um noch einmal zu Unger zurückzukehren, so muß noch gesagt werden, daß er seit vielen Jahren verlobt war. Seine Braut wohnte in Hamburg, wo er sie bisweilen besuchte. Aber zu einer ehelichen Verbindung sollte es nicht kommen, denn der treffliche Mann, der sich selbst in sparsamer und höchst ehrenwerther Weise durchzubringen wußte, besaß doch nicht die Mittel zur Gründung eines

eigenen Haushalts. Es war und blieb ein rein geistiges Verhältniß; die Braut schrieb alle seine Arbeiten für den Druck ins Reine und folgte ihm so in seinem Denken und Dichten. Jahr um Jahr ging hin, bis endlich das Brautpaar das Jubiläum seiner silbernen Verlobung feierte. Zur Hochzeit sollte es nicht kommen. Er hatte wohl längst die Hoffnung aufgegeben.

Wie heiter und humoristisch unser Verkehr mit dem trefflichen Manne war, möge aus dem Umstande erhellen, daß ich bald nach Erscheinen seines Buches „Das Wesen der Malerei" ihm zu Weihnachten ein Buch zusammenklebte, das lauter Ausschnitte beliebter Bilderbogen enthielt, die durch möglichst unsinnige Unterschriften eine besondere Bedeutung erhielten. Den Titel hatte ich selbst mit höchstem Aufwand kalligraphischer Feinheiten und Schnörkel ausgeführt. Er lautete: „Das Unwesen der Malerei, an den Werken der größten Unmeister dargestellt von M. Unger." Welches Vergnügen machte ihm diese burleske Parodie! Er hatte den Humor, dergleichen zu würdigen.

Das Jahr 1856 sollte mich zum ersten Mal mit Oesterreich bekannt machen. Im Interesse der neuen Auflage der Denkmäler der Kunst, deren Redaktion ich übernommen hatte und die bis in die Gegenwart fortzuführen waren, hatte ich dort durch persönliche Beziehungen mit den Künstlern das erforderliche Material zu sammeln. Richard Lucae begleitete mich. Unser erster Aufenthalt galt dem mächtigen alten Breslau, dessen mittelalterliche

Monumente in der Kunstgeschichte bis dahin nie genügend gewürdigt worden waren. Mit Eifer widmete ich mich dem Studium und der Aufnahme dieser bedeutenden Denkmälerwelt und freute mich, bei der Rückkehr meine Aufzeichnungen meinem verehrten Freunde Kugler für seine „Geschichte der Baukunst" zur Verfügung stellen zu können. Unser nächstes Reiseziel war Wien. Wie soll ich den Eindruck schildern, den die bezaubernde Kaiserstadt an der Donau, die damals der Schwesterstadt an der Spree in jeder Hinsicht überlegen war, auf uns machte. Es war ein herrlicher Mai, der die wundervolle Lage Wiens so recht uns vor Augen stellte und zum Bewußtsein brachte. Tiefer als bei uns im Norden blaute dort der Himmel; saftiger war das Grün der Wiesen und der Wälder, und vor allem durchdrang die Stadt und das Land das lebensfrohe Treiben einer Bevölkerung, die trotz der schweren Katastrophen der Revolutionsjahre mit unverwüstlichem Frohsinn ihr Dasein zu genießen wußte. In den Künstlerkreisen fanden wir überall entgegenkommende Aufnahme, vor Allem aber wurde mir dieser Aufenthalt durch die Begegnung mit Gustav Heider und Rudolf von Eitelberger unvergeßlich. Sie hatten seit Kurzem die große und wirksame Thätigkeit für Kunst und Kunstgeschichte begonnen, der bald darauf Eitelberger sein ganz unvergleichliches Wirken für die Neubelebung der Kunstgewerbe folgen ließ. Beide Männer in der Vollkraft der Jugend, beide von Eifer für die von ihnen geführte Sache erfüllt, beide in lautester Uneigen-

nützigkeit nur für die Sache, nie für sich thätig. Rasch knüpfte sich ein Freundschaftsband, das fürs Leben ausreichte, und auch jetzt, nachdem Eitelberger durch frühzeitigen Tod vom Schauplatz abberufen, Heider aber durch körperliches Leiden gehemmt ist, denke ich mit wehmüthiger Freude jener ersten glücklichen Zeiten unseres Beisammenseins. Auch mit Karl Weiß, nachmals dem trefflichen Archivar der Stadt Wien, knüpfte ich damals freundschaftliche Beziehungen an.

Besondere Würze empfing unser Verkehr durch die heitere Stimmung Heider's, der sich darin als ächtes Wienerkind erwies. Uns wurde unendlich wohl in diesem frohen Treiben. Besonders erfreulich wurde es für uns, daß wir unter Heider's Führung nun auch etwas mehr von der herrlichen Umgebung der Kaiserstadt kennen lernten. Heider und Eitelberger hatten damals angefangen, in den Arbeiten der Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Denkmäler, an deren Spitze der würdige hochverdiente Baron v. Czoernig stand, wichtige Untersuchungen über österreichische Schöpfungen des Mittelalters niederzulegen. Zugleich erschien unter ihrer Leitung bei Ebner & Seubert in Stuttgart das prächtige Werk über die Denkmäler des Landes. Heider selbst veröffentlichte, im Anschluß an seinen „Physiologus", die scharfsinnige Untersuchung über die Kirche von Schöngrabern mit ihrem phantastischen Schmucke, sowie er bald darauf mit Camesina die schöne Publikation über den

Altaraufsatz von Kloster-Neuburg, dieses glänzendste und vollständigste Beispiel eines typologischen Bilderkreises des Mittelalters herausgab. Kurz zuvor war die Arbeit über das Kloster Heiligenkreuz erschienen, ein im Wienerwalde gelegenes Cistercienserstift, welches wir nun unter Heider's Führung besuchen sollten. Der Freund hatte uns dort beim hochwürdigen Abt angemeldet, und wir durften der besten Aufnahme gewärtig sein. An einem herrlichen Maimorgen führte uns die Eisenbahn nach Baden, und von dort ging's zu Wagen durch die Thäler des prachtvollen Wienerwaldes unserem Ziele zu. Wie die meisten Cistercienserklöster ist auch dieses tief in ein einsames Waldthal gebettet, während die stolzen Benediktiner eine freie Lage auf weit schauender Höhe vorzogen. Als wir nicht mehr weit vom Ziele entfernt waren, rief Heider plötzlich einen jungen durch den Wald dahinschreitenden Mönch an: „Bruder Leopold, wo kommen Sie denn her?" Der Wagen mußte halten, und der Mönch stieg zu uns ein. Bei der raschen Vorstellung ergab sich, daß er zu den Conventualen des Klosters gehörte und eben von einem Frühgang nach einer fern im Wald gelegenen Kapelle zurückkehrte, wo er die heil. Messe gelesen hatte. Sein frisches jugendliches Gesicht strahlte von Lebensfrohsinn; der breitrandige Schlapphut beschattete seine fröhlich blitzenden Augen; in der Hand hielt er einen derben Knotenstock. Noch jetzt steht mir die ganze frische Erscheinung lebendig vor Augen, nicht minder deutlich aber

das Erstaunen, welches meinen lieben Berliner Freund ergriff, der nie in seinem Leben einen leibhaftigen Mönch gesehen hatte und sich einen solchen nur mit dem Ausdruck finstrer Askese denken konnte. Sein Staunen sollte sich im Laufe des Tages noch steigern.

Gleich nach der Ankunft führte uns ein reich galonirter Diener zum hochwürdigen Herrn Abt, der den ihm wohlbekannten Heider mit würdiger Zuvorkommenheit empfing und die fremden Gäste huldvoll begrüßte. Wir nahmen gegenüber dem mit dem großen Prälatenkreuz an goldener Kette geschmückten hohen Herrn Platz, und es entspann sich besonders zwischen ihm und Heider ein Gespräch, dessen Hauptthema Klagen über allerlei Verluste und materielle Bedrängnisse des Klosters ausmachten. Wir bekamen die Vorstellung, daß die armen geistlichen Herren sich gewiß recht sehr einschränken müßten. Dann wurden wir mit der huldvollen Einladung zur Mittagstafel des hochwürdigen Prälaten entlassen. Wir besichtigten nun unter der kundigsten Führung die Kirche und besonders die Kreuzgänge mit den höchst merkwürdigen Glasgemälden aus romanischer Zeit. Nimmt man diese Werke mit den herrlichen Schöpfungen von Zwettl und Lilienfeld von Wiener Neustadt und Klosterneuburg, weiter von Tischnowitz und Trebitsch in Mähren zusammen, so sieht man, daß in derselben Zeit, welche in den gesegneten Gauen Oesterreichs die Blüthe des Minnesanges und der Heldendichtung sich entfalten sah, auch die Architektur

und die ihr als Begleiterinnen zugetheilten Künste eine hohe und glänzende Entwicklung erlebt hatten.

Lange und eingehend beschäftigten wir uns namentlich mit den Glasgemälden, bis wir zum Mittagessen gerufen wurden. Es war eine Tafel von etwa zwanzig Gedecken, welcher der Abt selbst präsidirte. Ein reiches Mahl, das die österreichische Klosterküche im besten Lichte zeigte und von materiellen Beeinträchtigungen des Stifts nichts merken ließ, brachte meinem protestantischen Freunde neue Anschauungen über die Askese des klösterlichen Lebens. Als die Tafel aufgehoben wurde und wir uns vom hochwürdigen Prälaten verabschiedet hatten, empfing uns Pater Leopold mit einem anderen ebenfalls jüngeren Mönche, um uns in den Klostergarten zu führen. Wir nahmen dort in einer Laube Platz, und auf einen Wink eilte uns ein Bedienter nach, der einen großen Korb voll Flaschen der edelsten Oesterreicher- und Ungarweine herantrug. Nun begann unter heiteren, selbst übermüthigen Gesprächen ein sorgfältiges Studium der verschiedenen Marken, wobei Nord und Süd einander an Gewissenhaftigkeit Nichts nachgaben. Indeß behielten wir Alle am Schluß dieser strengen Sitzung so viel Klarheit, daß wir mit Interesse auch der Klosterbibliothek einen Besuch abstatteten. Wieder war Lucae erstaunt, hier auch die poetischen Schöpfungen neuerer Zeit vorzufinden und selbst den Spötter Heine unter den jüngeren Autoren anzutreffen. Nach einem genußreichen Tage verabschie-

deten wir uns, ganz erfüllt von den anregenden Eindrücken dieser „Klostervisitation".

Als unser Wiener Aufenthalt, dem wir so viel Genuß und Belehrung verdankten, zu Ende ging, kehrte Lucae in die Heimath zurück, während meine Aufgabe mich weiter westwärts führte. Zunächst nach München. Ich hatte die Stadt König Ludwigs schon im Jahre 1849 kennen gelernt, als ich mit dem mir befreundeten Architekten Adolph Brömme aus Petersburg eine Reise über Bamberg und Nürnberg nach München machte. Brömme studirte damals an der Berliner Bau-Akademie; was uns aber zusammenführte, war mehr die Musik als die Architektur. Brömme hatte eine prächtige Barytonstimme, und so kam es zu einem gemeinsamen Musiciren, wobei mir die Begleitung am Piano oblag. Später nach Petersburg zurückgekehrt, hat er sich ganz der Musik gewidmet und besonders als Gesanglehrer längere Zeit mit Erfolg gewirkt. Auf jener Reise nun lernte ich zuerst Süddeutschland kennen und gewann durch das Studium so verschiedenartiger Kunststätten, wie Bamberg, Nürnberg, und München wichtige neue Anschauungen. München stand noch ganz unter dem Zeichen jener hohen Idealkunst, welche König Ludwig I. dort gepflanzt und gepflegt hatte. Unter den Künstlern, deren persönliche Bekanntschaft mir zu Theil wurde, stand Wilhelm Kaulbach obenan. Auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens und seines Ruhmes, hatte er eben begonnen, durch die Ausmalung

des Treppenhauses im Neuen Museum zu Berlin die Mitwelt in Entzücken zu versetzen. In den folgenden Jahren hatte ich dann in Berlin oft den Genuß des Verkehrs mit dem bei allem Sarkasmus doch höchst liebenswürdigen geistreichen Meister. In München in seinem schönen gastlichen Hause, dem eine der anmuthigsten Frauen in edler Weiblichkeit vorstand, durfte ich oftmals an dem heiteren Treiben einer frischen jugendlichen Künstlerwelt theilnehmen. Diese Eindrücke sind mir unvergeßlich geblieben.

Der nächste Punkt meiner Reise war Stuttgart, wo ich von meinem Verleger Albert Ebner herzlich aufgenommen wurde. Während ich ihm von den Ergebnissen meiner Wanderung, soweit sie sich auf die „Denkmäler der Kunst" bezogen, Bericht erstattete, lernte ich den Charakter des trefflichen Mannes näher kennen. Die große stattliche Erscheinung von schlichtester Haltung war recht der Typus eines Schwaben: ernst, etwas zurückhaltend, dann aber bei längerem Verkehr herzlich und nicht ohne jenen Zug von Schelmerei, der sich mit dem schwäbischen tieferen Grundton sehr wohl verträgt. Mit Leib und Seele war er dem kunstgeschichtlichen Verlag ergeben, den er als eigentlicher Leiter der Firma Ebner & Seubert ins Leben gerufen hatte und nun mit Wärme pflegte. Allerdings war es seiner Umsicht gelungen, dafür die Thätigkeit einer so bedeutenden Kraft, wie Kugler sie

besaß, zu gewinnen. Das Handbuch der Kunstgeschichte war das erste hervorragende Ergebniß dieser Vereinigung, und in großem Sinn durch Kugler geplant, schloß sich daran das Denkmälerwerk, für dessen Fortführung auf des Meisters Rath er mich eben gewonnen hatte. Daneben erschienen die beiden stattlichen Publikationen der Oesterreichischen Denkmäler, von denen ich schon sprach, und der Schwäbischen Denkmäler, an deren Spitze zuerst Heideloff stand. Ebner war eine vorsichtige, sparsame Natur; aber wo es galt, solche kunstgeschichtliche Publikationen herzustellen, da war ihm kein Opfer zu groß. Lag wieder ein Blatt in schönem Stich vor ihm, so empfand er wohl die großen Opfer, welche diese Unternehmungen heischten, aber er hatte darum doch eine wahre Freude an dem Wohlgelungenen. So war es denn eine hohe Befriedigung, mit ihm zu arbeiten; ruhig überlegend würdigte er die Vorschläge, die ihm gemacht wurden, um sie dann in aller Sorgfalt auszuführen. Neben dieser Seite seines Verlags hatte er auch lebendigen Sinn für Hebung der Landwirthschaft, namentlich der Obstbaumzucht, und er brachte nicht geringe Opfer, als er ein pomologisches Institut in Reutlingen anlegte, welches unter Leitung von E. Lucas sich lange Zeit des besten Gedeihens erfreute.

Mit warmer Liebe aber hing er an seinem schönen Stuttgart. Das rebenumkränzte, von sanft geschwungenen Waldhängen umfriedete Thal mit seiner ganzen Lieblich-

keit mir zu erschließen, war ihm ein besonderes Anliegen. Welch frohes Wandern über die Höhen, die steilen Weinbergpfade hinauf, durch die tannendunklen Wälder, hinüber ins Neckarthal, oder zur Solitude und nach Hohenheim! Ich ahnte damals noch nicht, daß zehn Jahre später mein Beruf mich dorthin zurückführen, und daß ich eine gute Zeit meines Lebens in diesem gesegneten Thale wirken sollte. Einer der schönsten Ausflüge, auf dem uns der nun schon längst verstorbene Professor Gantter begleitete, ging nach Eßlingen. Die reiche Denkmälerwelt dieser altehrwürdigen Reichsstadt fesselte uns einen ganzen Tag. Mittags machten wir in der „Krone" Rast, wo der gute, aber feurige Neckarwein auf Gantter so kräftig wirkte, daß er uns in seinem glühenden Kunstenthusiasmus Nachmittags bei Betrachtung der halb abgebrochenen Franziskanerkirche beinah in Conflikt mit einem ehrsamen in der Nähe wohnenden Bürger brachte, dem er in laut schallender öffentlicher Standrede die Vernichtung des Gotteshauses vorwarf. Es ergab sich daraus später eine Correspondenz zwischen dem braven Eßlinger Manne und mir, indem dieser sich noch nachträglich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen suchte. Noch genußreicher war ein Ausflug nach Meulbronn, das in tiefer Waldeinsamkeit, eine halbe Stunde von der Eisenbahn entfernt, noch jetzt den unverkümmerten Eindruck einer völlig erhaltenen Cisterzienserabtei des 12. Jahrhunderts macht.

Voll von diesen reichen Anschauungen, über die ich im

„Deutschen Kunstblatt“ ausführlich berichtete, setzte ich den Weg in die Heimath fort, indem ich Worms, Speier und Mainz besuchte und mit dem Studium dieser drei großartigen romanischen Dome den Abschluß machte. Später sollte Süddeutschland noch oft der Schauplatz eingehender Forschungen für mich werden.

---

4. An der Bau-Akademie.

In rastloser Thätigkeit waren mir die ersten zehn Berliner Jahre vergangen. Durch größere und kleinere kunsthistorische Schriften hatte ich mir eine feste Basis geschaffen; durch fleißiges kritisches Mitarbeiten an verschiedenen Zeitschriften, namentlich dem deutschen Kunstblatt und der Spener'schen Zeitung, wurde mein Blick auch für das Schaffen des Tages geschärft. Schon damals hielt ich es für eine Nothwendigkeit, über dem Studium der Vergangenheit die Gegenwart nicht zu vergessen. Sich von den Schöpfungen, die aus dem Strom unsrer Zeit auftauchen, und in denen unser eignes Denken und Empfinden pulsirt, stolz und vornehm abzuwenden, habe ich niemals für die Aufgabe des Kunsthistorikers gehalten. Vielmehr soll er an der Hand der von ihm erforschten Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen suchen. Wohl mag ein in mir vorhandener Zug von Enthusiasmus, der sich für jedes edle, hohe Streben schnell erwärmt, der kritischen Schärfe und Kühle hinderlich gewesen sein

(andrerseits mag ich manchmal auch in scharfer Beurtheilung zu weit gegangen sein, wie es wohl bei der Jugend zutrifft); aber Niemand kann über seinen Schatten springen, und ich will lieber einmal in der Anerkennung zu weit gehen als in hyperkritischer Schärfe das Kind mit dem Bade ausschütten. Vor Allem aber war es mir Bedürfniß, über Künstlerisches nur in künstlerischer Weise zu schreiben und zu reden. Alle meine Arbeiten, die mir leicht aus der Feder flossen, feilte ich mit größter Sorgfalt und suchte selbst den kürzesten Notizen eine möglichst vollkommene Form zu geben. Dies und ein gewisser Instinkt für das richtige Maß in dem, mas man von der Auffassungsfähigkeit des Publikums verlangen kann, trug vielleicht am meisten dazu bei, meinen Arbeiten schnell die Gunst großer Leserkreise zu gewinnen. Klar und lichtvoll, anregend und fesselnd darzustellen, war stets mein Bestreben.

Nun sollte sich aber auch bald die Gelegenheit ergeben, durch das gesprochene Wort lehrend zu wirken. Es war vielleicht ein Erbtheil von Seiten meines Vaters, der in hohem Grade die Gabe besaß, anregend zu erzählen und zu schildern. Mein eigenes Talent der Rede sollte ich zuerst in privatem Unterricht erproben. D. Grimm aus Petersburg, dem wir nachmals das schöne Werk über die Denkmäler des Kaukasus verdanken sollten, war mein erster Schüler, den ich in das Ganze der Kunstgeschichte einzuführen hatte. Bald darauf wurde mir der Antrag

gemacht, in dem Mitscherlich-Ehrenberg'schen Kreise einer Anzahl von Damen und Herren kunstgeschichtliche Vorlesungen zu halten. Unter den Herren zählte ich Dr. Schaum und Dr. Wiedemann, jetzt Professor der Physik in Leipzig, zu meinen Hörern; dazu kamen die Damen beider Familien, sowie der befreundeten Familie Jaques, unter denen die anmuthige Klara sich bald mit Dr. Schaum verband. Es waren Abende, die für mich ganz besonders genußvoll wurden; vor einem hochgebildeten Kreise solche Vorträge zu halten, wo lebendiges Interesse und Verständniß den Redner auf Schritt und Tritt begleitet, ist stets für den Vortragenden eine Freude, und für mich besonders war es eine treffliche Uebung, im freien leicht dahinfließenden Vortrage ein mir lieb gewordenes Thema auszubreiten. Dabei stellte sich noch das Eigenthümliche heraus, daß, während ich selbst bis dahin Italien und Frankreich mit keinem Fuße betreten hatte, meine Zuhörer größtentheils jene Kunstcentren aus eigener Anschauung kannten. Dennoch war es ihnen werthvoll, durch einen Mann der geschichtlichen Betrachtung das Einzelne, Zerstreute an den Faden historischer Entwicklung aufreihen zu sehen. Blieb man nach der Vorlesung zum Thee beisammen, so gesellten sich die Professoren Mitscherlich und Ehrenberg zu uns, und die beiden berühmten Naturforscher wußten in anregender Weise manche eigne Beobachtungen zum Besten zu geben und den reichen Schatz ihrer Erfahrungen aufzuschließen. Es waren Abende voll geistiger Anregung.

Bald indeß sollte ich auch zu öffentlicher Lehrthätigkeit berufen werden. Zu den Männern, welche ich im Eggers'schen Kreise kennen gelernt hatte, gehörte der geistvolle Wilhelm Stier, Professor der Architekturgeschichte an der Bau-Akademie. Es war eine jener phantasievoll angelegten Naturen, die mehr durch geniale Entwürfe, als durch praktische Ausführung hervorragen. Auf dem Katheder wußte er die Zuhörer durch die sprühend geistvolle Art, wie er die kunstgeschichtlichen Denkmäler erklärte und aus den Zeitströmungen dem modernen Verständniß näher zu bringen suchte, zu fesseln. In ihm lebte noch der ganze Feuereifer einer hochidealen Zeit, welche die Flamme der Vesta zu pflegen und dem modernen Leben einen romantischen Hauch großer Vorzeit mitzutheilen bestrebt war. Manchmal kam er von der benachbarten Bau-Akademie zu Eggers, der an der Schleuse in einem jener Hinterhäuser wohnte, welche unmittelbar an der Spree lagen. Es waren mitten in Berlin ungemein malerische Punkte, die halb an Venedig, mehr aber noch an Holland gemahnten. Dort, wie gesagt, zeigte sich Stier, indem er in brausender Fülle uns mit seinen lebhaften Mittheilungen überschüttete. Eines Tages, hingerissen von der sprühenden Frische seines Wesens, schlug ich ihm vor, doch seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. Er lehnte dies ab; als ich ihm dann aber vorschlug: „So diktiren Sie mir Ihre Biographie in die Feder", war er sofort dabei, und indem er sich die Rockärmel

aufstreifte, begann er unverzüglich mir zu diktiren. Ich suchte dem Feuerstrom so rasch wie möglich zu folgen, und so entstanden jene Aufzeichnungen, die ich bald darauf — wer hätte es bei der Lebenskraft des noch ganz Rüstigen erwartet! — zu seinem Nekrolog zu verwenden traurige Veranlassung fand. Am 12. Septbr. 1856 schied er von uns. Alsbald wandten sich seine Hinterbliebenen an mich mit dem Ersuchen, seinen literarischen Nachlaß herauszugeben. So entstand jenes poetische Buch „Hesperische Blätter", welches 1857 bei Ernst & Korn erschien. Es giebt lebensvolles Zeugniß von dem idealen Sinn und der romantischen Stimmung jener Zeit, die der heutigen Welt kaum mehr verständlich ist. Zum Anziehendsten gehört darin gleich die erste Partie, welche unter dem Titel „Die Pilgerfahrt" erzählt, wie er als junger Mann von Paris über Fontainebleau, Lyon, Avignon, Pont du Gard, Nismes, Marseille und die Riviera entlang zu Fuß nach Rom wanderte. Seit Seume's „Spaziergang nach Syrakus" ist vielleicht eine so große Wanderung nicht wieder von einem Kunstjünger unternommen worden. Und wie er dann sich Rom nähert und die Kuppel von Sanct Peter aus der Campagna aufsteigen sieht, erzählt er: „An einem Bach stieg ich die tiefen Ufer hinab und badete mich in kalten Fluten; — allen Staub von mir zu thun auch äußerlich, so trieb es mich." Heutzutage betritt man nicht mehr in so hochgespannter Stimmung die ewige Stadt. Man

fährt zu ihr wie in jedes gewöhnliche Nest mit der Eisenbahn ein

Nach W. Stier's Hingange war es Heinrich Strack, der mich unabläßig antrieb, mich für die Stelle des Verstorbenen zu melden. Mit Strack hatte mich ebenfalls der Eggers'sche Kreis zusammengeführt. Unter den Schülern und Nachfolgern Schinkel's war er wohl der begabteste, genialste, der mit selbständigem Geiste die klassische Richtung des großen Meisters fortsetzte. Dazu gesellte sich eine nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung, sowie eindringendes Verständniß und Interesse für die geschichtliche Entwicklung der Baukunst. Mit E. Meyerheim und Franz Kugler hatte er schon in den dreißiger Jahren das schöne Werk über die mittelalterlichen Bauten der Mark Brandenburg herausgegeben. Später publicirte er nach eindringenden Untersuchungen das immer noch grundlegende Werk über das altgriechische Theater, zu welchem seine im Jahre 1862 erfolgte Ausgrabung des berühmten Dionysostheaters zu Athen einen hochwillkommenen Nachtrag und Abschluß bringen sollte. In nahen Beziehungen, gleich Ernst Curtius, stand er zum Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, den er 1853—54 auf einer Reise durch Italien als künstlerischer Führer geleitet hatte. Für den Kronprinzen leitete er dann auch am Opernplatz den Ausbau des Palais, sowie er für dessen Vater das Schloß Babelsberg bei Potsdam als behaglichen Landsitz im englisch-gothischen Stil errichtet

hatte. Besonders fein war er in der Gestaltung des Ornaments, für welches er ein werthvolles Vorbilderwerk herausgab. Auf meinen Vorschlag berief er dafür den feinsinnigen Architekten Wilhelm Bogler von Wiesbaden, den ich auf meiner süddeutschen Reise kennen und schätzen gelernt hatte. Der liebenswürdige Mann, der auch in seinem Aeußeren die Zartheit seines künstlerischen Sinnes nicht verläugnete, war oft mit uns Jüngeren in gemüthlichem Kreise zusammen. Nun hatte er sich vorgesetzt, mich unter die Lehrer der Bau-Akademie zu verpflanzen. Er meinte, daß ich durch die Richtung meiner Studien, besonders aber durch meine kurz zuvor (1855) erschienene Geschichte der Architektur mich zum Nachfolger Stiers eigne. Nur schwer gelang es ihm, meine Schüchternheit zu überwinden. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß ich zu einer so bedeutenden Lehrstellung an der ersten technischen Anstalt Preußens schon hinreichend vorbereitet sei. Am allerwenigsten glaubte ich mich als Nachfolger eines Mannes, wie Wilhelm Stier, anbieten zu dürfen. Der immer noch beschränkte Umfang meiner Autopsie gereichte mir besonders zum Anstoß. Ich hatte Italien, hatte Frankreich noch nicht gesehen. Strack suchte alle diese Einwände zu entkräften; die fehlenden Anschauungen werde ich bald ergänzen können. Ich solle nicht verzagen, nur Muth haben, es könne mir nicht fehlen und werde schon gehen. Ich wohnte damals mit Lucae zusammen am Ende der Köthener Straße und erinnere mich noch

mit lebhaftem Dankgefühl, wie der verehrte Mann, der seine eigenen Angelegenheiten nie mit solchem Feuereifer betrieb, Abend für Abend zu uns kam, um mich für seinen Plan zu gewinnen. Endlich vermochte ich seinem gütigen Drängen nicht ferner zu widerstehen; ich bewarb mich bei der Direction der Bau-Akademie um das Lehrfach der Architekturgeschichte. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich mich zu einer Stelle meldete. Mein Gesuch wurde genehmigt, die materiellen Bedingungen waren sehr mäßige; ich sollte fünf Wochenstunden übernehmen und dafür, wenn ich nicht irre, etwa 70 Thlr. für die Stunde jährlich erhalten. Aber was das Alles überbot, war die gewichtige Thatsache, daß ich mit 31 Jahren, nachdem ich kaum ein Decennium mich der Kunstgeschichte gewidmet hatte, eine so ansehnliche Lehrstellung an einer der ersten künstlerischen Anstalten Deutschlands erlangt hatte. Ich durfte wohl froh und dankbar sein und mit meinem Geschick zufrieden.

Während des Winters bereitete ich mich nun durch das Studium von Breymann's Constructionslehre auf mein Amt vor. Außerdem schaffte ich mir eine schwarze Tafel an und übte mich fleißig im Zeichnen auf derselben, denn wenn ich auch das Zeichnen stets betrieben hatte und darin zu einer gewissen Gewandtheit gelangt war, so fordert das Zeichnen an der Tafel doch ganz besondere Fertigkeit, Sicherheit der Hand und des Armes, und Uebung des Auges. So vorbereitet betrat ich Ostern

1857 das Katheder. Mein Auditorium war in einem der schönen hellen Säle der Schinkelschen Bau-Akademie; man hätte einen idealeren Raum für solche Vorträge sich nicht denken können. Mit Begeisterung ging ich an meine Aufgabe, indem ich, dem Pensum der Schule entsprechend, mit der Architektur des Mittelalters den Anfang machte. In der Antrittvorlesung fehlte auch der kleine Stamm der Freunde nicht: Lucae, Zöllner, Eggers „hielten die Fahne hoch" und beglückwünschten den Anfänger nach dem Schluß der zweistündigen Vorlesung mit Heilrufen. Ich hatte die Freude, einen zahlreichen Kreis gebildeter Zuhörer zu finden, der sich mit Wärme um mich schaarte und meinen Vorträgen mit steter Theilnahme getreulich folgte. Ich darf sagen, daß ich in den vier Jahren meiner dortigen, akademischen Lehrthätigkeit fortwährend dieselben angenehmen Eindrücke von meinem Zuhörerkreis empfing. Die Studirenden der Bau-Akademie zeichneten sich durchweg durch tüchtige Vorbildung, ein solides Streben und fleißige Hingabe an ihren Beruf aus. Ich denke, daß derselbe Geist auch jetzt noch, nachdem die Bau-Akademie Theil des Polytechnikums geworden ist, unter den Studirenden dort waltet. Was dem Leben derselben besonders wohlthat, war die Abwesenheit all jener studentischen Gelüste, durch welche die technische Jugend heutzutage den Gewohnheiten der Universitäten nachahmt und damit sehr viel Zeit und Geld vergeudet. Doch fehlte unsern jungen Architekten der Berliner Bau-Akademie keineswegs der

Sinn für frohe Jugendluft; das gesellige Leben fand seinen Ausdruck im „Motiv"; den Glanzpunkt desselben bildete aber alljährlich das Schinkelfest, eine der schönsten künstlerisch weihevollsten und dabei doch jugendfrohesten Feiern, die es irgend geben mochte.

Wenn ich mich in diesen Kreisen einer strebsamen, lebens- und lernfrohen Jugend als Lehrer einigen Erfolges zu erfreuen hatte, so war es wohl hauptsächlich, weil ich warm mit der Jugend fühlte und in meinen Vorträgen mich mit ganzer Seele an die Sache hingab. Von Anbeginn machte ich es mir zum Gesetz, völlig frei zu sprechen und das Heft nur als Anhaltspunkt für die Hauptdaten, Namen und Jahreszahlen zu benutzen. Nur der freie Vortrag vermag auf die Dauer die Zuhörer zu fesseln und dem Lehrer selbst den immer wiederholten Stoff als einen ewig neuen erscheinen zu lassen. Bei solch freier Beherrschung des Stoffs und der Rede wird sich sofort jene elektrische Strömung ergeben, welche ein geheimnißvolles Band zwischen dem Vortragenden und den Zuhörern knüpft. Diese haben den Eindruck, unmittelbar zu Zeugen des geistigen Prozesses zu werden, welcher durch das Ringen mit der Gestaltung des Stoffes sich ausdrückt und selbst den Unebenheiten der Rede mehr Reiz und Wirkung verleiht, als einem geglätteten auf dem Papier ausgearbeiteten Vortrag jemals zu Theil wird. Und bei dieser Behandlung, wo der Redner frei über seinem Stoffe schwebt, wird sich ihm darin ein besondrer Vorzug er-

geben, daß ihm der Augenblick manchmal Wendungen und Ausdrücke zuführt, an die er vorher nicht gedacht hat, so daß der Charakter der Improvisation immer lebendiger, fesselnder, zündender herausspringt.

Eine zweite Bedingung stellte ich mir darin, daß ich niemals oratorische Floskeln oder Phrasen, in denen die Eitelkeit des Redners nur zu oft sich verräth, zur Anwendung brachte, stets nur die Sache selbst klar und präcis zu bezeichnen suchte und hierdurch allein eine Wirkung erzielte. Lichtvoll darzustellen, in ruhigem Fluß zu erzählen, keine Steigerung zu suchen, als die, welche sich aus dem Thema von selbst ergab, war stets mein Bestreben. Daß dieser ruhige Vortrag gelegentlich sich auch zu höherem Schwung steigerte, wenn es galt, die großen Kunstwerke in ihrer Herrlichkeit zu schildern, den Geist der Zeiten und der Völker in ihnen darzulegen, ist selbstverständlich. Je mehr ich beobachtet hatte, daß alle glänzende Rhetorik eines Redners über den Mangel gediegener Sachkenntniß nicht hinwegzutäuschen vermöge, um so eifriger war ich bemüht, nicht zu den Rhetoren des Katheders, sondern zu den schlicht sachlichen Docenten gerechnet zu werden. Seit den 33 Jahren meines akademischen Lehramts hat der Erfolg mir gezeigt, daß auch die lernbegierige Jugend dies Streben zu würdigen weiß. Tausende haben in dieser langen Zeit zu meinen Füßen gesessen und sind durch mich in die Welt der Kunstwerke genießend und erkennend eingeführt worden. Dabei war

es mein Streben, diese Disciplin nicht zu einer bloßen Inventararbeit für das Gedächtniß, sondern zur Bereicherung des geistigen Lebens und zur Vertiefung der ästhetischen Anschauung zu verwerthen. Als ich mich zu meiner Antrittsvorlesung vorbereitete, hatte ich noch keine Erfahrung darüber, wie viel Material der Redner in einer bestimmten Zeit verbraucht. Wie groß war daher meine Bestürzung, als ich am Ende der ersten Stunde merkte, daß der eigentlich vorgemerkte Stoff zu Ende gehe! Ein an den geschriebenen Buchstaben gebundener Redner wäre an diesem Umstand gescheitert. Allein ich war schnell gefaßt, und indem ich in reiner Improvisation eine Darlegung der baulichen Anordnungen bei den verschiedenen Klosterorden hinzufügte, wußte ich die zweite Stunde in passender Weise auszufüllen. Niemand hatte meine Verlegenheit bemerkt. In der Folgezeit, sowohl in Berlin wie in Zürich, Stuttgart, Karlsruhe habe ich immer mehr erkannt, daß der Kathedervortrag mein eigentlicher Beruf sei; bis auf den heutigen Tag bin ich in ihm mit Freuden thätig, vermag noch kein Nachlassen dieser Stimmung zu bemerken und bin meinem verewigten Freunde Strack von Herzen dafür dankbar, daß er mich mit so unabläßigem Eifer in die Lehrthätigkeit hineingedrängt hat.

Hatte ich somit einen festen Boden für meine äußere Existenz gewonnen, so gestaltete sich der freundschaftliche und gesellige Verkehr immer reicher und mannigfaltiger.

Gern erinnere ich mich der im kleinen Kreis abgehaltenen Mittagsgesellschaften bei Wilhelm von Merckel, welche die näheren Genossen öfter vereinigt sahen und durch die edle Gastlichkeit der Hausfrau und den gemüthvollen Humor des Hausherrn sich höchst anziehend und anregend gestalteten. Leider sollte der treffliche geistvolle Mann der erste sein, welcher nur zu bald dem Kreise seines Wirkens entrissen wurde. Neben seiner poetischen Gabe besaß er ein hübsches Talent zum Zeichnen, das er in mancher langweiligen Sitzung — er war Kammergerichtsrath — auszuüben Gelegenheit fand. Manche von diesen Zeichnungen, die in humoristischer Weise verschiedene Vorgänge in unsrem Kreise illustrirten, sind mir immer noch werthvolle Reliquien, wehmüthige Erinnerungen an jene schönen Zeiten.

Zu den jüngeren Genossen des Kreises gesellte sich um diese Zeit Karl v. Lützow, den seine kunstgeschichtlichen Studien nach Berlin geführt hatten. Er wurde uns umsomehr ein werther Gefährte, als er mit glücklicher Stimmung auf den in unsrem Kreise herrschenden Ton einzugehen und ihm auch in poetischer Form geeigneten Ausdruck zu geben wußte. Nachmals traf ich ihn wiederholt in München und Wien, und bei meiner ersten italienischen Reise wurde er mir für den ersten Theil der Wanderung ein angenehmer Gefährte.

Unsern gemeinsamen Mittagstisch hatten wir damals

bei Happold in der Grünstraße. Wenn wir dann nach der Mahlzeit das Lokal verließen, um uns zu einem der Cafe's im Thiergarten zu begeben, so tauchte in der Regel auf der Gertraudenbrücke die liebe kleine Gestalt Titus Ulrich's auf, der sich uns herzlich angeschlossen hatte und namentlich mit mir in freundschaftliche Beziehungen trat. Er hatte sich durch seine gedankenvolle Dichtung „Ein hohes Lied" zuerst bemerklich gemacht und war hauptsächlich für die Nationalzeitung als Referent über Theater und bildende Kunst thätig. Sein unbestechliches Urtheil, die philosophische Tiefe und der seltene Umfang seiner Bildung machten ihn zu einem allgemein geachteten Kritiker und bewirkten nachmals, daß Herr von Hülsen ihn als Dramaturgen an das Königliche Theater berief. Lange Jahre hat er dort in treuem Diensteifer gewirkt, und als er vor Kurzem seinen Abschied nahm, zeigte sich's, daß die Musen ihn selbst in seinem Bureau zu finden wußten. Eine kürzlich veröffentlichte Sammlung von Gedichten ist voll ächter Poesie. Mit Ulrich wanderten wir nun die endlos lange Leipziger Straße hinunter zum Thiergarten, an dessen Saum die einfachen Kaffeewirthschaften Albrechts- und Moritzhof lagen. Hier nahmen wir unter lebhaften Gesprächen und Debatten den Nachmittagskaffee, um dann nach der Stadt an die Arbeit zurückzukehren. War aber das Wetter nicht verlockend, so begab ich mich manchmal mit Robert Eggers, dem jüngeren Bruder meines Freundes, in ein Restaurant

der Leipziger Straße, um dem von mir leidenschaftlich geübten Billardspiel zu fröhnen. Mein wackerer treuherziger Gefährte kehrte nach einiger Zeit nach Rostock zurück, aber ich habe nie seine freundliche Gestalt vergessen. Ein anderer Bruder, Gustav Eggers, war eine fein angelegte musikalische Natur, von der man nach den ersten Proben seines schönen Talents noch manches Gute hätte erwarten dürfen, wenn nicht ein frühzeitiger Tod seinem Streben ein jähes Ziel gesteckt hätte.

Zu meinem näheren persönlichen Verkehr gehörte damals Adolf Mützelburg, mit dem ich durch herzliche Freundschaft verbunden war. Als frühreifes Talent hatte er sich der Romandichtung gewidmet, und es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher Ueppigkeit seine Phantasie das Füllhorn ihrer Gaben ausschüttete. Es waren Erzählungen, die nicht über den Rahmen der damals allgemein gangbaren Romanlektüre emporragten, aber durch Lebendigkeit der Schilderung und großes Geschick in Erfindung und Verflechtung effektvoller Situationen einen ausgedehnten Leserkreis zu fesseln wußten. Mützelburg hatte sich durch diese rastlose Thätigkeit schon früh eine behagliche Lebensstellung errungen, und mit einer ihn zärtlich liebenden und bewundernden Mutter führte er ein still gemüthliches Dasein. Welche Freude war es der lieben alten Frau, wenn sie uns mit ihrer vortrefflichen Kunst ein exquisites Mittagsmahl bereiten konnte, bei welchem unsre Lieblingsgerichte eine tonangebende Rolle

spielten. Manchmal wanderten wir auch wohl durch den Thiergarten nach dem damals beliebten Buderschen Restaurant, um dort im Freien ein bescheidenes Diner zu uns zu nehmen, das mir damals aber wie ein Göttermahl erschien. Es waren eben die glücklichen Jahre der Jugend, wo bei geringen Ansprüchen das Behagen groß, das Glücksgefühl grenzenlos ist. Wie ist das Alles längst den Strom hinab! Der treue Kamerad ist vor Jahren schon einem schweren Leiden erlegen, das selbst die Sorgfalt der zärtlichsten Mutter nicht zu hemmen vermochte.

Wesentlich verschieden war mein Verkehr mit einem andern Genossen jener Tage, der jetzt noch in unverwüstlicher Frische als Haupt der künstlerischen Kritik in Berlin eine geradezu staunenswerthe Thätigkeit entfaltet: Ludwig Pietsch. Aus angesehener Beamtenfamilie in Danzig entsprossen, wo ihm eine gediegene Bildung zu Theil geworden war, hatte er sich mit entschiedenem Talent der Malerei zugewandt. Da er aber, wie so viele Künstler, noch ehe er zu einem gewissen Abschluß gelangt war, einen eigenen Herd gegründet hatte, wo es bald von fröhlichem Nachwuchs wimmelte, sah er sich gezwungen, für den täglichen Unterhalt mit aller Anstrengung zu arbeiten, wodurch denn den künstlerischen Studien ein frühes Ziel gesteckt wurde. Eggers und ich lernten ihn kennen, da es sich darum handelte, für das deutsche Kunstblatt einen gewandten Zeichner zu finden. Pietsch wurde bald unser Illustrator und wußte namentlich die neuen

Schöpfungen der Berliner Kunst, wie z. B. die damals vollendeten Marmorgruppen der Schloßbrücke prägnant und geistreich wiederzugeben. Daraus entwickelte sich ein reger Verkehr mit dem vielseitig angelegten und wohl unterrichteten Künstler, der durch einen gewissen Enthusiasmus in allen Gesprächen sich auszeichnete. Männer wie Turgenjeff und Theodor Storm, hochstehende Künstlerinnen wie die Viardot-Garcia schenkten dem warm fühlenden jungen Künstler ihre Freundschaft. Zu mir kam Pietsch gern in der Morgenfrühe, wo wir dann oft eine angeregte Plauderstunde zusammen hielten. Besondere Freude machte es ihm, wenn ich ihn auf seine Bitte mit etwas Musik regalirte und etwa ihm ein paar Beethoven'sche Sonaten zum Besten gab. Später ging Pietsch mehr und mehr von der illustrirenden Thätigkeit ab, vertauschte den Stift mit der Feder und wurde der unermüdliche Berichterstatter der Voßischen Zeitung, indem er nicht bloß über alle künstlerischen Erscheinungen referirte, sondern als Berichterstatter in den großen Kriegen, aber auch bei allen bedeutenden Vorkommnissen der Zeit, wie bei Eröffnung des Suezkanals und so vielen anderen Gelegenheiten sich als stets bereiter, scharf beobachtender und anschaulich darstellender Schilderer auszeichnete. Man hat bisweilen die Thaten der englischen Reporter z. B. im deutsch-französischen Kriege höchlich gerühmt; aber diese Herren waren glänzend ausgestattet, und durch jede Art von Förderung und Empfehlung bei ihrer Thätig-

keit erleichtert. Der deutsche Berichterstatter dagegen mußte bei dürftiger Equipirung, von oben mehr gehemmt als gefördert, mit den größten Schwierigkeiten kämpfen und unter Strapazen und Entbehrungen aller Art stets auf dem Platze sein, um frisch und ohne Zögerung seine Pflicht zu erfüllen. Wenn dann der Leser daheim die Berichte behaglich zum Frühkaffee verschlang, so ahnte er nicht, unter welchen Mühen und Widerwärtigkeiten dieselben zu Stande gekommen waren. Mit welch unverwüstlicher Elastizität Ludwig Pietsch dieser anstrengenden Reporterthätigkeit bis auf den heutigen Tag im Dienst eines großen Publikums sich hingiebt, das ist in meinen Augen bewundernswerth.

Mit einem andern geistvollen Journalisten, Ernst Kossak, der ein Landsmann von Pietsch war, hatte ich ebenfalls manche Berührungen. Dieser feine, vielseitig gebildete Mann, der ein Meister eleganter humorvoller Darstellung war und eigentlich in Berlin zuerst mit überlegener Gewandtheit dasjenige gepflanzt und gepflegt hat, was man im rechten Sinne des Wortes den Feuilletonstil nennt, hatte mit der Enge und der Aermlichkeit der damaligen Berliner Preßverhältnisse schwer zu kämpfen. Hätte er in Paris gelebt, so würde seine geistreiche Feder ihm ein glänzendes Loos verbürgt haben; in dem damaligen Berlin mußte er sich mit Mühe und Noth durchringen.

Endlich habe ich noch Theodor Storm's zu gedenken,

der, weil er gegen die däniſche Vergewaltigung an dem Recht der Herzogthümer treulich feſthielt, 1853 in preußiſche Dienſte getreten war und eine Anſtellung als Aſſeſſor beim Kreisgericht in Potsdam erhalten hatte. Kurz vorher war ſein „Immenſee“ erſchienen und hatte durch die wunderbar tiefe poetiſche Stimmung mit Recht allgemeines Aufſehen erregt. Mit Jubel wurde er in dem Kuglerſchen Kreiſe, in Rütli und Ellora aufgenommen. Er war eine feine ſtill in ſich gekehrte Dichternatur. So oft er von Potsdam herüberkam, war es uns Allen ein Feſt; aber auch in ſeinem Hauſe fand unſer kleiner Kreis gaſtliche Aufnahme und verlebte dort manche ſchöne Stunde.

Inzwiſchen war ich des Junggeſellenlebens herzlich überdrüſſig geworden und ſehnte mich darnach, mir ein eignes Heim zu begründen. Am 30. December 1857 verband ich mich mit Mathilde Eichler, verwittweten Sanitätsrath Bennewitz, die mir durch 33 Jahre bis auf den heutigen Tag eine treue Lebens- und Schaffensgefährtin geblieben iſt. Mit warmem Entgegenkommen wurde meine Lebensgefährtin in den mir befreundeten Familien aufgenommen; beſonders bei Schnaaſe, Kugler und der innig vertrauten Familie des Präſidenten Grimm, wo überall die Muſik eine große Rolle ſpielte, war ſie hochwillkommen. Um ſo ſchmerzlicher traf uns gleich im nächſten Frühjahr der Tod eines meiner verehrteſten Freunde: Franz Kugler wurde uns am 18. März 1858

nach kurzer Krankheit in der Vollkraft des Lebens, kaum fünfzig Jahre alt, entrissen. Es war einer der härtesten und schmerzlichsten Schläge, die mich je betroffen. Mein Verkehr mit dem hochverehrten Manne war immer inniger, freundschaftlicher geworden. An allem, was mich betraf, nahm er den herzlichsten Antheil, und erst ganz vor Kurzem hatte ich mit ihm eine Angelegenheit durchberathen, welche ganz dazu angethan war, meinem Lebensgang eine entscheidende Wendung zu geben.

Eines Tages hatte ich unter meinen Zuhörern einen älteren etwas corpulenten Herrn bemerkt, der in der vordersten Reihe Platz genommen hatte und aufmerksam dem Vortrag zu folgen schien. Es war mir durch seine nicht gewöhnliche Erscheinung aufgefallen. Sogleich nach der Vorlesung suchte der Fremde mich auf, stellte sich mir als Dr. Kappeler, Präsident des Eidgenössischen Schulraths vor, und machte mir den Antrag, als Nachfolger Jacob Burckhardts, der nach Basel übersiedle, die Professur der Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich zu übernehmen. Er sei bei Kugler gewesen, habe dort nur Gutes über mich gehört uud habe sich dann durch eigenen Augen- und Ohrenschein von meiner Art zu lehren überzeugen wollen. Das Ergebniß sei der Wunsch, mich für die Schweizerische Lehranstalt zu gewinnen.

Man mag sich vorstellen, wie mich dieser ehrenvolle Antrag, der aus weiter Ferne zu mir drang, bewegte.

Es war nichts Geringes, was man mir bot; das Züricher Polytechnikum erfreute sich damals schon eines glänzenden Rufes. Es war die erste unter diesen technischen Anstalten, welche weit über den Charakter einer bloßen technischen Schule zur allumfassenden Bedeutung einer Hochschule emporstrebte, indem sie all jenen humanistischen Lehrfächern, der Geschichte, Kulturgeschichte, Literatur- und Kunstgeschichte, welche bis dahin ausschließlich den Universitäten zugefallen waren, die Pforten öffnete. In diesem hohen und universellen Sinne den jungen Technikern eine allgemeine Bildung zu gewähren, war eine schöne Aufgabe, zu welcher herbeigezogen zu werden viel Verlockendes besaß. Nicht minder war es gewinnend, daß ich dort aus dem bisherigen engen Kreise der Architekturgeschichte in das weite Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte übertreten sollte. Vor allem hatte die Art, mit welcher Präsident Kappeler durch eigene Anschauung sich ein Urtheil über die Qualitäten seines Kandidaten zu unterrichten suchte, etwas ungemein Bestechendes. Man merkte, daß in der Schweiz bei Lösung solcher Fragen kein bureaukratischer Schlendrian waltete, sondern daß der Chef der obersten Schulbehörde sich lieber auf seine eigene frische Initiative verließ. Endlich will ich nicht verschweigen, daß auch die materielle Seite des Antrags viel Gewinnendes hatte, denn der mir gebotene Gehalt überstieg meine Berliner Dotirung fast um das Vierfache.

Dennoch erbat ich mir Bedenkzeit und erwog die

Angelegenheit mit Schnaase und Kugler; das letzte Zusammensein mit diesem, kurz vor seinem jähen Dahinscheiden, drehte sich hauptsächlich um diese Frage. Die Entscheidung lag indeß zunächst in den Händen des Direktors der Bau-Akademie, Geh. Oberbaurath Busse, der mir stets ein wohlwollender Vorgesetzter gewesen war. Er verkannte nicht, daß die Schweizer Berufung eine sehr glänzende sei und daß es bei den Verhältnissen an der Bau-Akademie nicht möglich werden würde, mir als dem jüngsten Lehrer der Anstalt, auch nur annähernd ein Aequivalent zu bieten. Was in seinen Kräften stehe, werde er gern thun, um mich zu halten. Ich erbot mich nun, definitiv zu bleiben, wenn mein Gehalt auf die Hälfte des von Zürich gebotenen erhöht würde. Nach weiteren Verhandlungen ergab sich's, daß auch dies bei der Sparsamkeit preußischer Etats fürs Erste nicht durchzusetzen sein werde. Man bot mir schließlich eine sechstewöchentliche Vortragsstunde mit entsprechender Erhöhung meines Einkommens und stellte mir den Professortitel und einen halbjährigen Urlaub für eine italienische Reise in Aussicht. Obwohl mir diese sicherlich auch in Zürich nicht entgangen wäre, obwohl die Verbesserung meiner Stelle eine fast lächerlich minimale war, überwog doch das Heimathgefühl und die Anhänglichkeit an die mir liebgewordene Anstalt so sehr, daß ich den Schweizer Antrag ablehnte.

Während sich hier mir eine Hoffnung zerschlug, wurde

mir die unerwartete Freude zu Theil, die rasch vergriffene erste Auflage meiner Geschichte der Architektur für eine zweite umarbeiten zu müssen. Mir war die Gelegenheit willkommen, die inzwischen im akademischen Lehramt gewonnenen Erfahrungen bei dieser Arbeit verwerthen zu können. Das Buch gewann nicht bloß an Umfang, sondern auch an innerer Reife.

Im Sommer desselben Jahres führte eine vom Minister bewilligte Extrafahrt die ganze Bau-Akademie, Lehrer und Schüler, zu einer Studienreise nach Preußen. Um die Zuhörer auf das Bevorstehende vorzubereiten, hielt ich im größten Hörsaale des Hauses eine Vorlesung über Danzig, welche den Saal bis auf den letzten Platz füllte. So groß war Lerneifer und Wissenstrieb der ganzen Studentenschaft. Dirschau, Danzig, Marienburg, Königsberg, Pelplin, Frauenburg waren die Hauptpunkte unserer Reise. Die reichen dort gewonnenen Anschauungen legte ich in einem Bericht für das deutsche Kunstblatt nieder. Ueberwältigend war vor Allem der Eindruck der Marienburg gewesen, überaus malerisch das damals noch im vollen Bestand seiner „Beischläge" glänzende Danzig, überraschend die herrliche Lage des Doms zu Frauenburg, der auf steiler Höhe weithin schaut über die spiegelnde Fluth des frischen Haffs.

5. In Italien.

Nachdem ich die Vorlesungen des Sommersemesters geschlossen hatte, waren die Reise-Vorbereitungen rasch beendet, und am 16. August 1858 trat ich in Begleitung meiner Frau die Fahrt nach dem gelobten Lande meiner Sehnsucht an. Es war eine Studienreise im strengsten Sinne des Worts, und auf solcher Reise ist weibliche Begleitung meist nicht ersprießlich. Es sollte sich aber bald herausstellen, daß meine Frau ein trefflicher Kamerad war, nie durch besondere Prätensionen oder durch Schwerfälligkeit hinderlich, stets voll Interesse für Alles, auch die vielen Unbequemlichkeiten einer damaligen italienischen Reise standhaft und mit dem besten Humor ertragend. Damals gab es in Italien noch fast gar keine Eisenbahnen; man reiste mit dem Vetturin; man hatte, namentlich auf abgelegenen Straßen, mit Wirthshäusern sehr geringer Art vorlieb zu nehmen. Niemals hat sie geklagt, stets jedes Unbehagen heiter scherzend hingenommen. Es war damals die Blüthezeit der Crinoline; meine Frau hat dies

Scheusal von Kleidungsstück auf der ganzen Reise nicht getragen und durch diesen Heroismus allein schon uns die Fahrt wesentlich erleichtert.

Unsere Reise ging über Bamberg und Nürnberg zunächst nach München. Ueberall nahm ich die Gelegenheit wahr, meine alten Studien zu vervollständigen und manche neue Notiz und Zeichnung meinem Tagebuch einzutragen. In München stieß Karl von Lützow zu uns, der als sehr willkommener Gefährte den ersten Theil der Reise mit uns machen wollte. In Rorschach trafen wir mit Schnaase und seiner Frau zusammen, die sich zu unserer Freude entschlossen hatten, uns ebenfalls durch Oberitalien zu geleiten. Daß schon die Fahrt bis Chur mir, der ich die Schweiz noch nicht kannte, von hohem Reiz war, brauche ich nicht zu bemerken. In Chur nahmen wir Gelegenheit, dem Dom mit seinem prächtigen geschnitzten Hochaltar und seinen übrigen Alterthümern unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Von dort ging's in offenem bequemen Reisewagen bei herrlichem Wetter durch das obere Rheinthal zur Via Mala hinauf. Dieser schönste aller Alpenübergänge war erst vor dreißig Jahren durch die kühn angelegte Fahrstraße passirbar gemacht worden. Ich brauche nicht zu sagen, mit welch steigendem Staunen und Entzücken wir diese Wunder der Hochgebirgswelt genossen. Auf der Höhe des Passes, in Splügen, wurde Nachtquartier gemacht. Am flackernden Kamin bekamen wir hier die erste Probe von der feinen Höflichkeit reisender

Engländer. Eine Gesellschaft dieser Gentlemen nahm den Kamin so ausschließlich in Beschlag, daß für unsere Damen kein Platz übrig blieb. Die kahle Oede dieses Hochgebirgplateaus und die empfindliche Kälte, die uns Abends wie gesagt, den wärmenden Kamin aufsuchen ließ, war eine treffliche Vorbereitung für das, was uns am andern Tage beim Hinabstieg nach Italien erwarten sollte. So oft dieser Contrast auch schon geschildert worden ist, er bleibt stets neu und überraschend. Wie mit jeder Wendung der geschickt an den Abhängen geführten Straße das landschaftliche Bild reicher, voller, üppiger wird, das gehört immer zu den höchsten Reisegenüssen. Jetzt wo man in der Eisenbahn solche Strecken größtentheils in Tunneln durchbraust, bekommt der Reisende keine Vorstellung mehr von dem Entzücken, mit welchem man ehemals diese landschaftlichen Wechsel begrüßte. Mir fielen die schönen Verse in Kinkel's Grobschmied von Antwerpen ein, in welchen er diesen Eindruck schildert:

„Und nun — an einem Abend war's, —
Da sah er von dem Alpensteg
Hin auf Lombardiens grüne Matten,
Und auf den schroff gesenkten Weg
Warf ihm die erste Pinie Schatten;
Ein Alpbach springt im Bogen weit
Rauschend in all' die Herrlichkeit."

Am Abend des 2. Septembers brachte uns der Vetturin nach Chiavenna. Man fühlte sich bereits mitten in

Italien. Im Gasthof die wunderbaren Thürschlösser, die mangelhaft schließenden Fenster, die backsteinernen Fußböden, die breiten Betten mit den Rundpolstern für den Kopf, das Alles waren Dinge, die unser Staunen erregten Aber auch die Stadt selbst bot einen völlig fremdartigen Eindruck, vor Allem die Collegiatkirche S. Lorenzo. Hier hatten wir schon in dem großen Arkadenhof mit seinen schlanken Säulen und dem mitten darin aufragenden Glockenthurm, sowie der stattlichen Vorhalle eine jener schönen freien architektonischen Compositionen, wie sie nur Italien bietet. Welch' feine Anmuth in diesen weiten Renaissancehöfen, in welche die Sonne des Südens und der tiefblaue Himmel hineinleuchten! Wie bieten sie dem nordischen Wanderer mit einem Schlage den völligen Contrast eines Landes voll Gluth und Sonnenglanz! Ich war wie berauscht von diesem so neuen Anblick und entwarf sofort einen Grundriß der ganzen Anlage sammt der Kirche, indem ich alle Hauptdimensionen abmaß und sodann auch eine perspektivische Ansicht dieses schönen Arkadenhofes, in welchen die großartigsten Gebirgszüge hineinschauen, entwarf. Diese, sowie meine übrigen architektonischen Aufnahmen der Reise veröffentlichte ich später in den Mittheilungen der Wiener Central-Commission.

Einen ganzen Tag widmeten wir dem anmuthigen Chiavenna; dann fuhren wir nach Colico, wohl einem der abschreckendsten Nester Italiens mit seinen elenden kropfigen Bewohnern. Von hier dann in herrlicher

Dampfschifffahrt auf dem Comersee nach Cadenabbia, wo wir für einige Tage vor Anker gingen. Von all diesen landschaftlichen Zaubern, die mir etwas völlig Neues waren, will ich nicht sprechen; auch nicht von unsren Besuchen auf der Villa Carlotta und Serbelloni. Aber ein köstliches Kirchenfest mag erwähnt werden, das wir bei einem hochgelegenen kleinen Gotteshause in der Nähe mitzumachen Gelegenheit fanden. Von allen Seiten waren die Landleute in festlichem Schmuck herbeigeeilt und brachten der Madonna Obst und Blumen dar. Ein goldiger Herbsthimmel breitete sich darüber aus und verklärte die schön geschwungenen Berge, welche rings den tiefblauen See umschlossen. Es war ein Bild voll Schönheit und Glanz, das sich uns unvergeßlich einprägte.

Da uns bei der Dampfbootfahrt das kleine Gravedona am oberen Theil des Sees durch seine malerische Lage und seine stattlichen Kirchen aufgefallen war, so beschlossen wir eine Kahnfahrt dorthin zu machen, um die dortigen Denkmäler näher zu untersuchen. Es war beim schönsten Wetter eine köstliche Fahrt. Zuerst legten wir bei Rezzonico an, dessen Kirche St. Maria als einfacher mittelalterlicher Bau mit einer Renaissance-Wölbung uns einige Zeit fesselte. Ungleich reicher war die Ausbeute in Gravedona, wo nicht bloß das Baptisterium, sondern noch mehrere andre Kirchen genaue Beachtung forderten. Dem ersteren Bau, einer originellen Anlage

aus romanischer Zeit, mit einem stattlichen Thurm verbunden, widmete ich eine ziemlich eingehende Untersuchung und Aufnahme, zu deren Vervollständigung ich später noch einmal mich dorthin begab. So boten sich auf Schritt und Tritt neue Eindrücke und Bereicherungen unsrer kunstgeschichtlichen Anschauungen.

Nach einigen Tagen brachen wir den Aufenthalt an dem herrlichen See ab, um uns nach Mailand zu wenden. Como wurde diesmal nur gestreift, denn ein gründlicher Landregen zwang uns, dem Ziele ohne Aufenthalt zuzustreben. Als wir Abends ankamen und uns in den Omnibus des Hotel Reichmann geflüchtet hatten, ergab sich's, daß unser Koffer, was in Italien nicht ganz selten ist, verschwunden war. Wir mußten ohne Gepäck in den Gasthof fahren, und unsre Reisegefährten bewunderten den Stoizismus, mit welchem meine Frau die Abwesenheit ihrer Garderobe aufnahm. Da wir bei schönem Wetter von Cadenabbia abgefahren waren, so befand sich meine Frau in einem weißen Sommerkleide, dessen Zustand nach einer regnerischen Fahrt nichts weniger als mustergültig war. Trotzdem entschloß sie sich zum Abendessen mit in den Speisesaal des Hôtels hinabzusteigen, und ohne alle Lamentationen nahm sie an dem heitren Geplauder Theil, welches uns bei Tisch in fröhlicher Stimmung vereinte. Am andern Tage stellte sich nach Zusage eines ansehnlichen Trinkgeldes der treulose Koffer wieder ein, wobei

es tief im Dunkel blieb, ob der Ausreißer aus Versehen in einen anderen Gasthof geschleppt worden war oder ob ein freiwilliger Irrthum ihn uns entfremdet hatte. Da der folgende Tag der Geburtstag Schnaase's war, so entwarf ich mit Unterstützung Lützows am Abende noch ein prächtig kalligraphirtes Diplom, in welchem die Stadt Gravedona dem um ihre Alterthümer hochverdienten weltberühmten Forscher einen Ehrenbürgerbrief ausstellte. Die feierliche Ueberreichung desselben gewährte dem verehrten Manne herzliches Vergnügen.

Wir gaben uns nun eine Woche lang dem Studium der großartigen Denkmälerwelt der alten Hauptstadt der Lombardei hin, die seit den Tagen altchristlicher Kunst bis in die Sonnenhöhe der Renaissance noch immer einen wunderbaren Reichthum von Schöpfungen der Architektur, Plastik und Malerei besitzt. Zusehends übte das Auge sich mehr und mehr auf diese neue Formenwelt ein und suchte sich ihrer Ausdrucksmittel und ihres geistigen Gehaltes zu bemächtigen. Dann wandten wir uns nach dem alterthümlichen Pavia, wo mir besonders der strenge Backsteinbau der Kirche S. Maria del Carmine mit seiner durchgebildeten Gewölbanlage aus romanischer Zeit solchen Eindruck machte, daß ich einen Grundriß der Kirche aufnahm. Da ich in Mailand den großartigen Centralbau von San Lorenzo genauer studirt und dann in S. Maria della Passione eine weitere Stufe dieser Anlagen kennen gelernt hatte, so bot mir in Pavia der

unvollendet gebliebene Dom ein neues werthvolles Beispiel jener gewaltigen Centralanlagen, in welchen das italienische Raumgefühl von der altchristlichen Zeit bis in die Tage der Renaissance hinein sich so unvergleichlich schöpferisch erwiesen hat. Auch hier machte ich eine, wenngleich nur flüchtige Aufnahme des Grundrisses. Nicht minder wurde die kleinere Canepanova als origineller centraler Kuppelbau skizzirt. Von Pavia aus machten wir dann auch zu Wagen einen Tagesausflug nach der Certosa, die man jetzt mit der Eisenbahn von Mailand aus zu besuchen pflegt. Es versteht sich, daß wir die unermeßlichen Kunstschätze dieses prachtvollsten aller Karthäuserklöster nur flüchtig betrachten konnten. In einer späteren Zeit, als ich Specialstudien über lombardische Sculptur anstellte, sollte ich zu eingehender Betrachtung wiederholt dorthin zurückkehren.

Voll lebendigsten Genusses war die Art unserer gemeinsamen Studien. Jeder bereitete sich auf das Pensum des Tages in früher Morgenstunde vor, indem Förster's Handbuch (damals gab es noch keinen Baedeker) zu Grunde gelegt, der unvergleichlichste aller Führer aber, Burckhardt's Cicerone, fleißig nachgeschlagen wurde. Rückten wir dann aus, so wurde Alles gemeinschaftlich betrachtet, erörtert und notirt, Abends aber bein gemeinsamen Pranzo das Gesehene vielfach discutirt und die Notizen manchmal berichtigt und vervollständigt. Dies gemeinsame Schauen und Besprechen mußte nothwendig den Eindruck beträchtlich

16*

vertiefen. Man sah nicht bloß mit den eigenen Augen, sondern auch mit denen der Gefährten.

Unser nächstes Ziel war Piacenza. Hier fesselten mich besonders die großen Gewölbkirchen San Sisto, ehemals durch Rafael's Sistina einer der geweihtesten Räume der Welt, und San Sepolcro, Anlagen jenes geistreich combinirten Systems der Wölbungen, wie es der Lombardei vorzüglich eigen ist. Als nicht minder origineller Centralbau der edelsten Renaissance fiel uns die graziöse Madonna di Campagna auf. Dann ging's über Borgo S. Donnino, wo uns der stattliche spätromanische Dom einige Zeit fesselte, nach Parma, dessen bedeutenden Kunstschätzen wir längere Zeit widmeten. Das romanische Baptisterium mit seinem reichen malerischen und plastischen Schmuck wurde sorgfältig studirt, vor Allem aber die entzückenden Fresken Correggio's im ehemaligen Nonnenkloster S. Paolo, sowie seine kühnen Schöpfungen im Dom und in S. Giovanni bewundert. Nachdem wir zu Mailand in S. Maurizio an den Fresken des liebenswürdigen Luini das erste Beispiel einer vollständigen malerischen Innendekoration aus der besten Zeit der Renaissance kennen gelernt hatten, bot sich uns hier Gelegenheit, diese Dekorationsweise auf dem Punkte ihrer letzten Entwicklung und ihres kühnen Umschwunges in das Bereich optischer Täuschungen zu beobachten.

Von Parma wandten wir uns wieder nordwärts nach Mantua. Die Fahrt in der Diligenza war eine

der beschwerlichsten unserer Reise. Genug hatten wir schon vom endlosen Staub der lombardischen Ebenen gelitten. An diesem Tage aber, einem der heißesten unserer Reise, war es eine Qual, in dem durchglühten Kasten zu schmoren und der Sonne Italiens einen schweren Tribut zu zollen. Fast aufgelöst kamen wir in der Stadt der Gonzaga und des Giulio Romano an. Hier war es fast ausschließlich die Malerei, die uns gefangen nahm. Entzückte uns die liebenswürdige Frische und die strenge Energie Mantegna's in den Deckengemälden des Castello di Corte, so breitete im herzoglichen Palast und mehr noch im Palazzo del Te der gewaltige und gewaltthätige Giulio Romano die ganze Macht und Fülle seines Genius aus. So sehr wir empfanden, daß hier die Kunst der Renaissance auf dem Punkte stand, ihren Höhepunkt zu überschreiten, so wirkte das Ganze doch als Offenbarung eines ungemein phantasievollen, kühnen und zielbewußten Künstlers geradezu verblüffend. Von dieser Größe der Anschauung, dieser Sicherheit der Pinselführung, die nicht bloß ganze Flächen, sondern ganze Reihen von Sälen mit ihren glänzenden Gebilden bedeckt, hatten wir nordischen Menschen keine Ahnung. Auch der Palastbau Giulio's fand trotz seiner derben und oft willkürlichen Ausdrucksweise unsere Anerkennung.

Und nun wandten wir uns noch weiter nördlich, um in Verona den Punkt zu erreichen, wo unsere Wege sich scheiden mußten. Schnaase wollte nach Venedig; wir

aber strebten nach Genua, um von dort aus den westlichen Theil der Halbinsel zu durchwandern, und nach Florenz zu gelangen. Lützow theilte mit uns bis dorthin das Reiseziel. Mit welchem Entzücken uns das unvergleichlich malerische und romantische Verona erfüllte, brauche ich kaum zu sagen. Von Allem, was wir bis dahin an Städtebildern gesehen hatten, kam nichts auch nur entfernt der alten Stadt der Scaliger gleich. Alle Epochen sind hier durch großartige Denkmäler vertreten. Die Arena bot das mächtigste Bild römischer Bauweise; das Mittelalter hat von S. Zeno bis zu S. Anastasia eine Reihe bedeutender Denkmale hingestellt; die kleine Kirche S. Maria antica mit den imposanten Gräbern der Scaliger erinnerte an die gewaltigsten Zeiten der Stadtgeschichte; endlich schlossen die edlen Renaissancebauten eines Sanmichele die Reihe eindrucksvoller Schöpfungen. Dazu die herrliche Lage an dem in weitem Bogen die Stadt durchströmenden Flusse und die schönen Gebirgsketten, in welche die Alpen hier auslaufen. Es gab unendlich viel zu studiren; meine besondere Aufmerksamkeit fesselte die frühromanische Taufkapelle S. Giovanni in Fonte und die etwa gleichzeitige Krypta von San Fermo, die Kirche S. Lorenzo, der edle gothische Bau von S. Anastasia und der Renaissance-Kuppelbau der Madonna di Campagna. Von allen diesen Bauten entwarf ich nach meiner alten Reisegewohnheit mehr oder minder eingehende Aufnahmen. Doch wurde ich am ersten Tage in meinen Arbeiten gehemmt

durch den Angriff einer Zanzare, welche während der Nacht mir einen Stich auf das eine Augenlied beibrachte, der mich für einen ganzen Tag zur Unthätigkeit verdammte. Erst durch längere Anwendung kühlender Umschläge verlor sich das Uebel. Ich hatte damals keine Ahnung, daß ich in späteren Jahren mit den Stammesverwandten der italienischen Zanzaren, den nicht minder berüchtigten Rheinschnaken, genug zu thun bekommen würde.

In unserem Gasthof weilte gerade die berühmte Tragödin Ristori, die wir von Berlin her im besten Andenken hatten. Es gereichte uns zu großem Vergnügen, sie mit ihren Kindern auf dem Balkon unter uns beobachten zu können, wie sie ihre Rolle studirte. Am Abend sahen wir die ausgezeichnete Künstlerin im Theater als Medea, und noch jetzt ist mir der Eindruck unvergeßlich, den sie gleich in der ersten Szene auf mich machte. Ein anderes Schauspiel erwartete uns in der antiken Arena. Es wurde ein Stück „die Eroberung von Jerusalem" aufgeführt, und man hatte zu diesem Ende eine Bühne aufgeschlagen und einen Theil des ungeheuren Raumes als Theater eingerichtet. Man spielte bei hellem Tage und es war uns von Interesse, akustische Proben von verschiedenen Punkten aus anzustellen. Erstaunlich war die Klarheit, mit der man die sonoren scharf artikulirenden italienischen Stimmen überall verstand; besonders der im Purpurmantel einher stolzirende Imperator Titus war mit seinem weit schallenden Organ völlig verständlich. Ebenso interessant

war es zu beobachten, welch minimalen Platz ein modernes Schauspielpublikum in diesem Riesenraum einnahm. Als ich später einmal in der Arena zu Nîmes einem „jeu des taureaux“ anwohnte, erhielt ich noch mehr die Vorstellung, welche ungeheure Menschenmassen diese antiken Amphitheaterbauten aufzunehmen im Stande waren.

Der Abschied von Schnaase wurde uns nicht leicht. Wir hatten in ihm einen liebenswürdigen, anregenden, trotz seiner zarten Gesundheit unermüdlichen Studien-Genossen kennen gelernt. Unser nächstes Ziel war Brescia. Hier fesselten uns vor Allem die Ruinen des antiken Tempels mit der originellen dreitheiligen Säulenvorhalle und der herrlichen Bronzestatue der Victoria. Dann die köstlichen Altartafeln Moretto's, dieses Hauptmeisters von Brescia, der mir schon durch die schönen Bilder des Berliner Museums lieb geworden war, den man aber nirgends in solcher Fülle und Pracht antrifft wie in seiner Vaterstadt. Bei den Bürgern der Stadt war der entsetzliche Hajnau, „die Hyäne von Brescia“, noch in frischer Erinnerung. Es brütete ein Geist finsteren Trotzes in der Stadt, und man begriff, wie peinlich und schwer der Oesterreichischen Besatzung ihre Stellung werden mochte.

Von hier fuhren wir mit der Bahn nach Genua. Als wir Alessandria passirt hatten, und nun, unterbrochen von zahllosen Tunnels, die Fahrt durch die Appeninen begann, die Landschaft sich immer großartiger gestaltete,

stieg die Spannung immer höher und als endlich an der weiten, leuchtend blauen Bucht Genova la superba sich vor unsern Blicken ausbreitete, da lag Italien in seinem vollen Zauber plötzlich zu unsren Füßen. Wir kehrten in der Italia ein, wo wir vom Balkon unseres hochgelegenen Zimmers einen wunderbaren Ausblick über den Hafen mit seinem bewegten Treiben, über die weithin geschwungene Bucht und das in der Sonne schimmernde Meer bis zu der köstlichen Madonna di Carignano und dem Leuchtthurm genossen. Ja, das war Italien, das Land voll Sonnenschein, das war die Sonne, nach der sich Dürer und Goethe gesehnt hatten! Eine unserer ersten Wanderungen galt jenem bezaubernden Centralbau Galeazzo Alessi's und von hier zeichnete ich den Theil der Aussicht zur Linken, wo die Gebirge der Riviera mit so unvergleichlich schönen Linien den Fuß ins Meer setzen. Daß unser Hauptstudium den Palästen galt, deren Herrlichkeit und Pracht der Anlage alles Aehnliche in Italien überbieten, ist selbstverständlich. In diesen Hallen und Treppenhäusern, mit ihren Arkaden, Terrassen, Loggien erhielten wir den ersten ganz mächtigen Eindruck des italienischen Raumgefühls. Wie gedrückt, eng und klein kam uns dagegen alles Nordische vor! Aber auch den ersten Spuren der Renaissance, wie sie sich hier und da in dem Gewirr der innern Stadt versteckt auffinden lassen, gingen wir mit Eifer nach. Für all dies und so vieles Andere hatte Burckhardt den ersten Fingerzeig gegeben.

Bisweilen glaubten wir wohl etwas noch Unbekanntes entdeckt zu haben; wenn wir dann aber im „Cicerone“ nachschlugen, sahen wir bald, daß Burckhardt auch dies schon in seinem rastlosen Spürsinn gefunden hatte; es war ihm eben nicht beizukommen. Daß übrigens auch die mittelalterlichen Denkmäler, namentlich der Dom S. Lorenzo nicht übergangen, sondern fleißig studirt wurden, brauche ich nicht zu erwähnen.

Von Genua brachte uns das Dampfschiff in einer herrlichen sommerlich lauen Nacht auf spiegelglattem Meer nach Livorno, und von hier die Bahn in kurzer Fahrt nach Pisa. Unser erster Gang galt natürlich jener unvergleichlichen Baugruppe des Doms, Baptisteriums, Gockenthurms und Camposantos, in welcher die Pisaner auf der Höhe ihrer Macht vom Ausgang des 11. bis zum 14. Jahrhundert ihrem Monumentalsinn ein großartiges Gesammtdenkmal gesetzt haben. Dies war denn für die folgenden Tage der Mittelpunkt unsrer Studien, die sich nicht erschöpfen zu wollen schienen, als wir erst mit der unermeßlichen Welt der Wandgemälde des Camposanto den Anfang machten. Als wir am ersten Abend nochmals zum Domplatze schlenderten, um diese Denkmalgruppe auch bei Mondschein zu genießen, stand plötzlich der prächtige Komet, der damals durch sein Erscheinen die Italiener aufs tiefste erregte und ihnen ein Prophet großer Ereignisse schien, gerade so am Himmel, daß sein mächtiger Strahl aus dem Kuppelbauch des

Baptisteriums emporzuschießen schien: ein Anblick von überraschender Herrlichkeit. Einige genuß- und arbeitsreiche Tage brachten wir dann in Lucca, Pistoja und Prato zu, wo die Welt des Mittelalters in erster Linie unsere Aufmerksamkeit fesselte. Den Dom von Lucca, diesen imposanten Bau, der vom romanischen Stil in den gothischen überleitet, nahm ich wieder nach meiner Gewohnheit auf. Welch intimen Reiz hatten diese kleinen behaglichen Städte Mittelitaliens mit ihren feinen, liebenswürdigen Denkmalen, die ein Nachhall der größern Kunstschöpfungen von Pisa und Florenz sind! Und welchen Zauber übte neben der Architektur hauptsächlich die Plastik auf uns aus, die hier die ersten Stufen einer neuen Entwicklung betreten hat! Es waren friedliche Idyllen, diese sanften Herbsttage voll Sonnenschein. In Lucca machten wir Abends wohl einen Spaziergang auf den Stadtwällen, wo uns melodischer Gesang von Mädchen, die am Webstuhl arbeiteten, poetisch stimmte und erfreute.

Und nun Florenz! Wir hatten es hier auf einen Aufenthalt von drei bis vier Wochen abgesehen und mietheten uns deßhalb in einem Privathaus am Domplatz ein, dessen treffliche Wirthin uns von Schnaase's empfohlen worden war. Wie behaglich und wie billig lebte sich's damals in Italien! Da unsre Wohnung im Mittelpunkte der Stadt gelegen war, so ergab sich aus diesem Umstand für uns eine große Bequemlichkeit für unsre kunstgeschichtlichen Streifzüge. Einen guten Theil der

Zeit verwandten wir natürlich auf die herrlichen Galerieen der Uffizien und des Palazzo Pitti, nicht minder aber auch auf die für die Geschichte der Florentiner Malerei so wichtige Sammlung der Akademie. Dann aber war das Studium der ganzen herrlichen toskanischen Malerei von Giotto bis auf Andrea del Sarto in den großen Freskencyklen der Kirchen, in S. Croce, S. Maria Novella, St. Trinità u. s. w. voll stets neuer Anregung und Belehrung. Ist und bleibt doch Florenz die Wiege und der Mittelpunkt der italienischen Kunst von Cimabue bis zu den Höhen der Renaissance. Die Freskencyklen Giotto's und seiner Schule, die bahnbrechenden Werke Masaccios, die lebensvollen Schöpfungen eines Ghirlandajo, Filippino Lippi, Benozzo Gozzoli, die schlichten edlen Werke eines Andrea del Sarto, welch ununterbrochene Kette des Bedeutenden! Und was ist hier dann noch für die Geschichte der Sculptur und der Architektur zu gewinnen, wenn man nur an die Gestalten Andrea Pisano's, Donatello's, Ghiberti's und der anmuthigen Robbia erinnert, oder den großen Schöpfer der modernen Architektur, Brunellesco mit seiner ganzen Nachfolge ins Auge faßt! In ein solches Meer bedeutsamer Schönheit unterzutauchen, gehört wohl zu den gehaltvollsten Bereicherungen für die Würdigung dessen, was in der Kunst ewige Gültigkeit besitzt. Wir waren Tag für Tag vom Morgen bis in die Nacht bestrebt, uns Alles aufs genaueste einzuprägen, und mit der Erkenntniß wuchs wie immer der

Genuß. Dazwischen fehlte es nicht an Ausflügen nach S. Miniato, das so anmuthig auf der sanft abgedachten ersten Höhenterrasse sich erhebt, oder nach Fiesole, welches von seinem steileren Gipfel lockend ins Arnothal hinabschaut. Ueberall aber, in der Stadt und auf dem Lande war mir der Verkehr mit den verschiedenen Schichten des Volkes von großem Reiz; besonders die Toskaner zeichnen sich durch Feinheit und Liebenswürdigkeit aus. Aber auch sonst und bei meinen zahlreichen späteren Besuchen des herrlichen Landes fand ich überall in den Volksschichten Italiens sympathische Begegnungen, freundliche Bereitwilligkeit gegen den Fremden und eine bei uns nicht häufig anzutreffende Urbanität des Benehmens. Wenn deutsche Reisende so vielfach anders urtheilen, so hat man dies hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie selbst den Italiener nicht richtig zu behandeln wissen und einen völlig fremden Maßstab anlegen. Sie treten in vorgefaßten üblen Meinungen an ihn heran, gehen ihm mit Mißtrauen und Argwohn entgegen und brausen, bei kleinen Mißverständnissen, gleich heftig auf, anstatt mit einem Scherzwort, wofür der Italiener so sehr empfänglich ist, die Situation zu entwirren. So oft ich in der Folge mit Italienern zu thun hatte, nie bin ich mit ihnen in einen ernsteren Conflikt gerathen.

Unser Aufenthalt in dem unvergeßlichen Florenz ging zu Ende. Ich hatte mir durch eine mit großer Hartnäckigkeit ausgeführte Aufnahme des Baptisteriums, wobei

ich alle Theile des Baues bis in die allerdings interessanten Einzelheiten der Construktion aufs genaueste untersuchte, die mir zugemessene Zeit etwas zu stark verkürzt; auch hatte eine heftige Indisposition, wie sie gerade in Italien so leicht durch unvorsichtigen Genuß von Früchten sich einstellt, mir mehrere Tage geraubt. Allein weiteres Zögern schien mir bei meinem streng gemessenen Reiseplan nicht thunlich. So nahmen wir denn von unsrem treuen Gefährten C. v. Lützow Abschied und traten die Pilgerfahrt nach Rom an.

Die erste Etappe bildete Siena, dieser bezaubernde ächt mittelalterliche Ort, der sein monumentales Gepräge jener Zeit verdankt, da die Stadt in kühnem Wetteifer mit Florenz die Höhe ihrer politischen Machtstellung erreichte, nachdem sie in der blutigen Schlacht von Montaperti (1260) die verhaßten Nebenbuhler aufs Haupt geschlagen hatte. Damals begann jene großartige Baubewegung, die der Stadt ihre monumentale Physiognomie aufprägen sollte, wie zweihundert Jahre früher Pisa in gleicher Gesinnung nach einem entscheidenden Sieg über die Flotte der Sicilianer seine große monumentale Bauthätigkeit begannn. Liegt Florenz in dem weiten Arnothal, von hohen Bergzügen umschlossen, tief eingebettet, so breitet Siena sich auf mehreren zusammenhängenden steilen Höhenzügen aus, zwischen welchen tief eingesenkte Thalgründe mit Gärten, einzelnen Häusergruppen und Klöstern sich erstrecken. Dadurch gewinnt die Stadt einen höchst

malerischen Charakter; durch diese hügelige Lage empfängt außerdem der Dom eine so ungewöhnliche Gestalt, da sein Chor eine Unterkirche von stattlicher Raumentfaltung, das Baptisterium S. Giovanni, umschließt, zu welchem von der höher gelegenen Westfassade aus eine breite Treppenflucht hinabführt. Im Mittelpunkt der Stadt bildet der im Halbkreis abgeschlossene wie eine Arena sich senkende Hauptplatz mit seinem mächtigen Palazzo Pubblico ein Centrum von großartigster Wirkung. Hier erkennt man die ganze Macht der damaligen Stadt. Aber noch höher stieg ihr Unternehmungsgeist, als sie nach Vollendung der wunderbaren Prachtfassade des Doms den kühnen Entschluß faßte, den ganzen eben fertig gewordenen Dom nur als Querschiff für einen neu zu beginnenden Bau gelten zu lassen, den man sofort in Angriff nahm. Mit Staunen gewahrt der Wanderer die Pfeiler und Bögen dieses Neubaues, der durch die Pest ins Stocken gerieth und unvollendet blieb: bis auf den heutigen Tag ein imponirendes Zeugniß von dem großen Sinn der damaligen Stadtverwaltung.

Auch hier machte ich mich sofort an eine Aufnahme des Domes; ich suchte mir durch solche Arbeiten, die mir in Folge langer Uebung sehr schnell von der Hand gingen, genauere Kenntniß der Dimensionen und der Einzelformen zu verschaffen, und habe dies Verfahren dafür sehr werthvoll gefunden. Den Reichthum der Eindrücke, welche die Stadt uns darbot, brauche ich hier nur anzudeuten.

Die sienesischen Tage gehörten zu den genußreichsten der Reise. Es wanderte sich so behaglich auf diesen Straßen und Plätzen, in welche von allen Seiten die Höhenzüge der Umgebung so anmuthig hineinschauen.

In Siena begegneten wir wieder mehreren jungen Landsleuten, mit denen wir schon in Florenz Bekanntschaft gemacht hatten. Es waren der Architekt Max Nohl aus Iserlohn in Westfalen, und die Bildhauer Willgohs aus Mecklenburg-Schwerin und Schindler aus Berlin. Sie hatten gleiche Reiseziele mit uns und entschlossen sich gern, die weitere Fahrt bis Rom mit uns zu machen. Von diesen wurde der liebenswürdige Max Nohl uns bald ein werther Freund. Er war eine ideal angelegte Natur, voll Feuer und Begeisterung für das Höchste in der Kunst. Bramante war sein Vorbild, und die edelsten Schöpfungen der Renaissance seine Ideale. Unablässig studirend, strebend, lernend, dabei von glühenden Ehrgeiz getrieben, sich durch große Schöpfungen auszuzeichnen und Unsterblichkeit zu erlangen, hatte er sich an verschiedenen bedeutenden Concurrenzen jener Zeit, so namentlich für die Börse und das Rathhaus in Berlin, mit dem Einsetzen der höchsten Kraft betheiligt. Allein wie es bei solchen Wettbewerben nur zu oft sich ereignet, daß das größte Talent leer ausgeht, so erging es auch Nohl. Und doch ist keine Frage, daß das Berliner Rathhaus eine würdigere Gestalt erhalten hätte, wenn Nohl's Entwurf zur Ausführung gekommen wäre. Namentlich die

letzte Redaktion seines Planes hätte einen höchst bedeutenden Monumentalbau ergeben. Rohl's reine Jünglingsnatur, sein Abscheu vor allem Niedrigen, sein nur auf das Edle gerichteter Sinn gewann uns bald. Dabei war ihm eine naive Kindlichkeit des Empfindens eigen, die überaus liebenswürdig wirkte. Die kaum mittelgroße zierliche Gestalt, der dunkle Krauskopf mit den blitzenden Augen machte sich sofort Jedem bemerklich. Dazu kam, daß er recht musikalisch war und mit seiner reizenden Tenorstimme Lieder und Arien, besonders Schubert'sche Lieder äußerst angenehm zu Gehör brachte. Mit meiner Frau duettirend, hat er uns manche Stunde der Reise verschönt. So war er uns denn ein Gefährte, der uns von Tag zu Tag lieber wurde. Mit welch zäher Ausdauer er übrigens seine Studien betrieb, sahen wir schon in Siena, wo er mehrere Tage, von Zahnschmerzen geplagt und mit verbundenem Kopfe bei rauhem naßkalten Wetter im Dom dicht bei der offenen Thüre saß und nicht eher wich, als bis er seine Zeichnung vollendet hatte.

Als wir die gemeinsame Fahrt besprochen, wurden wir bald einig. Da Burckhardt in seinem Cicerone auf Pienza, die Stadt des Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius II) hingewiesen hatte, so schlug ich vor, diese mit in unser Reiseprogramm aufzunehmen. So geschah es, und mir wurde nun die Aufgabe zu Theil, mit einem Vetturin über diese Route zu verhandeln. O selige Zeiten

der Vetturinfahrten! Rascher freilich kommt man heute mit der Eisenbahn zum Ziel, und das ist ja auch ein Hauptgrund, warum heutzutage ein Strom vielfach ungebildeten, gewöhnlichen Reisepublikums Italien überschwemmt, dem man höchst ungern begegnet und lieber das Odi profanum vulgus et arceo entgegen halten möchte. Damals war das „ganz Italien in 40 Tagen" noch undenkbar; man brauchte Zeit und Muße, stille Sammlung und Vorbereitung; es lag etwas Weihevolles über einer Reise nach Italien. Jetzt ist's eine Hetzjagd wie jede andere. Damals accordirte man mit einem Vetturin für eine bestimmte Route, die im Contrakt genau festgesetzt wurde. Ebenso wurde aufs Genaueste bestimmt, wo die Nachtlager und die Mahlzeiten einzunehmen waren; die ganze Beherbergung und Verköstigung unterwegs nahm der Vetturin in Akkord, der die Vorsehung der Reisenden spielte. War die Reise vollendet, so erhielt er je nach der Ausführung seines Programms ein angemessenes Trinkgeld (buona mano); war die „Caparra" gegeben, so trat der Contrakt in Wirksamkeit. Solchergestalt hatte der Reisende unterwegs weder mit Wirthen noch mit Vorspannleuten u. dgl. jemals zu thun; es war das behaglichste Reisen von der Welt.

Auf unsre Route aber wollte kein Vetturin eingehen; wohl waren sie für den gewöhnlichen Weg nach Rom bereit, aber ein Abstecher über Pienza lag ganz außer ihrer Erfahrung; sie kannten dort weder die Orte noch die Gast-

höfe und wollten keine Garantie für Herberge und Verpflegung übernehmen. Wir mußten dies also selbst besorgen und traten nun, nachdem Alles vorbereitet und festgestellt war, unsre Fahrt durch das mittelitalienische Waldgebirge an. Es war eine der interessantesten, die man machen konnte. Hier war überall noch dichter Eichenwald, in welchem die Herden der grunzenden Vierfüßler, von Hirten in primitivsten Kostümen behütet, weideten. Unter großer Spannung näherten wir uns Pienza, dem ehemaligen Corsignano, welches Aeneas Sylvius zu einer Piusstadt umgeschaffen hatte. Heut ist's ein elendes heruntergekommenes Nest, wo wie so oft in Italien, großartige Monumente von einer glänzenden Vergangenheit zeugen. Armes Volk bewohnt die Paläste, welche einst die volle Schönheit der Renaissance und die Ueppigkeit des damaligen päpstlichen Hofes erkennen ließen. Die uns interessirende Baugruppe concentrirt sich um den Marktplatz als den Mittelpunkt der Stadt. Das Prachtwerk der ganzen Anlage ist der Palazzo Piccolomini, welchen der Papst für sich selbst erbauen ließ. In gediegenem Travertin-Quaderwerk aufgeführt, ist er mit seinen mächtigen Bogenfenstern, seinen feinen Pilastersystemen, seinem wirkungsvoll abschließenden Kranzgesims ein Werk, das sich den Florentiner und Sieneser Palästen der Frührenaissance ebenbürtig anreiht. Wie dort bildet auch hier ein Arkadenhof von vier zu vier Säulen den Kern der Anlage. Was ihn aber vor allen andren gleich-

artigen Paläſten auszeichnet, iſt die Loggia, welche in zwei Geſchoſſen an der Rückſeite auf 7 Säulen und den breiten Eckpfeilern angebracht iſt. Die Herrlichkeit der Lage hat offenbar dieſe Anordnung veranlaßt, denn von hier ſchweift der Blick über das tiefe Thal und weithin in die bewaldeten Gebirgszüge. Es war ein Landſitz, der den Genuß der Natur vor Allem im Auge hatte. Neben dem Palaſt zur Linken erhebt ſich in beſcheidenen Dimenſionen, faſt wie eine päpſtliche Hauskapelle, der Dom, für den der Gründer ſeinen Baumeiſtern die ſonſt in Italien ungewöhnliche Form einer Hallenkirche (mit gleichhohen Schiffen) angegeben hatte, nach dem Muſter, wie er ausdrücklich bemerkt, einer in Wien von ihm geſehenen Kirche; offenbar S. Stephan. Die Formgebung ſelbſt freilich weicht von dem deutſchen Vorbilde ſo weit ab, wie die italieniſche Frührenaiſſance von der deutſchen Gothik. Auf der anderen Seite des Doms liegt der einfachere biſchöfliche Palaſt, der den 37 Schritt breiten Platz abſchließt. Gegenüber erhebt ſich mit ſeinem Glockenthurm und einer Exkloggia auf vier Säulen das Rathhaus, und dieſem wiederum tritt ein kleinerer Privatpalaſt gegenüber. Wir waren in einer Weißglühhitze von Arbeit, denn die Erbärmlichkeit des Wirthshauſes, welches kein Unterkommen für Fremde bot, zwang uns, noch denſelben Abend nach dem nicht ſehr fern gelegenen etwas civiliſirteren Montepulciano zu fahren. Während Nohl mit ſeiner flinken Hand die Faſſade des Hauptpalaſtes ſkizzirte,

entwarf ich einen Grundriß desselben und einen Plan der ganzen Anlage.

Nach kurzer angenehmer Fahrt erreichten wir noch vor Dunkelwerden Montepulciano und fanden in einem Gasthof erträgliche Unterkunft. Weniger gut war es mit dem Pranzo bestellt, nach welchem wir großes Verlangen trugen, da der Tag starke Arbeit gebracht hatte und wir außer etwas Brod und Wein, Käse und Obst nichts genossen hatten. Die pièce de résistance des Abendessens waren einige gebratene Tauben, auf die der Wirth sich nicht wenig zu gute that, die aber unsrem gereizten Appetit nicht genügen konnten. Als wir am andren Morgen abreisten, hatte der Biedere die Naivetät, für Pranzo, Nachtlager und Frühstück die Kleinigkeit von 25 Scudi zu verlangen. Ich mußte scharf mit ihm verhandeln und schließlich mit dem Podestà drohen, bis er sich denn mit fünf Scudi zufrieden erklärte. Montepulciano ist übrigens herrlich auf hohem Berge gelegen und voll von bedeutenden Monumenten. Findet man doch im Dom sogar Arbeiten Donatello's! Das ist eben in Italien das Wundervolle, daß die intensive Kunstbewegung des Landes durch mehr als ein halbes Jahrtausend selbst die kleinsten, versteckteften Orte mit Schöpfungen von hoher Bedeutung angefüllt hat. In der Stadt fiel uns der stattliche Palazzo Pubblico, offenbar eine kleinere Nachbildung des Pal. Vecchio von Florenz, durch seine energischen Formen auf. Unter den Bauten Montepulciano's

gebührt jedoch der herrlichen Madonna di S. Biago, einem der reinsten Centralbauten der Hochrenaissance, die erste Stelle. Schon die Lage der Kirche auf einem weitschauenden, sanft vorspringenden Hügel vor der Stadt ist von bezaubernder Anmuth. Eine schattige Allee dicht belaubter Bäume, in Italien etwas Seltenes, führt dahin. Der Blick umfaßt ein weites Hügelland mit waldigen Höhen und sanft eingesenkten Thälern, aus welchen mehrere kleinere Seen, so der von Montepulciano und der von Chiusi aufblitzen, während weiterhin am Horizont die breite Fläche des Trasimenischen Sees welthistorischen Andenkens herüber schimmert. Eine schönere architektonische Krönung dieses herrlichen Aussichtspunktes als diese edle Kuppelkirche sie bietet, ließ sich schwerlich ersinnen.

Gegen 11 Uhr reisten wir ab, um Abends zeitig Città della Pieve, die Geburtsstadt Peragino's, zu erreichen. Alle diese kleinen mittelitalienischen Orte liegen äußerst malerisch, meist auf Berghöhen, eine Anlage, welche schon die Etrusker bei ihren Niederlassungen beobachtet haben; leider wurden uns die Ausblicke durch starken Regen beeinträchtigt, der uns auch hinderte, in Chiusi den alten Etrusker-Grabstätten einen Besuch zu machen. Aber die Lieder und Duette, zu welchen sich Nohl mit meiner Frau verband, verkürzten uns aufs Angenehmste die Fahrt. Sehr ergötzlich war der Anblick einer italienischen Landpartie, welche vom Regen überrascht worden war. Ein Leiterwagen voll junger Mädchen, die in ihren

Krinolinen und völlig durchnäßten Röcken ein tragikomisches Bild darboten, außerdem noch drolliger zwei rittlings auf Eseln sitzende Mädchen, alle aber trotz des bösen Wetters voll guter Laune fröhlich lachend, das war ein amüsantes Bild. Unser Weg führte fortwährend bergauf, bergab, und bei jeder Steigung fanden sich Vorspannochsen ein, welche uns im feierlichen Tempo auf die Höhe beförderten. Das Alles war ebenso lustig wie malerisch anzuschauen.

Am andern Morgen brachen wir schon um 3 Uhr auf, um Orvieto noch an demselben Tage zu erreichen. Es wehte ein rauher Nordwind, vor dem wir unterwegs in einer kleinen Zwischenstation am lodernden Kaminfeuer Zuflucht suchten. Der Weg bot den ganzen Tag, da er fast immer auf Höhen hinzog, malerische Ausblicke in die schönen Gebirgslandschaften, die dicht belaubten Eichenwälder, die saftigen Wiesengründe. Die Straße war ungewöhnlich belebt von Landleuten, die wohl zu Markte gingen; meistens aber saßen Männer und Weiber auf Eseln, denn der Italiener ist kein Freund des Fußwanderns. Dabei waren die Anzüge so bunt wie möglich, besonders ein leuchtendes Roth spielte bei den Westen der Männer und den Miedern der Frauen eine große Rolle. Dazu kamen die malerisch umgeschlagenen Mäntel, so daß die Bilder so mannigfaltig und farbenreich wie möglich wurden, und die Landschaften dadurch eine heitere Staffage erhielten.

Gegen Abend sahen wir endlich aus einer weiten

Ebene eine steile Bergkuppe aufragen, auf welcher das alte Orvieto sich uns darbot. Aus der grauen Häusermasse ragte der Dom mit seiner riesigen Fassade hoch auf, und die untergehende Sonne warf glühende Lichter auf die in Gold und Farben strahlende Fläche. Es war ein zauberhafter Anblick, der die höchsten Erwartungen erregte. Als wir am Fuße des Berges angekommen waren, stellte sich wieder der Vorspann ein, der uns dann die in vielen Windungen hinaufführende Straße emporzog. Der Tag ging zu Ende, als wir in einem schlichten aber guten Gasthof landeten. Eine gutmüthige corpulente Frau Wirthin in weißem Kleide, das nicht ohne starken Anflug von Patina war, empfing uns mit Wohlwollen, fragte uns, ob wir Künstler seien, und da wir dies bejahten, erklärte sie, daß sie uns ermäßigte Preise anrechnen werde. Sie gab dadurch sich als zur Zunft gehörig mit berechtigtem Stolz zu erkennen, denn ihr Gatte war unter den Mosaicisten, welche mit Ausbesserung der Fassade des Doms beschäftigt waren.

Von dem Staunen, mit welchem wir am andern Tage dies glänzende Prachtwerk betrachteten, will ich ebensowenig reden, wie von der vielleicht noch größeren Bewunderung, mit welcher uns Signorellis Fresken in der Madonnenkapelle erfüllten. Hier ist eine Größe und Kühnheit, eine terribiltà, wie sie im ganzen Quattrocento nirgends wieder gefunden wird. Aus der heiteren Lebensfülle jener Zeit hat sich hier ein Geist zur Ahnung

des Ewigen emporgeschwungen. Unser Aufenthalt entbehrte übrigens allen Behagens; es war Anfang November und auf der steilen Höhe packte uns mit unbarmherziger Faust die scharfe Tramontana. Auf Plätzen und Straßen sah man die Orvietaner, bis zur Nasenspitze in ihre dunkelblauen Mäntel gewickelt, frierend stehn, um Unterhaltung zu machen. Daß man durch rasche Bewegung die Kälte am besten bekämpfen könne, fiel keinem ein. Der Italiener geht nicht, aber er steht spazieren. Am Allerseelentage überraschten uns die in den Kirchen phantastisch mit Todtengebeinen und Schädeln aufgebauten Katafalke. Der Italiener macht aus Allem, selbst aus dem Tod, eine Theaterscene. Ich ließ mich durch die Feierlichkeit nicht abhalten, einen Grundriß des Domes aufzunehmen.

Am folgenden Tage brachen wir mit unserm Vetturin frühzeitig auf, um nicht zu spät in Viterbo einzutreffen. Als wir am Fuß des Berges angekommen waren, begrüßten wir noch einmal rückschauend die herrliche Domfassade. Nach einigen Stunden erreichten wir Montefiascone, die durch ihren Wein berühmte hoch auf einem Felsen gelegene Stadt, von welcher man einen Blick auf den benachbarten See von Bolsena hat. In der Madonna delle Grazie fanden wir einen centralen Kuppelbau der Renaissance, der eine gewisse Verwandtschaft mit S. Biagio von Montepulciano verrieth. Noch interessanter war mir die alte Kirche S. Flaviano, eine merkwürdige Doppelkirche aus romanischer Zeit, von der ich während unsrer

Mittagsrast beide Grundrisse und den Längenschnitt aufnahm.

Gegen Abend langten wir in Viterbo an, der Stadt der Brunnen. Nirgends in der Welt ist in einem verhältnißmäßig so kleinem Orte den Geistern des Wassers ein solcher Tribut gezollt worden wie hier. Der italienische Monumentalsinn hat sich in diesen ebenso zahlreichen als mannigfachen Denkmalen aufs schönste verewigt. Der prächtigste dieser Brunnen, Fontana della Rocca, erhebt sich auf dem großen Platze gleich beim Eintritt in die Stadt, an dem Florentiner Thore, und da er unsrem Gasthofe gegenüber lag, so wurde er von Rohl in rascher Skizze aufgenommen, denn am Nachmittage wurde das Wetter so unfreundlich, daß wir uns zu Hause hielten und uns bei Gesang die Zeit am Kaminfeuer vertrieben. Es fing nämlich stark an zu regnen, und bald ging der Regen in ein solches Schneegestöber über, daß wir uns in den heimischen Winter versetzt fühlten. Glücklicher Weise hatten wir Vormittags schon zeitig unsere Wanderungen durch die Stadt angetreten, wo uns unter Andrem ein reizender gothischer Klosterhof bei S. Maria della Verità noch mehr in den Norden versetzte. Rohl und ich beeilten uns, die hübsche Anlage aufzunehmen.

Am andern Morgen fuhren wir durch die weiße Winterlandschaft, welche die südliche Sonne mit ihren Strahlen vergoldete, gegen Rom; da dem Vetturin aber verboten war, in einem Tage von Viterbo nach Rom zu

fahren, so mußten wir in einem einsam in der Campagna gelegenen Gasthaus Sette vene übernachten. Dies war eine harte Geduldprobe und die Herberge selbst machte den Eindruck eines Räubernestes. Die Tage vorher schon hatte meine sorgliche Frau zu unserem Ergötzen manchmal zu dem kleinen Guckloch des Wagens hinausgespäht, ob nicht die Räuber sich in unliebsamer Weise mit unsern Koffern beschäftigten. Der Wirth in Sette vene machte uns am andern Morgen so unmäßige Preise, daß unsre drei Künstler ergrimmten, auf den Kaffee verzichteten und ungefrühstückt abfuhren. Unterwegs holten sie das Versäumte nach, indem sie in einer Locenda etwas Brod und Wein nahmen. Inzwischen stieg unsere Spannung immer höher, bis endlich der Vetturin, mit der Peitsche deutend, „Ecco San Pietro“ rief. Wie elektrisirt fuhren wir Alle auf. Richtig! da stiegen in einsamer Majestät die unvergleichlichen Umrisse der Kuppel Michelangelo's aus der Landschaft auf. Voll Jubel und zugleich voll Andacht ward bei dem langersehnten Anblick eine Flasche Wein geleert, und nun gings in beschleunigtem Tempo der ewigen Stadt entgegen. Bei der Weiterfahrt verschwand der Schnee, der uns bis dahin begleitet hatte; wir merkten die milderen Lüfte Roms. Gegen Mittag trafen wir an der Porta del Popolo ein. Unser schönster Traum trat in Erfüllung. Ja, das war Rom! —

Während die Reisegefährten sich ein Unterkommen in einem Gasthof suchen mußten, waren wir in der ange-

nehmen Lage, sogleich unser bestelltes Quartier in der sogenannten „Casa Tarpeia“ zu beziehen. Es ist dies ein dem Palazzo Caffarelli rückwärts gegenüber liegendes, für das deutsche archäologische Institut errichtetes Haus, das sich auf der nördlichen Spitze des kapitolinischen Berges erhebt. Hier wohnten die beiden Sekretäre des Instituts, Henzen und Brunn; hier hatte das Institut seine Bibliothek und den für die öffentlichen Sitzungen bestimmten Saal; hier war auch das deutsche Hospital, in welchem aber zu unserer Zeit kein Kranker weilte. Die zur Verfügung stehenden Räume wurden an deutsche Besucher Roms vermiethet, und so genossen auch wir den unschätzbaren Vorzug, an einem der erhabensten und schönsten Punkte der ewigen Stadt zu wohnen. Wohl wäre die Lage nicht für Jedermann bequem gewesen, denn man mußte vom Fuße des Kapitols aus erst die gewaltige breite Rampe hinaufsteigen, die zum Kapitolsplatze führt dicht neben der anderen mächtigen Freitreppe, auf welcher man zur Kirche Araceli gelangt. Dann wandte man sich rechts, überschritt an der Reiterstatue Marc Aurels vorbei den Platz und hatte dann noch eine weitere Reihe von Stufen zu ersteigen, welche unter einem Bogen hinweg in die Via di Monte Caprino führte, die in einer Einsattlung des Berges angelegt ist. Rechts von hier dehnte sich der Garten des Palazzo Caffarelli mit allerlei wenig erfreulichen, stark bevölkerten Hintergebäuden; links erstreckte sich unsre Casa Tarpeia, die in der That auf den

schroffen Abhang des Tarpejischen Felsen erbaut war. Von unsrer hochgelegenen Wohnung aus hatten wir ganz Rom, die Campagna, bis zu den Albaner und Sabiner-Gebirgen in voller Herrlichkeit vor Augen. Vom Schlafzimmer reichte der Blick über die Stadt bis zur S. Peterskuppel, deren Formen zu jeder Tageszeit, bei jeder Beleuchtung mehrere Monate lang vor Augen zu haben, ein unvergeßlicher Genuß war. An der andern Seite, gegen das Forum hin, war das Haus in jedem Geschoß mit offenen Loggien ausgestattet, die den Blick über das Forum bis zum Colosseum und weit darüber hinaus in die unvergleichliche Gebirgslandschaft schweifen ließen. Allerdings lag unsere Wohnung weit entfernt von dem eigentlichen Fremdenviertel, das sich um die Piazza di Spagna gruppirte; aber das gab uns eine Art von idealer Abgeschlossenheit, die wir um keinen Preis mit dem modernen Treiben jener Stadtgegenden hätten vertauschen mögen. Außerdem bildete das Capitol eine deutsche Colonie, zu welcher mitzuzählen uns von besonderem Werthe war.

Bald waren wir häuslich eingerichtet. Das Frühstück (Thee) bereitete meine Frau selbst, indem eine würdige Römerin, Serra Teta, mit freundlicher Geschäftigkeit das Nothwendige herbeischaffte, die Zimmer reinigte und sonst die kleineren Hausdienste versah. Ihr Sohn Giuseppe heizte unsern kleinen eisernen Ofen, der besonders in den kühlen Morgenstunden nicht wohl zu entbehren

war. Auch machte er sich als Laufbursche nützlich. Zum Dienstpersonal des Hauses gehörte aber besonders der Portier Ser Domenico. Dieser Edle besorgte die Commissionen und Gänge für das Institut; kam aber der Nachmittag, so ergab er sich einer würdevollen Muße, indem er unablässig der Flasche zusprach und der gerühmten römischen Mäßigkeit eine Ausnahme entgegensetzte. In diesem begeisterten Zustande hatte er dann den Fremden, namentlich den Inglesi, die rupe Tarpeia zu zeigen und zu erklären. Er mag da den Forestieri schöne Dinge aufgebunden haben.

Ich hatte die Dauer unsres Aufenthalts in Rom auf fünf Monate, bis Anfang März, berechnet. Dieser Zeitraum genügte eben, wenn man Zeit und Kräfte wohl ausnützte, die ganze Monumentalwelt Roms kennen zu lernen und alles Wichtigere so oft zu wiederholen, bis es sich tief eingeprägt hatte. Gleich nach dem Frühstück stiegen wir von unserer Höhe herab und theilten unsere ungeheuere Aufgabe so ein, daß den antiken Monumenten, den Museen, den Gemäldegalerien, den Kirchen und Palästen ihr Theil zugemessen wurde. Gegen Mittag wurde eine Pause von einer Stunde gemacht, welche durch ein leichtes zweites Frühstück in einem Café, meist Café Colonna, ausgefüllt wurde. Dann ging es wieder auf die Kunstjagd, wobei vorzugsweise die draußen gelegenen Denkmäler, Villen, Kirchen, Katakomben u. s. w. an die Reihe kamen. Wanderungen in der Stadt wechselten aufs an-

regendste mit Ausflügen in die Campagna. Gegen 6 Uhr kehrte man zurück und nahm im Lepre, auch wohl im Falcone oder bei Carlin die Hauptmahlzeit ein. Wir zogen diese billigen, in mehr römischer Art gehaltenen Trattorien den eleganten französischen Restaurants vor, weil ich mich in jedem Lande gern nach der herrschenden Sitte einrichte. Auch traf man dort am meisten zusagende Gesellschaft von Landsleuten, von Künstlern und Gelehrten. Unser erstes Mittagessen hielten wir im Falcone, dicht neben dem Pantheon, einer ächt römischen Trattorie, und von dort führte unser erster Gang ins Pantheon, der zweite nach S. Peter. Mit diesen beiden größten architektonischen Eindrücken der ewigen Stadt wollten wir beginnen. Abends waren wir meist zu Haus und erhielten fleißig Besuch von unsren Freunden; ich hatte für einen großen Fiasco Orvieto gesorgt, der in einer Ecke unsres Zimmers an der Wand lehnte. Aus diesem schöpften wir unsren Abendtrunk und aßen dazu leichtes Backwerk, das wir uns selbst aus der Stadt mitzubringen pflegten.

So begann denn eine Zeit des Studiums, wie sie herrlicher nicht zu denken ist. Heutzutage, wo die Eisenbahn alljährlich ganze Schaaren meist oberflächlicher, wenig vorbereiteter Neugieriger in Rom ausspeit, welche die ewige Stadt in derselben banalen Art, wie jede andre „Sehenswürdigkeit" nur als solche behandeln, hat man kaum eine Vorstellung mehr von der weihevoll gehobenen Stimmung, mit welcher man damals nach Rom pilgerte. Die Reise

verlangte viel größere Opfer an Zeit, Geld und Bequemlichkeit als heute; man bereitete sich gründlich darauf vor; man wußte, daß Rom jedem denkenden und empfindenden Menschen für seine Anschauungen des Lebens, der Geschichte, der Kunst die letzte Weihe gab. Schon dadurch wurde der Aufenthalt ein ganz andrer als in jeder andren Stadt der Welt, daß eine volle Universalität des Studiums an die Stelle vereinzelter Betrachtung trat. Während mir zum ersten Mal die antiken Denkmäler der Architektur und Plastik in reicher Fülle entgegen traten, war die christliche Malerei nicht bloß in den Galerien, sondern vor allen in den Meisterwerken Michelangelo's und Rafaels in ihren Spitzen vertreten. Wenn selbst Goethe noch für die Kunst des Mittelalters keine Anknüpfungspunkte fand, so boten sich bei der Universalität des modernen Forschens in den Basiliken und Katakomben, wie im christlichen Museum des Laterans ganz neue überraschende Aufschlüsse über jene Anfänge. De Rossi selbst war es, der uns in den Katakomben und dem Museum seine geistvollen Erläuterungen gab. Ich wandte mich auch diesem Gebiete mit allem Eifer zu; von der eben erst ausgegrabenen kleinen Basilika S. Stefano bei den Katakomben machte ich eine Grundriß-Aufnahme. Nicht minder wichtig war mir die große Welt der Renaissance, die hier in ihren mächtigsten Denkmalen von Bramante an die Führung übernimmt, bis zu jenen gewaltigen Barrokbauten, welche Rom eigentlich die Signatur aufdrücken.

Man darf nicht vergessen, daß wir damals noch das alte päpstliche Rom unberührt fanden. Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß die Verwaltung, welche die Hauptstadt der Welt damals unter päpstlichen Auspizien erfuhr, nichts weniger als musterhaft war. Der Zustand der Straßen und Plätze, die sprichwörtlich gewordene Unreinlichkeit und Unordnung, welche namentlich dem Nordländer empfindlich war, hatte manchen Uebelstand im Gefolge. Aber dafür war Rom auch ein Ganzes, trotz aller Dissonanzen voll Harmonie, trotz seiner Gegensätze von einer erhabenen Macht des Gesammteindrucks, der die Seele gewaltig ergriff. Was ist seitdem aus Rom geworden! Viel ist über die vandalischen Umgestaltungen der ewigen Stadt deklamirt worden. Zum Theil gewiß mit Unrecht, denn jede Zeit hat die Befugniß, sich für ihre eigenen Bedürfnisse einzurichten und ihre Umgebung umzugestalten. Das ist zu allen Zeiten geschehen, ist also auch dem heutigen Rom nicht zu verargen. Nur das Eine muß hervorgehoben werden, daß die Neubauten in Rom nie mit solchem völligen Mangel an künstlerischem Verständniß, nie so erbärmlich und schmachvoll durchgeführt worden sind als heute. Aber auch dies läßt sich nicht ändern; jede Zeit, jede Stadt baut so wie sie muß. Wenn das heutige Rom so plebejisch in seinen Bauten ist, so trägt es damit den heutigen Zuständen Rechnung.

Für das Studium der antiken Plastik wurde mir die

Führung des feinsinnigen Heinrich Brunn, der wissenschaftliche Schärfe mit künstlerischer Anschauung in seltener Weise verbindet, von großer Bedeutung. Er stellte mit den Ragazzi des Instituts, denen ich mich anschließen durfte, Wanderungen durch die Museen an, bei welchen er mit eindringender Darlegung des Stilistischen die antiken Denkmäler erläuterte. Ich habe diesen Vorträgen sehr viel zu verdanken. Nicht minder werthvoll wurde für mich die Bekanntschaft mit Adolf Michaelis, der damals seine archäologischen Studien in Rom betrieb und, weil er in einigen Familien, namentlich bei der Großfürstin Marie, Unterricht ertheilte, von den Römern den Beinamen „il Maestro" erhielt, unter welchem er bis jetzt bei seinen Freunden bekannt ist. Unser Verkehr wurde bald ein inniger; kaum ein Tag verging, ohne daß wir gemeinsame Wanderungen durch die Museen, die Galerieen, die Kirchen, die Campagna gemacht hätten. Führte er mich in die Welt des Alterthums ein, so konnte ich ihn mit den Schöpfungen des Mittelalters und der Renaissance vertraut machen. Dies wechselseitige Geben und Nehmen knüpfte bald ein enges Freundschaftsband, das bis auf den heutigen Tag fortbesteht. Da er nachmals, während ich in Stuttgart weilte, mehrere Jahre als Professor in Tübingen wirkte, und jetzt, wo ich in Karlsruhe mein Lehramt verwalte, in Straßburg die Professur der Archäologie vertritt, so hat das Leben uns zu meiner Freude stets zu guter Nachbarschaft Anlaß geboten. In Rom ge-

hörte er bald zu unserem intimsten Kreise, und ich entsinne mich noch mit Rührung, wie er am heiligen Christabend plötzlich mit einem lichtergeschmückten Lorbeerbusch in unser Zimmer trat, um uns die Weihnachtstanne der Heimath nicht entbehren zu lassen. Ein sinniger liebenswürdiger Zug, wie er an einem Landsmann Storm's und Klaus Groth's nicht überraschen konnte.

Auch ein andrer Genosse der Casa Tarpeia, Theodor Fournier, Sohn des ehemaligen wohlbekannten und verehrten Predigers und Consistorialraths Fournier in Berlin, von der französischen Colonie, schloß sich uns freundlich an. Er mußte der Gesundheit wegen sich im Süden aufhalten, war der preußischen Gesandtschaft beigeordnet, und befand sich später in derselben Stellung in Athen und Lissabon. Trotzdem erlag er frühzeitig seinem Brustleiden. Er war in Rom stets bereit, meinen Studien förderlich zu sein; so wußte er mir den Zugang zu der damals erst aufgedeckten Unterkirche von S. Clemente zu verschaffen, deren merkwürdige Fresken aus früh romanischer, zum Theil altchristlicher Zeit, mich sehr interessirten. Wir mußten eines Morgens in aller Frühe ganz geheimnißvoll in den merkwürdigen Bau eindringen und uns dabei mit Beleuchtungs-Material versehen. Auch hier verfehlte ich nicht, den Grundriß aufzunehmen. Fournier arbeitete an einem „Führer durch Rom", einem seiner Zeit schätzbaren Buche, das 1865 eine zweite Auflage erlebte.

Zu den wertheſten Freunden, welche wir in Rom gewannen, gehörte Wilhelm Henzen mit ſeiner Frau. Er war der langjährige erſte Sekretair des deutſchen archäologiſchen Inſtituts, ein Mann von höchſter Lauterkeit des Weſens, uneigennützig und ſelbſtlos, ſo daß er durch dieſe Eigenſchaften bei Italienern und Fremden uneingeſchränkte Verehrung genoß und den deutſchen Namen aufs würdigſte repräſentirte. Das Inſtitut hatte er bei kärglichſter Dotation durch die ſchwierigſten Zeiten hindurch geführt und ſich um daſſelbe unvergängliche Verdienſte erworben. Als er vor zwei Jahren, nachdem das Inſtitut eine Umgeſtaltung erfahren hatte, ſtarb, folgte ihm die unbedingte trauervolle Verehrung Aller, welche ihm je nahe getreten waren. Seine Frau, eine Schweſter der Frau Steinhäuſer, Beides Töchter eines mecklenburgiſchen evangeliſchen Predigers, war durch dieſe ihre Schweſter, welche zuerſt convertirt hatte, zum Katholizismus hinübergezogen worden, nachdem dieſe auch ihren Mann, den Bildhauer Steinhäuſer, bekehrt hatte. Frau Steinhäuſer, eine Frau nicht ohne Geiſt, ſelbſt Künſtlerin, gehörte zu jenen Naturen, welche Alles, was ſie ergreifen, mit Leidenſchaft betreiben. So hatte ſie denn bald ihren Mann, der wenig widerſtandsfähig war, ſich nachgezogen, und bald darauf auch ihre Schweſter. Wie es gewöhnlich bei Convertirten der Fall iſt, waren die Frauen von beſondrem religiöſen Eifer; Henzen aber, ganz umringt und eingeſponnen in katholiſche Beſtrebungen, widerſtand tapfer, blieb ſeinem

Glauben treu und hielt die Fahne des Protestantismus auf der Höhe des Kapitols aufrecht. Dabei war aber seine Natur bei aller Festigkeit so ruhig, besonnen und maßvoll, daß niemals Mißtöne entstanden und die Harmonie der beiden Familien nie getrübt wurde. Frau Henzen selbst, eine tüchtige Persönlichkeit von spartanischer Einfachheit, war von einem Pflichtgefühl erfüllt, welches allgemein Hochachtung einflößte. Jeden Morgen in aller Frühe, selbst mitten im Winter, verfehlte sie nicht, im Gesù der h. Messe beizuwohnen. Dann nach Hause eilend besorgte sie ihre Wirthschaft mit aller Pünktlichkeit, was freilich, bei der antiken Bedürfnißlosigkeit, welche man sich in Rom bald angewöhnt, leichter war als in unsren nordischen anspruchsvolleren Verhältnissen. Dazwischen bestellte sie selbst ihren kleinen Garten, der hinter dem Hause über dem Abhang des tarpejischen Felsen sich ausbreitete. Eine Freude war es ihr, hier mitten im Winter blühende Rosen zu ziehen. War sie mit alledem fertig, so blieb der Rastlosen noch Zeit, auch die Malerei zu pflegen, wie sie denn recht tüchtige Copieen nach den alten Meisterwerken fertigte. Von ihrer warmen Menschenfreundlichkeit erhielt ich die schönste Probe, als ich im Januar bei herrschender strenger Tramontana an einem in Rom so verhängnißvollen Fieber erkrankte. Man weiß, wie gefährlich im südlichen Winter die Zeiten sind, da bei klarem Himmel ein schneidender Nordwind weht, während die Sonne schon glühende Strahlen versendet. Ich hatte mich

nach der Villa Borgheſe begeben wollen, wo Brunn uns die Antiken zu erklären verſprochen hatte. Da ich keinen Wagen finden konnte, mußte ich den ganzen Weg zu Fuß machen und kam erhitzt in die eiſigen Räume; ein Fieber war ſofort die Folge, welches freilich durch die Umſicht des deutſchen Arztes Dr. Genzmer und durch die ſorgfältige Pflege meiner Frau beſiegt wurde, aber doch zuerſt noch eine Schwäche zurückließ. Da war denn Frau Henzen in ihrer Menſchenfreundlichkeit gleich mit dem Anerbieten bei der Hand, daß wir fortan das Mittagsmahl an ihrem Tiſche einnehmen möchten. Wir nahmen dies hochherzige Anerbieten gern an und blieben der edlen Frau dafür zu Dank verpflichtet.

Kurz vor Weihnachten begab ſich ein Ereigniß, das alle Deutſchen, namentlich uns Preußen mit inniger Theilnahme erfüllte. Der erkrankte König Friedrich Wilhelm IV kam nach Rom, um für ſeinen Zuſtand im Süden, wenn auch nicht Heilung, ſo doch Linderung zu finden. Wie ergreifend war es, dieſen geiſtvollen, kunſtſinnigen Monarchen, der das Höchſte gewollt hatte und ſo kläglich geſcheitert war, in ſeiner halben Umnachtung zu ſehen, mit rührender Hingabe von ſeiner Gemahlin gehütet und gepflegt. Das Leben auf dem Capitol, wo der König mit ſeiner nächſten Umgebung im Palazzo Caffarelli Wohnung genommen hatte, wurde dadurch weſentlich umgeſtaltet, denn auch unſre Caſa Tarpeia war durch die Begleitung des kranken Fürſten in Anſpruch genommen.

Glücklicher Weise durften wir unsre Wohnung behalten; neben uns zog der Geheime Kämmerer Schöning, ein wackerer, ächt preußischer Beamter, mit seiner anmuthigen liebenswürdigen Frau ein, mit denen wir bald in ein freundnachbarliches Verhältniß traten. Mancher Abend wurde in ihrem gastlichen Salon gesellig mit Musik und Gesang zugebracht, wobei Rohl und meine Frau sich fleißig betheiligen mußten.

In des Königs Umgebung trafen wir auch den uns von Berlin her wohlbekannten Geh. Oberbaurath Stüler. Die Begegnung mit diesem wohlwollenden Mann, der als Künstler und Mensch gleich liebenswürdig war, gereichte uns zur Freude. Mehrfach hatten wir Gelegenheit, mit ihm dies oder jenes nicht leicht zugängliche Kunstwerk zu sehen. Für den König war der Verkehr mit dem ihm seit lange vertrauten, weich anschmiegenden Künstler jedenfalls von hohem Werth, denn da der König ein reges Interesse an der Baukunst nahm und selbst architektonische Pläne zu entwerfen liebte, welchen Stüler dann die correkte Form zu geben hatte, so vermochte er, an diese Neigung des leidenden Monarchen anknüpfend, ihm in lichteren Momenten erfreulich zu sein. Besonders wohlwollend erwies sich Stüler gegen Rohl; denn als dieser, wie vorher bei der Concurrenz um die Börse in Berlin, so jetzt beim Wettbewerb um das dortige Rathhaus keinen Preis erlangt hatte, so suchte Stüler ihn in herzlicher Art zu trösten und verschaffte ihm später ein Reisestipendium,

welches meinem Freunde ermöglichte, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern.

Unter den Gefährten jener Tage sei noch des biedren Hermann Allmers gedacht, dessen nordische Enaksgestalt, wenn er mit dem Plaid umwickelt und den gewaltigen Knotenstock in der Hand, durch die Campagna schritt, die Römer in Erstaunen setzte. In rauher Schale barg er einen künstlerischen Kern und poetische Gestaltungskraft, die er in manchen Gedichten, besonders aber in seinem liebenswürdigen Buche „Römische Schlendertage" bewährt hat. Er bewies hier, wie ein poetischer Sinn auch im Kleinsten, Unscheinbarsten das Schöne zu entdecken vermag. Eine hoch ideale Natur voll Begeisterung, die sich nicht selten in ungestümem Schwunge entlud, gehörte er zu den Menschen, denen man sofort gut sein muß, weil sie ein kindlich lauteres Herz besitzen. In den deutschen Künstlerkreisen Roms gewannen wir zu dem milden Steinhäuser nähere Beziehungen.

So war der Kreis beschaffen, in welchem wir lebten, und dieser Verkehr war um so anregender, da die Geselligkeit in Rom eine äußerst zwanglose war. Da die Mittagsstunde erst gegen 6 oder 7 fiel, so war man nach der Hauptmahlzeit gern geneigt, sich zu freiem Geplauder in den Abendstunden zusammen zu finden. Die Bewirthung war die einfachste von der Welt, es gab höchstens eine Tasse Thee oder ein Glas Wein mit einem Stück Kuchen. Die Unterhaltung aber schöpfte aus dem

unversieglichen Born des unermeßlichen römischen Kunstbesitzes. Was man am Tage oder auch in früheren Zeiten gesehen hatte, oder morgen sehen wollte, gab immer neuen Stoff, wie ihn freilich so reich und so herrlich keine Stadt der Welt zu bieten vermöchte. Was sind dagegen die gewöhnlichen Abendgesellschaften, die bei kulinarischer Ueberladung in geistigem Gehalt weit zurückzustehen pflegen! Ich erinnere mich, daß wir manchmal Abends zu Cornelius gingen, der sich damals in Rom aufhielt. In den weiten, großen und hohen Sälen des Palazzo Poli, wo er wohnte, fand sich bei ziemlich spärlicher Beleuchtung eine Gesellschaft zusammen, die sich zwanglos gruppirte und gern den Gesprächen des großen einsamen Meisters lauschte, der mit seinem Adlerblick Jedermann fesselte. Irgendwo auf einem Tische stand ein Kuchen, von dem man sich nach Belieben abschnitt und dazu sich ein Glas Wein verschaffte. Es waren Abende voll geistiger Anregung; auch den geistvollen Geschichtsschreiber Roms, Ferdinand Gregorovius, lernten wir dort kennen. Unvergeßlich ist mir die edle (vorletzte) Gemahlin des Künstlers, diese sanfte Dulderin, die bald darauf ihren Leiden erlag.

Daß wir nicht bloß den Kunstwerken, sondern auch dem öffentlichen Leben des Volkes nach Kräften nachgingen, brauche ich nicht zu sagen. Wie oft bin ich Sonntags in den Frühstunden in die malerische Gegend des altersschwarzen Marcellustheaters auf die Piazza Montanara hinabgestiegen, wo der eigentliche Tummelplatz

der nach der Hauptstadt gekommenen Landbewohner war. Da saßen sie in ihren pittoresken Kostümen, verhandelten mit Advokaten, die öffentlich an kleinen Tischen saßen, oder ließen sich Geschäfts-, auch wohl Liebesbriefe schreiben, besserten bei einem Schuster selbst ihr derbes Schuhwerk aus, frühstückten, plauderten, zankten sich, Alles öffentlich in einem unvergleichlichen Durcheinander. Wo immer man in Berührung mit dem römischen Volke trat, wurde man von der natürlichen Anmuth und einer ächt künstlerischen, ja dramatischen Pose entzückt. Ich erinnere mich, daß wir einmal zur Cloaca Maxima herabstiegen und dort Frauen trafen, die an dem dortigen Quell mit Waschen beschäftigt waren. Natürlich streckten sie gleich gegen die Forestieri die Hände aus, um eine Gabe zu heischen. Als wir diese mit dem bekannten abweisenden Gestus verweigerten, rief Eine von ihnen mit den Gebärden und dem Ton feierlichster Tragödie aus: „La carità e morta!“

Seine höchste Steigerung fand das öffentliche Leben in den kirchlichen Funktionen, mochten es nun reich ausgestattete Messen oder Vesperandachten sein, an denen das Volk erregten Antheil nahm, denn hier hatte es Oper, Concert, Theater in einem Stück. Zur Weihnachtszeit waren es die Krippen, die Alt und Jung anzogen, besonders aber in Araceli, zu Ehren des heiligen Bambino, die Kinderpredigten, die ein vollständiges Theater vertraten. Auch wenn das Bambino von Araceli in seiner

schwerfälligen Kutsche zu einem Kranken gefahren wurde, um die letzte Hülfe zu versuchen, wenn aller menschliche Beistand versagt hatte, fehlte es nicht an andächtig niederknieendem Volke. Für die Ceremonien in der Sixtinischen Kapelle und S. Peter war die würdevoll edle Gestalt Pio Nono's von solcher Bedeutung, daß selbst mancher ungläubige Fremdling niederkniete, wenn der milde Greis seinen Segen spendete. Was dieser Gottesdienst für ein südliches, sinnlich angelegtes Volk bedeutet, liegt auf der Hand. Daß der Protestantismus mit seiner ganzen Innerlichkeit bei großer äußerer Nüchternheit nur für den Norden paßt, erkennt man leicht

Wie sich die Kirchenfeste sofort zu Volksfesten gestalteten, davon gab besonders der Tag des h. Antonius (17. Januar) ein köstliches Bild. Der h. Antonius ist der Patron der Thiere, namentlich der Vierfüßler, und so werden denn sämmtliche Pferde Roms an jenem Tage zu dem Kirchlein S. Antonio Abate geführt, welches an dem freien Platze bei S. Maria Maggiore liegt. Auf der erhöhten Schwelle dieses Kirchleins steht ein Geistlicher und neben ihm ein Ministrant mit dem Weihwasserkessel. Den ganzen Tag fahren nun alle erdenklichen Fuhrwerke vor, um ihre Thiere mit dem geweihten Wasser besprengen und dadurch gegen allerlei Krankheit und üble Zufälle feien zu lassen. Neben plebejischen Fuhrwerken aller Art schickten aber auch die Nobili ihre prächtigen Karossen mit reich aufgezäumten Rossen, die mit bunten Bändern ge-

schmückt waren. In den offenen Karossen saßen von ihren Bonnen begleitet die Kinder der vornehmen Leute, um jubelnd und händeklatschend an dem Schauspiel Theil zu nehmen. Rings war der Platz von einer dichtgedrängten Schaar von Zuschauern umgeben, die zu dem bunten Reichthum des Bildes das Ihrige beitrugen. Ein kluger Pudel, der mit dem feinen Instinkt dieser Thiere merkte, daß hier etwas Werthvolles zu gewinnen sei, machte ebenfalls die Ceremonie mit und empfing zum Ergötzen der Zuschauer und hoffentlich zu seinem dauernden Heil auch seinen Theil an der Benediction. Und dazu die gesittete, anständige Haltung des Volkes, die keine Polizei erforderte. Es ist doch eine liebenswürdige Religion, die so freundlich auch der „vernunftlosen" Wesen gedenkt. Wenn nur der Italiener selbst, der bekanntlich zu den grausamsten Thierquälern gehört, davon etwas annehmen wollte. Aber eine Lust an Martern sprach sich nicht bloß im Leben vielfach aus, sondern auch am Tage des h. Stephanus, wo ganz Rom zu der einsam gelegenen gewaltigen, nur an diesem Tage im Jahr geöffneten Kirche S. Stefano rotondo pilgert, um an den von den Manieristen des 16. Jahrhunderts Pomeranzio u. A. an den Wänden ausgeführten Darstellungen der widerwärtigsten Marterscenen sich zu weiden.

Die letzten Tage des römischen Aufenthalts fielen in den Karneval, der zwar nicht mehr mit seiner ehemaligen ächt römischen Grazie auftrat, aber immer doch noch als

ein buntfarbiges, heiter bewegtes Lebensbild sich darstellte. Was dem Karneval am meisten geschadet hatte, war die rohe Betheiligung der Forestieri, d. h. eigentlich der Engländer, die mit der dieser Nation vom Himmel verliehenen Ungeschlachtheit und Brutalität sich daran betheiligten. Sah man, wie diese nordischen Barbaren die Confetti, welche der Römer nur mit der Hand wirft, in eigends dazu angeschafften Blechschaufeln massenweise auf die Häupter der Vorübergehenden herabschleuderten, so hatte man genug und übergenug. Und das war dieselbe Nation, die, daheim auf die lächerlichste Etikette wie auf einen Glaubensartikel versessen, sich in Italien überall durch unfeines, von allen Grazien verlassenes Wesen hervorthat, und deren Ladies bei den Functionen in der Sixtinischen Kapelle förmliche Freßkobers hervorbrachten und daraus kalte Hühner und Anderes in rücksichtslosester Weise verzehrten. Ja, es ist ein Vergnügen, mit den Durchschnittsvertretern dieses edlen Volkes auf Reisen zusammen zu treffen!

An einem sonnigen Frühlingsmorgen, den 2. März, brachen wir von Rom auf. Unser Vetturino erwartete uns am Fuß der Kapitolstreppe; die römischen Freunde gaben uns beim Abschiede das Geleit. Nohl und der kurz zuvor in Rom eingetroffene Lucae schlossen sich uns an. Außerdem der Tübinger Professor der Aesthetik Koestlin und ein Schweizer Architekt Moser. Herrlich war die Fahrt im leuchtenden Sonnenglanz durch die

weite Campagna, mit dem Ausblick auf die prächtigen Linien der Gebirge. In Albano verließen wir den Wagen und gingen zu Fuß an den Albaner und von dort an den Nemi-See: Landschaften, deren Zauber weltbekannt ist. In Genzano nahm uns der Wagen wieder auf. Bei der Weiterfahrt vermochte das Auge sich nicht satt zu sehen an den Blicken auf die schön geschwungenen Volskerberge. In Cisterna, einem elenden Nest am Anfang der Pontinischen Sümpfe, war unser erstes Nachtquartier. Den Abend verbrachten wir am Kamin mit Gesang und Geplauder.

Am andern Morgen um 6 brachen wir bereits auf und fuhren auf schnurgerader Straße, der alten Via Appia, durch die im Frühlingsgrün frisch glänzenden Pontinischen Sümpfe. Gegen Mittag erreichten wir Terracina, und hier erst that sich der eigentliche Süden mit seiner tropischen Vegetation und seiner glühenden Farbenpracht vor uns auf. Das steil abfallende Gebirge drängt sich hier dicht ans Ufer heran, und das Meer blendet fast durch sein tief leuchtendes Blau. An den Abhängen sahen wir zum ersten Mal eine Menge von Palmen, den eigentlichen Vorboten des Südens; daneben üppig wuchernde Cacteen und eine Fülle von Orangen. Wir ließen es uns nicht nehmen, den ziemlich steilen Berg zu ersteigen, dessen Höhe die merkwürdigen Trümmer einer Burg des großen Theoderich krönen. Die Aussicht von oben ist unermeßlich; sie umfaßt weithin die Ebene

und das blaue Meer bis nach Gaeta, ja selbst der Vesuv mit seiner feinen Rauchwolke war deutlich zu sehen. Von dem Palaste konnte ich in der Eile einen Grundriß aufnehmen. Unten in der Stadt fesselten uns die bedeutenden Ueberreste eines antiken Tempels, der in die Kathedrale verbaut ist.

Nach dem Frühstück ging's weiter, zuerst eine Weile am Meere entlang, an dessen herrlicher Farbe wir uns nicht satt sehen konnten. Dann wandte sich die Straße landeinwärts, und bei Fondi erreichten wir die Grenze zwischen Kirchenstaat und Neapel. Es bestanden damals ja noch alle die Einzelterritorien in Italien, wodurch jedesmal bei einer Grenze endlose Plackereien mit der Dogana sich ergaben. Schon in Ober- und Mittel-Italien hatten wir davon viel Unbehagen erfahren; eine der schlimmsten Stellen war aber Fondi, wie denn überhaupt die weltbekannte Erbärmlichkeit der päpstlichen und der neapolitanischen Verwaltung um die Palme stritten. Unser Vetturin hatte uns bedeutet, daß es wünschenswerth sein dürfte, Itri noch vor Anbruch der Dunkelheit zu passiren, denn es sei ein bekanntes Räubernest. Wir möchten daher der Dogana von freien Stücken durch ein gutes Trinkgeld zuvorkommen, ihr die Arbeit erleichtern und uns den Aufenthalt verkürzen. Ich war diesmal nicht geneigt dazu und es machte mir Spaß, den Zollbeamten zur uneingeschränkten Erfüllung seiner Pflicht einzuladen. Er meinte, das Abladen, Untersuchen und Wiederaufladen

der Koffer würde uns viel Zeit kosten. Ich antwortete, wir seien Vergnügungsreisende, denen es auf ein kleines oder größeres Opfer an Zeit gar nicht ankomme. Nun legte er sich flehentlich aufs Bitten, bis ich ihm endlich ein sehr geringes Geldstück anbot, während er mindestens einige Scudi erwartet hatte. Stolz wollte er das Angebotene zurückweisen, und erst als ich ihm ruhig, aber fest bemerkt hatte, daß ich nicht mehr geben würde, bequemte er sich seufzend auch zu dieser Kleinigkeit. Einer seiner Unterbeamten hatte inzwischen, um nicht leer auszugehen, einige armselige Feldblumen abgerupft und sie mit unendlicher Grazie meiner Frau angeboten; natürlich erhielt er das sehnlich erwartete Trinkgeld. Nun konnten wir die Reise fortsetzen.; Itri, ein malerisch in einem bewaldeten Felsenkessel gelegenes Nest, passirten wir, ohne eines Räubers ansichtig geworden zu sein, und gegen 6 Uhr Abends langten wir in Mola di Gaeta an, wo das zweite Nachtquartier gehalten werden sollte.

Am andern Morgen in der Frühe, nachdem wir aus dem Orangengarten unsres Gasthofs den herrlichen Blick auf das stolze Gaeta mit seinen Festungswerken genossen hatten, setzten wir die Fahrt fort und kamen gegen Mittag nach S. Agata, von wo wir dem nahe gelegenen Sessa einen Besuch machten. In dem stattlichen Dom ist eine der schönsten jener Marmorkanzeln, an welchen Plastik und Malerei gleich betheiligt sind, erstere durch die Löwen, auf denen die Säulen ruhen, und die zierlich gearbeiteten

Kapitäle, diese durch die feinen musivischen Incrustationen, mit welchen die Fliesen geschmückt sind. Auch die Reste eines römischen Amphitheaters entgingen unsrer Aufmerksamkeit nicht. Gegen 5 Uhr langten wir in Capua, unsrem letzten Nachtquartier, an und besahen noch in der Dämmerung den höchst großartigen Dom, eine Basilika mit säulengetragenem Vorhof, die Säulen sämmtlich ohne Zweifel aus den Trümmern des antiken Capua stammend. Am andern Morgen wiederholten wir bei günstigerem Licht unsren Besuch und brachen dann vor 9 Uhr nach Neapel auf, wo wir gegen Mittag eintrafen. Je weiter wir gegen Süden vordrangen, desto mehr war uns der stets zunehmende Verkehr auf der Landstraße und in den Städten, und die enorm gesteigerte Lebendigkeit im Treiben der Menschen aufgefallen. Damit hielt die stete Zunahme der Bettler gleichen Schritt, die in ganzen Schaaren herbeistürzten und uns belagerten. Als wir auf der herrlich angelegten breiten Landstraße uns Neapel näherten, wurde der Verkehr ein fast betäubender, zumal alle diese Menschen im höchsten Fortissimo durch einander schrieen und die Kraft ihrer Lungen zur Geltung brachten. Glühend lag die Sonne auf der blendend weißen Straße, und eingehüllt von einer dichten Staubwolke, erreichten wir die Stadt, in deren Straßen sich der Lärm und das Prestissimo des Verkehrs noch steigerten.

Wir fanden eine angenehme Wohnung in der Chiaja,

gegenüber der Villa Reale, die mit ihren Alleen sich vor uns ausbreitete. Darüber hinaus der wunderbare Blick über das Meer, das im Sonnenglanz sich badete; gegenüber das Castell del Uovo und weiter links darüber hinaus die herrliche Linie des Vesuv mit seiner piniengleich aufsteigenden Rauchwolke. Wir hatten ein paar geräumige Zimmer mit Balkonfenstern, im dritten oder vierten Stock eines Hauses, bei einer Wirthin, die eine kleine zarte Frau war und mit größter Sorglichkeit sich unsrer, namentlich meiner Frau annahm. Man kann nicht aufmerksamer gepflegt werden; es geschah mit jener Höflichkeit des Herzens, welche ich öfter in Italien gefunden habe. Als wir später einen Abstecher nach Sicilien machten, hob Signora Brigida uns die Wohnung auf, ohne Miethsentschädigung zu verlangen, und als wir nach dem zweiten Aufenthalt in Neapel abreisten, sprach sie uns in so zierlicher Rede, wie sie nur dem Italiener eigen ist, ihr Bedauern aus, daß sie uns nicht besser „nach unsrer Würdigkeit" habe beherbergen können. Ich erwähne gern solche Züge, weil sie für die Cortesia der Italiener bezeichnend sind.

Wir tauchten nun mit Entzücken in die Herrlichkeiten Neapels und seiner Umgebung hinein. Es ist ja, als liege ein seliger Rausch über diesen wundervollen Gebieten, und wenn man die Aussichten vom Vomero, von Capo di Monte oder gar von Camaldoli genießt, so meint man, der Himmel selbst habe sich mit all seiner Herrlichkeit über

die Erde ergossen. In diese Welt des Genusses ragt aber wie eine stets dräuende Gefahr der Vesuv hinein; als es dunkelte, sah man die glühenden Lavamassen am Fuß des Kegels, so recht eine Mahnung aus der Unterwelt.

Daß in der Stadt sich unser Studium hauptsächlich auf das Museum und zwar besonders die antiken Wandgemälde und die Gegenstände der Kleinkunst conzentrirte, ist begreiflich. Hier erst tritt uns das antike Leben in seiner ganzen Anmuth entgegen; alles ist durch Schönheit und edlen Stoff geadelt. Unschätzbar und durch Nichts zu ersetzen ist dieser Eindruck. Durch einen Ausflug nach Pompeji wurde den dort gewonnenen Anschauungen die nothwendige Ergänzung, der feste Hintergrund gewonnen. Die Rückfahrt auf der Straße durch Torre dell' Annunziata, Ercolano, Resina, Portici nach Neapel war durch die ungeheure Lebendigkeit, die dichte Bebauung und Bevölkerung dieser ganzen Route von hinreißendem Eindruck. Und zwischen den Häusern und Villen immer die herrlichen Durchblicke aufs Meer und die Gebirge! In Herculanum stiegen wir in das antike Theater hinab, dessen wohlerhaltene Anlage uns lebhaft interessirte.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthalts machten wir einen Ausflug mit der Eisenbahn nach S. Maria Maggiore und Caserta. Ersteres, auf der Stätte des alten Capua gelegen, ist schon durch die Ruinen eines der gewaltigsten Amphitheater der Welt mit den ziemlich wohlerhaltenen Substructionen der Arena bemerkenswerth.

Auch der Dom, eine fünfschiffige Basilika mit antiken Säulenstellungen, in einer Gesammtbreite von über 110 Fuß, imponirte uns durch seine Verhältnisse, und ich nahm auch hier wieder den Grundriß auf. Von hier fuhren wir mit der Bahn nach Caserta, um dieses gewaltigste aller Schlösser Italiens, und den Garten mit den berühmten Wasserkünsten zu sehen. Allein wie wurden wir enttäuscht, als der die Wache im Palast kommandirende Offizier uns kurz bedeutete, ohne eine Erlaubnißkarte aus dem Ministerium sei das Schloß nicht zu betreten; heute aber sei es überhaupt unzugänglich. Wir legten uns aufs Bitten, uns wenigstens einen Blick in Vestibül und Treppenhaus zu gestatten; die Abweisung wurde immer schroffer. Als wir nun in einiger Entfernung vom Schlosse unsrem Unmuth in lebhaften Worten und Gebärden Luft machten, ließ man uns die Weisung zugehen, überhaupt die Nähe des Schlosses zu meiden. Nun wurde uns unheimlich zu Muthe; wir fühlten uns auf dem Boden der gesegneten Regierung des Re bomba sehr unsicher; nicht einmal unsere Pässe hatten wir bei uns, da wir dieselben auf der Polizei abgeben mußten, um dafür Aufenthaltskarten zu bekommen. Wenn jetzt die bewaffnete Macht uns aufgriff und ins Gefängniß warf, so hatten wir kein Mittel, uns zu legitimiren. Zugleich sahen wir, wie an den entferntesten Ecken des ungeheuren Platzes, der sich vor dem Schloß ausdehnt, in scheuer, ängstlicher Haltung Gruppen von Landleuten sich drückten, die erwartungsvoll nach dem

Portale schauten. Wir erfuhren nun, daß man die Rückkehr des Landesvaters, der schwer erkrankt war und seinem Ende entgegen zu gehen schien, von Bari erwarte, daß sich die Ankunft aber noch nicht bestimmen lasse. Dem Polizisten, der uns diese Auskunft gab, antworteten wir, man möge uns wenigstens nach dem Bahnhof zurückkehren lassen, um nach Neapel heim zu fahren. Auch das könne nicht gestattet werden, lautete die Antwort, denn bis nicht Seine Majestät angekommen sei, werde kein Zug abgelassen. Als ich dann endlich etwas gereizt erwiderte, so würden wir denn einen Wagen nehmen, wurde mit sanftem Lächeln erwidert, auch dies werde uns nichts nützen, da kein Wagen die Eisenbahn kreuzen dürfe. So saßen wir denn in der Mausefalle; es blieb uns Nichts übrig, als im Gasthof durch ein Frühstück unsern Aerger niederzuschlagen. Die Stunden schleppten sich endlos hin in dem öden Neste, das der Schaulust und dem Studium gar nichts bot. Als wir endlich gegen Abend uns wieder bis zum Schlosse vorwagten, war eben der königliche Zug eingetroffen. Wir sahen den kranken Monarchen unter starker Eskorte in einer Sänfte ins Schloß tragen. Jetzt wurden die Wege frei gegeben; mit dem Gefühl, aus einem Gefängniß entsprungen zu sein, eilten wir nach der Eisenbahn und waren froh, als uns Neapel wieder umschloß.

Es war die Zeit, als der bedauernswerthe Nachfolger des Königs Ferdinand eben sich vermählt hatte, und in

Neapel rüstete man sich mit Triumphpforten und Vorbereitungen zu einer Illumination, um das junge Paar bei seinem Einzug zu begrüßen. Allein die Krankheit des Königs, der bald darauf der Tod folgte (22. Mai), machte einen festlichen Einzug unmöglich; die Gerüste mußten, ohne zur Verwendung gekommen zu sein, wieder abgebrochen werden. Es war ein unheilverkündender Anfang für eine Regierung, die so jäh mit Schrecken enden sollte. Von den Zuständen, welche damals die Verwaltung in Neapel beherrschten und die Mißregierung des Kirchenstaates fast noch übertrafen, erhielt man auf Schritt und Tritt schreiende Beweise. So ging ich einmal in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes nach der Post, um postlagernde Briefe abzuholen. Die Sendungen waren angekommen, aber da Briefe nur bis zur Grenze frankirt werden konnten, so forderte der Postbeamte ein lächerlich hohes Porto. Aber ich war inzwischen durch manche Erfahrung gewitzigt worden und fragte, wo der Tarif sei. Eccolo, hieß es mit ruhigem Stolz, und ich sah ein riesiges Plakat angeschlagen, das aber eine solch verwirrende Masse von Daten zeigte, daß ich Stunden gebraucht hätte, um das Richtige zu finden. Kalt bedeutete ich nun dem Beamten, so viel seien mir die Briefe nicht werth und ich verzichte darauf. Als ich mich nun zum Abgang wandte, rief er mich in völlig verändertem Tone zurück, bat mich um milde Erwägung der Umstände, man müsse und wolle doch auch leben: was ich denn zu geben bereit

sei. Gewiß waren diese Beamten, trotz der Ringe, mit denen seine Hand bedeckt war, sehr schlecht besoldet und daher stillschweigend auf diese traurige Art des Nebenverdienstes angewiesen. Inzwischen machte mir der Handel Spaß und es entwickelte sich nun eine vollständige Kaufscene, wo so lange gefeilscht wurde, bis wir uns über einen mittleren Preis verständigten. Künftig ließ ich mir aber die Briefe durch Vermittlung meines Banquiers kommen. Was für einen Augiasstall hat die strenge piemontesische Verwaltung zu reinigen gehabt! Diese Ungeheuerlichkeiten waren übrigens selbstverständlich nicht Schuld der Einzelnen, sondern des Systems.

Zu den schönsten und lohnendsten Ausflügen gehörte eine Tagespartie auf den Vesuv, die wir bei herrlichstem Wetter unternahmen. Als wir in Portici Pferde und Führer genommen und nun den gewaltigen Berg hinaufritten, fehlte es nicht an ergötzlichen Scenen. Wir waren alle keine Schulreiter, am wenigsten aber konnte unser süddeutscher Genosse auf diese Bezeichnung Anspruch machen. Seine kurze Gestalt saß spreizbeinig zu Rosse und durch diese Haltung hemmte er nicht selten den Schritt seines militärfrommen Thieres, indem er mit den Füßen sich in die Brombeerranken am Wege verwickelte. Stockte dann die arme Rosinante, so glaubte der Führer, sie sei störrig und zählte ihr unsanfte Hiebe auf, die dann wieder ein ruckweises Ausschlagen des Thieres bewirkten. Dann gerieth unser Reiter in Angst und in

seinem klassischen Italienisch rief er heftig: „Lasciate, lasciate, non posso equitare“. Als wir uns zum Aufstieg des Kegels rüsteten, blieb meine Frau beim Eremiten zurück, da es ihr widerstrebte, sich von zwei Männern hinauftragen oder schleppen zu lassen. Oben angelangt, waren wir nicht bloß durch die Beobachtung der vielfarbigen Schwefelgebilde des Kraters, durch die unmittelbare Nähe dieser dampfenden und brodelnden Höllenküche, sondern noch mehr durch die wunderbar großartige Aussicht, die sich nach allen Seiten bot, für die Mühe reichlich belohnt. Besonders interessant war der Blick auf Pompeji, dessen „Amphitheäterle“, wie unser süddeutscher Gefährte sagte, sich mit seinem vollständig erhaltenen Oval recht zierlich darstellte. Hinreißend aber war immer wieder der Blick über das üppige Land mit den unzähligen Ortschaften, über das im Sonnenglanz leuchtende Meer in seiner Unendlichkeit, über die schönen Formen des Monte S. Angelo, die nach linkshin die Aussicht begrenzten.

Auch die Ausflüge nach Pozzuoli und Bajae waren, vom schönsten Wetter begünstigt, genußreich. Bei dem Besuch von Camaldoli ereignete sich's, daß unter unsern Reisegefährten eine Revolution ausbrach, die ihre Spitze gegen mich richtete. Da ich stets die Verhandlungen mit Führern, Eseltreibern, Kutschern leitete, so wurde von den Genossen gefunden, daß ich zu splendid in der Austheilung der Trinkgelder und der Bewilligung der

Forderungen sei und so erklärte ich die Zügel der Regierung niederlegen und den Händen der Opposition übergeben zu wollen. Dies geschah, aber nun ergab sich, daß die Murrenden sofort mit den zum Dienst heranzuziehenden Leuten zusammen stießen und schließlich so gewaltig über's Ohr gehauen wurden, daß sie nach diesem einen Versuch die höchste Gewalt reuig meinen Händen zurückgaben. Ist's nicht sehr oft so mit der gesinnungstüchtigen Opposition, die Alles besser versteht, so lange sie nicht selbst regiert?

Am 22. März fuhren wir, von R. Lucae begleitet, nach Palermo. Das Wetter schien Anfangs günstig, bald aber erhob sich ein heftiger Scirocco, der sich bald zum Sturm steigerte. Alles am Bord suchte die Cabinen auf, am meisten litt meine arme Frau, weil die Seekrankheit sie stark befiel, ohne zum Ausbruch zu kommen. Ich fühlte mich dagegen seefest und blieb den größten Theil der Nacht auf dem Verdeck, obwohl die blauschwarzen Wogen mit den weißen Schaumkronen über Bord schlugen. Die Fahrt wurde durch den Gegenwind bedeutend verzögert, und als wir schließlich die sicilische Küste mit der ausdrucksvollen Form des Monte Pellegrino in Sicht bekamen, dankten wir dem Himmel für die Beendigung der Fahrt. In Palermo fanden wir im Palazzo Butera, der eine Dependance des Albergo della Trinacria bildete, ein paar schöne große Parterrezimmer, die mit ihren alten Möbeln und den dunklen Teppichen an den Wänden den Eindruck

verschollener Pracht machten. Die Trinacria war (und ist es wohl auch heute noch) einer der besten Gasthöfe in ganz Italien; wir fühlten uns dort trefflich aufgehoben; der Wirth war voll Aufmerksamkeit und Sorgfalt für seine Gäste und litt z. B. nicht, daß sie von den Kutschern überfordert wurden. Hier fanden wir auch wieder Freund Nohl, der mit Schindler einige Tage vor uns abgereist war.

Hier kamen wir nun in den vollen Frühling hinein, der mit der tropischen Ueppigkeit des Südens sich zu einem Eindruck von unvergleichlichem Zauber verband. Von jedem höher gelegenen Punkte aus bot sich das Thal von Palermo als eine wahre „Conca d'Oro" im Glanz der frischesten Vegetation, mit ganzen Orangenwäldern, aus deren dunklem Grün Tausende goldner Früchte schimmerten; dazwischen die rosenrothen Blüthen der Pfirsiche, die weißen der Mandelbäume, die Agaven, Aloes und Cactus, und in den Gärten wie dem der Villa Serradifalco das Papyrusschilf und die Dattelpalmen der Tropen. Dies Alles, dazu die buntfarbige Architektur der Stadt, in welcher überall der Hauch des Orients sich fühlbar macht, giebt ein Bild von solchem Farbenzauber, wie Italien es sonst nirgends bietet.

Für die kunstgeschichtlichen Studien ist Palermo nun derjenige Punkt, wo man die Entwicklung von zwei Jahrtausenden in ihren verschiedensten Wandlungen wie in einem Bilde vereinigt schaut. Die Grundlage gewähren

die Ueberreste griechischer und römischer Kunst, wie man sie im Museum an den Metopen von Selinunt und in Monreale an den Säulen des Domes erkennt. Dann bricht der Orient herein und bringt maurische und byzantinische Einflüsse, wie die Zisa und Kuba, dann aber vor Allem die Pracht der Mosaiken in der Capella Palatina, der Martorana und der Dom von Monreale sie bieten. Nichts kann bestrickender sein als die goldig schimmernde musivische Ausstattung jener Palastkapelle, die den Eintretenden zuerst mit einem tief feierlichen Dunkel empfängt bis sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt und nun allmählig die leuchtenden Mosaiken mit ihren goldenen Lichtreflexen immer mächtiger hervortreten. Aber auch die folgende Zeit bietet noch genug des künstlerisch Bedeutenden. An die Herrschaft der Hohenstaufen erinnern die Mosaiken in einem Zimmer des Königlichen Palastes, wo Jagdscenen und Thierdarstellungen die Naturfreude des Germanen verrathen. Noch großartiger spiegelt sich jene Epoche in den gewaltigen Grabmälern König Rogers II. und der Kaiserin Constanzia, Kaiser Heinrichs VI. und Friedrichs II. Aber auch die Gothik hat manches ansehnliche Monument aufzuweisen; nicht bloß aus dem 14. Jahrhundert den imposanten Bau des Spedale Grande, sondern selbst noch aus der Spätzeit des 15. den Palazzo Patella von 1495, der in seinen gothischen Maßwerkspielen geradezu an deutsche Denkmäler erinnert. Auch auf der Höhe des Mittelalters sind nordische Einflüsse

in der organischen Verbindung des Thurmbaues mit dem Kirchengebäude (Dom zu Palermo und zu Monreale) nicht zu verkennen. Haben sich doch gerade auf dieser Insel, die seit den Zeiten der griechischen Colonisten allen fremden Einwirkungen ausgesetzt war (Römer, Byzantiner, Araber, Normannen), fast alle Nationen angesiedelt. Endlich bietet auch die Zeit der Renaissance und des Barokstils hinlänglich Beispiele stattlicher Kirchen- und Palastanlagen. Auch hier war ich unablässig bemüht, das Wichtigste wenigstens in Grundrissen aufzunehmen.

Unter unseren Ausflügen in die Umgebung steht der nach Monreale obenan. Die Straße, stetig aufsteigend, erreicht endlich in Windungen die Höhe, auf welcher der herrliche Dom mit seinem Kloster aus einer im Uebrigen gleichgültigen architektonischen Stadtanlage emporragt. Die Straße führt durch ein wahres Paradies von Blüthenpracht und Fruchtbarkeit; bei jeder Wendung wird man durch die entzückenden Ausblicke über das herrliche Land, die Stadt mit ihren Kuppeln und Thürmen und dem stolz in breiter Masse über ihr thronenden Monte Pelegrino, darüber hinaus das endlose tiefblaue in Licht gebadete Meer, gefesselt. Der Dom von Monreale aber ist die edelste Blüthe dieses sicilisch-normannischen Stiles. Das Innere gehört zu den großartigsten kirchlichen Eindrücken der Welt. Der normannische Stil streift hier das zu specifisch Maurische seiner Anfänge (z. B. die seltsamen Stalaktitenwölbungen und Kuppelbildungen) völlig ab und

behält nur in den kühnen, überhöhten Spitzbögen seiner Arkaden eine Reminiszenz davon bei. Dagegen kehrt er in der Gesammtanlage und der Behandlung des Ganzen zum altchristlichen Basilikenschema zurück und erreicht dadurch und durch die Harmonie der farbigen Ausstattung das höchste Gepräge kirchlicher Würde, übersichtlicher Klarheit und Schönheit. Auch die 18 prächtigen antiken Säulen des Langhauses tragen zu dieser edlen Wirkung bei; vor Allem aber die herrliche musivische Decoration, die wie ein Prachtteppich alle Flächen überdeckt. Von hohem malerischen Reiz ist sodann auch der weltberühmte Kreuzgang mit der üppigen Fülle seiner Ornamentik.

Nachdem wir Palermo nach allen Seiten durchforscht hatten, kehrten wir nach Neapel zurück. Dies war der erste Schritt, der uns der Heimath wieder nähern sollte. Leider war uns der Himmel auch jetzt nicht günstig, denn er sandte wieder einen heftigen Scirocco; da aber das Schiff mit ihm, nicht gegen ihn ging, so wurde die Fahrt diesmal wenigstens nicht verlangsamt. Ehe wir indeß von Neapel uns nordwärts wandten, machten wir noch einige Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung. Zuerst nach Nola und Cimitile, um die an sich unbedeutenden, aber interessanten, frühchristlichen Bauten zu sehen; dann aber nach Sorrent, wo wir in der ganz mit blühenden, duftenden und fruchtbeladenen Orangen bedeckten Ebene wieder von dem vollen Zauber des Südens berauscht wurden. Von unendlichem Reiz war dabei die wild zer-

klüftete Küste mit ihren tiefen Buchten und der Blick auf das leuchtend blaue Meer. Von hier bestiegen wir den Monte S. Angelo, auf dessen Höhe wir die wunderbare Aussicht nach beiden Seiten dieses kühn herausspringenden Vorgebirges und die steile, schöne Linie des nahen Capri bewunderten. Nach einigen erquickenden Rasttagen in diesem bezaubernden Erdenwinkel fuhren wir über Castellamare nach Salerno. Als wir in Castellamare einen Vetturin mietheten, entwickelte sich wieder eine jener kostbaren Scenen, wie sie im Süden jeder Augenblick hervorbringt. Kaum bemerkte man, daß wir mit dem Kutscher in Unterhandlung traten, und schon strömten von allen Seiten die herumlungernden liebenswürdigen Tagediebe herbei, um bei dem Handel als zuschauender und zuhörender Chor zu fungiren. Es ist immer wieder von Neuem ergötzlich zu sehen, mit welcher Lebhaftigkeit der Süditaliener solchen Verhandlungen assistirt. Die Erwägung, daß sie ihn eigentlich gar nichts angehen, taucht in seinem Bewußtsein niemals auf. Es ist eine öffentliche Angelegenheit, also interessirt er sich auch dafür. Ein rein ideales Interesse, wie man sieht. Bei der Abfahrt wurden wir offenbar mit hoher Theilnahme begleitet.

Unterwegs machten wir einen Halt in Nocera, wo uns der merkwürdige altchristliche Kuppelbau, ein Verwandter der Kirche S. Costanza in Rom, fesselte. In Salerno sodann bot die großartige Säulenbasilika des Doms, ein Bau aus den Zeiten Robert Guiscards, mit seinem im-

posaunten Atrium reiches Interesse. Von hier machten wir dann einen Tagesausflug nach Paestum. Es war ein herrlicher Frühlingstag; Meer und Gebirge leuchteten im Sonnenglanz. Als dann aus der weiten Ebene die gewaltigen Säulenhallen der drei antiken Tempel auftauchten, im tiefen Goldton ihrer Kalksteinmassen, da war die Spannung aufs Höchste gestiegen. Nach so vielem Römerwerk sahen wir zum erstenmal griechische Bauten in streng dorischer Wucht und Würde, ein unvergeßlicher Eindruck. In den Ruinen des sogenannten Poseidontempels nahmen wir auf der antiken Quadermauer das Frühstück, durch die Säulenstellungen glänzte von der einen Seite das Meer mit seinem tiefen Blau, von der andern die Gebirgslinien in ihrem zarten Duft. Einen traurigen Gegensatz boten aber die armen jammervollen Gestalten der Bevölkerung, die in den Ruinen hauste. Es waren herrliche Stunden, die wir hier verbrachten. Abends kehrten wir zeitig nach Salerno zurück.

Am andern Tage fuhren wir auf der wundervollem am Meeresufer hinziehenden Straße nach Amalfi. Die Schönheit dieser Fahrt brauche ich nicht zu schildern. Da die Straße im Zickzack an all den zerklüfteten tief eingeschnittenen Buchten des Meeres hoch über diesem sich hält, so tauchen bei jeder Wendung neue entzückende Landschaftsbilder auf. Dazu stets unerschöpflich der Blick auf das weite Meer. Es gehört zum Schönsten, das Italien bietet. Auf solchen Strecken gewahrt man dann auch, mit welchem

Fleiß der wegen seiner Faulheit verrufene Italiener das Land bebaut und die kleinsten ebenen Flächen des Bodens, mitten in kahlen Felswänden urbar zu machen und zum Gartenbau zu verwenden weiß. Die ganze Küste ist mit malerischen kleinen Städten und Flecken bedeckt; in Majori sahen wir an der Kirche romanische Formen; im Innern bot sich ein Renaissancebau von schönen Verhältnissen, der durch Hinzufügung eines westlichen Kuppelbaues mit kurzen Kreuzarmen bedeutsam gesteigert war. Selbst in dem kleinen Torella zeigte die Kirche eine Vorhalle auf zwei antiken Säulen, am Glockenthurm aber jene bunten Muster, welche ein Erbtheil maurischer Kunst sind.

Von Amalfi brauche ich nichts zu sagen, als daß dieser malerische Ort mit seiner stattlichen Kathedrale und der phantastisch originellen Vorhalle uns höchlich interessirte. In unserem Albergo della Luna, einem ehemaligen Kloster, freuten wir uns an dem hübschen wohlerhaltenen romanischen Kreuzgang, dessen überhöhte Spitzbögen auf gekuppelten Säulen ruhen. Am andern Tage stiegen wir durch das romantische Mühlenthal zu dem steilen Bergplateau hinauf, welches die Stadt Ravello mit ihren köstlichen Denkmälern der Normannenzeit trägt. Das enge Thal mit seinem murmelnden Bach und den frischen Wiesen muthete uns ganz heimatlich wie irgend ein deutsches Thal etwa im Harz oder Thüringerwalde an. Als wir an einer hohen Mauer vorüberzogen, welche eine der zahlreichen dort angelegten Papierfabriken einschließt, zeigte sich

über der Brüstung ein lieblicher Mädchenkopf, wie wir vom Führer hörten die Tochter des Besitzers. Sie nickte uns freundlich zu und warf meiner Frau einen Rosenstrauß herab. Oben auf der Höhe mit den wundervollen Ausblicken auf die Küste und das weite Meer entzückten uns die architektonischen Ueberreste dieser einst mächtigen Stadt. Vor allem die Kathedrale, eine romanische Säulenbasilika, mit ihren prachtvollen Erzportalen und der Marmorkanzel, einer der reichsten und glänzendsten ihrer Art. Sodann die kleineren Basiliken S. Giovanni del Toro und die Madonna immacolata. Einzig in seiner Art ist aber der Palazzo Ruffolo mit seinem phantastischen Arkadenhofe und seinen Pavillons, ein aus den stärksten maurischen Elementen bestehendes Ganze. Auch sonst sieht man noch zahlreich an Privathäusern antike oder normannische Marmorsäulen, Ueberreste einer Pracht, die um so erstaunlicher erscheint, je armseliger und verödeter jetzt die Umgebung ist. Denn es herrschte eine Stille und Einsamkeit, welche von dem lauten Treiben unten an der Küste ergreifend abstach und den Geist zu träumerischem Versenken in eine längst verschollene Vergangenheit aufforderte. Ohne Frage, Ravello gehört zum Wundersamsten, was Italien zu bieten vermag.

Als wir nach Neapel zurückgekehrt waren, blieben wir noch einige Tage, um das Wichtigste noch einmal zu sehen. Ueberaus erschwerend war der elende Zustand in der Ver-

waltung der Museen, der allen übrigen neapolitanischen Einrichtungen völlig entsprach Es waren nämlich an vielen Tagen, ohne daß ein Grund dafür zu erfahren gewesen wäre, die Museen geschlossen, so daß sehr viel Zeit ungenutzt verloren ging. Trotz des Zaubers, welchen die Landschaft auf uns ausübte, hatten wir doch, als wir über Terracina nach Rom zurückkehrten, den Eindruck als ginge es in die Heimath. Das ernste Rom, bei weitem in seiner Umgebung nicht so berückend und strahlend wie Neapel, hatte es uns so angethan, daß wir uns ganz wie zu Hause fühlten. Wir benutzten die uns noch vergönnte Zeit, manches zu wiederholen und zu ergänzen, sodann aber die herrlichen Frühlingstage zu einigen Ausflügen zu verwenden. Tivoli mit seinen antiken Resten, vor Allem dem zierlichen Rundtempel, der so wunderbar über dem vom Anio durchrauschten Abgrunde thront, die Wasserfälle selbst und die Reihe der Cascatellen, die feierliche Gartenpracht der Villa d'Este und die Fernblicke über die weitgestreckte Campagna bis auf das im Sonnenglanz aufblitzende Meer, sodann Frascati mit den großartigen Anlagen seiner Villen machten uns das Scheiden aus diesen gesegneten Gegenden recht schwer. Den letzten Schlußakkord in der Symphonie der ewigen Stadt machten die kirchlichen Feierlichkeiten der Charwoche und des Osterfestes in der Sixtinischen Kapelle und in S. Peter.

Mittlerweile waren am politischen Himmel düstere Wolken aufgestiegen, und es schien, als solle der Komet

des verflossenen Jahres als Prophet Recht behalten. Die Neujahrsansprache Napoleons III, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, hatte die Welt aus dem Frieden aufgeschreckt, das bedrohte Oesterreich sammt den Gewaltherrschern Italiens in Allarm gebracht, die Italiener selbst aber mit den glühendsten patriotischen Hoffnungen erfüllt. War es ihnen zu verdenken, daß sie die verhaßte Priesterherrschaft des Kirchenstaats, das ebenso verrottete bourbonische Regiment sowie die fremden Gebieter aus Ober- und Mittelitalien zu verjagen wünschten? Gleich nach Ostern ergoß sich, wie eine Schaar aufgescheuchter Zugvögel, der ganze Schwarm der Fremden, die bis dahin noch ausgehalten hatten, in hastiger Flucht nach den nächsten Seehäfen, namentlich nach Civitavecchia und Livorno, um dem vulkanisch erbebenden Boden zu entweichen. Oesterreich rüstete mit Macht und verstärkte seine Besatzungen, ein Gleiches that Piemont, zu dessen nationalen Fahnen aus ganz Italien in heller Begeisterung die Freiwilligen strömten. Wir waren weit entfernt, ebenfalls gleich der meisten Fremden des Hasenpanier zu ergreifen. Als Prussiani galten wir für Freunde Italiens, und wo wir mit der zum Kampfe eilenden Jugend zusammentrafen, gab es freundliche, sympathische Begegnung. Es fiel mir nicht ein, von dem einmal vorgezeichneten Reiseplan abzuweichen; es galt auf der Rückreise noch gar Manches zu sehen, und wir thaten es, trotz der aufregenden Atmosphäre, die uns umgab, mit voller Seelen-

ruhe. R. Lucae war unser einziger Reisegefährte, und da wir also nur ein Trio bildeten, so mochte ein leichter Wagen für uns bequem ausreichen. Wer schildert aber unser Staunen, als am Morgen der Abreise sich erstlich ein ganz andrer Vetturin einfand, als der, mit welchem wir accordirt hatten; zweitens anstatt der bedungenen zwei Pferde nur eines und dazu ein ziemlich fragwürdiges sich präsentirte; drittens aber auch der Wagen sich von einer alle Unfälle herausfordernden Gebrechlichkeit zeigte. Es gab lebhafte Verhandlungen, durch welche zunächst festgestellt wurde, daß der Vetturin in den Kontrakt seines Collegen ohne Vorbehalt eintrat. Als wir dann gegen das eine Pferd protestirten, indem uns zwei nach dem Vertrage zuständen, erging sich der Kutscher in einem Lobe seines Pferdes, welches mit so ciceronianischer Beredsamkeit nur ein Italiener zu Stande bringt. Das treffliche Thier, das eigentlich hätte schamroth werden müssen, sei mehr werth als zwei andere, und die „Excellenzen" würden sich über Nichts zu beklagen haben; sie möchten nur ihm und seinem „buon cavallo" vertrauen. Auch die Gebrechlichkeit des Wagens stellte er mit großer Beredsamkeit in Abrede; er sei leicht, deshalb sehr empfehlenswerth, aber keineswegs gebrechlich. Endlich werde sich einer seiner Freunde mit einem Succurs zur Hülfe einstellen, und wirklich erschien dieser räthselhafte Freund mit seinem Vierfüßler, den er hinten an unsrem Wagen anband und nur für die ansteigenden Stellen aufsparte.

Es wurde daraus schließlich eine Fuhre, die man so hochkomisch aber auch nur in Italien findet. Unser größeres Gepäck wurde hinten aufgeschnallt, mit einer wunderbar complicirten Umschlingung von Stricken, während das Handgepäck im Innern Platz fand. Ich nahm mit meiner Frau den Vordersitz ein, Lucae aber zog es meistens vor, auf dem Bock neben dem Kutscher zu sitzen; hintenauf hatte sich der Freund des Kutschers geschwungen, welchen Lucae, weil derselbe bei jeder geneigten Stelle des Weges absprang und den Hemmschuh anlegte, den „Hemmschuhster und Strippeninspektor" nannte. Endlich setzte sich das seltsame Fuhrwerk in Bewegung, und indem wir das bei solchen Gelegenheiten dringend nothwendige Gottvertrauen in uns erweckten, erlebten wir das Wunder, daß wir ohne einen unliebsamen Zwischenfall nach mehrtägiger Reise am Ort unsrer Bestimmung, in Perugia, ankamen. Der erste Tag führte uns nach dem romantisch auf hohem Felsgrat gelegenen Cività Castellana, das durch das gewaltige Castell des Antonio da S. Gallo und die zackige Gestalt des in der Nähe aufragenden Soracte von hohem landschaftlichen Reiz ist. Am Dom studirten wir die mit feiner Cosmatenarbeit geschmückte Vorhalle und die ausgedehnte alte Krypta, die sich unter dem ganzen Querschiff hinzieht. Von beiden Theilen machte ich eine Aufnahme.

Früh am anderen Tage brachen wir auf. Wieder waren wir durch das herrlichste Wetter begünstigt und die ganze Heimfahrt erhielt dadurch einen besonders bezau-

bernden Charakter, daß wir von Palermo bis Berlin beständig im Frühling reisten, denn er zog vom äußersten Süden stets an unserer Seite, so daß wir im Mai ihn bei unserer Ankunft zu Hause eben im vollen Glanz wiederfanden. Als wir unweit Cività Castellana über die Tiberbrücke kamen, bot sich uns ein Bild, das eine Illustration zu einer Scene des alten Testaments hätte abgeben können. Eine Anzahl von Landleuten, die wahrscheinlich zu einem Kirchenfest pilgerten, hatte sich tief unten am Ufer zur Rast niedergelassen, und diese malerischen Gestalten in ihren farbenreichen Anzügen gaben ein überaus anziehendes, durch die köstliche Frühlingslandschaft schön eingerahmtes Gemälde. Am Mittag kamen wir nach Narni, und nach angemessener Rast von dort nach Terni, wo wir die Nacht zu bleiben vorhatten. Es blieb uns genug Zeit, um den Spaziergang nach dem großartigen Wasserfall zu machen, der wieder zu den imposantesten Naturschauspielen Italiens gehört. Hier ereignete sich Etwas, das wir den Italienern wieder mit Freuden ins Kerbholz ihrer guten Eigenschaften schnitten. Freund Lucae war eine Zeitlang zurückgeblieben, um eine Skizze anzufertigen. Als er wieder zu uns stieß, bemerkte er bald, daß seine Brieftasche mit einer sehr ansehnlichen Summe in Banknoten ihm fehlte. In großer Aufregung eilte er zurück; er hatte, als er sich auf einer Bank niederließ, das Portefeuille neben sich gelegt, dann aber vergessen, es wieder einzustecken. Die Gegend war belebt und es schien wenig

Aussicht, das Verlorene wieder zu erhalten. In der That war die Bank leer, aber in einiger Entfernung traf er mehrere Leute, die ihm ihren Fund sofort zurückgaben; es fehlte kein Blatt.

Am andern Tage fuhren wir wieder zeitig aus und hielten die Mittagsstation in Spoleto, dieser ächt italienischen, ungemein pittoresk gelegenen Stadt. Hier war uns bei Tisch ein Gericht sehr auffallend, welches der Kellner mit selbstgefälligem Stolz darreichte. Es schienen merkwürdige steife Grashalme, von denen wir nicht wußten, ob sie eine uns unbekannte Südfrucht darstellten. Auf unsre Erkundigung wurde uns bedeutet, daß es Spargel seien. Zu genießen waren sie nicht: daher legte ich einige in mein Notizbuch und brachte sie den Freunden daheim als „Spargel von Spoleto" hübsch getrocknet (es war nicht viel daran zu trocknen!) und auf ein sauberes Blatt geklebt als „Südfrüchte" mit. Während unsre beiden Rosinanten gefüttert wurden, entzückten wir uns im Dom an dem großen Halbkuppel-Fresko des liebenswürdigen Fra Filippo und huldigten am Grabe des großen Künstlers seinem Genius. Ebenso erfreute uns im Rathhause das edle Bild von Giovanni Spagna. Wir zogen dann weiter durch die anmuthigen Thäler des oberen Tiber und seiner Seitenflüsse, deren köstliche Frühlingslandschaften man auf den Bildern der umbrischen Schule, bei Perugino, Pinturicchio und dem jungen Rafael wiederfindet. Am Abend zeitig erreichten wir Foligno,

das unsrer Schaulust jedoch nur mäßige Ausbeute gewährte. Am folgenden Tage waren die landschaftlichen Eindrücke von gleicher Lieblichkeit, und es wurde uns ganz heimathlich zu Muthe. In dem kleinen S. Giacomo erfreuten uns die Fresken des liebenswürdigen Spagna; dann fesselte uns der sogenannte „Tempel des Clitumnus" mit seiner zierlichen wenn auch nicht sehr reinen Architektur. Spello gab darauf Gelegenheit, in der Kirche S. Maria Maggiore den trefflichen Pinturicchio in einem seiner Hauptwerke kennen zu lernen. Endlich erreichten wir Assisi und betrachteten zuerst in der Stadt die feine korinthische Tempelfassade am Dom, welche das erste vollständige Stück antiker Architektur war, das Goethe auf seiner italienischen Reise zu Gesicht bekam, und ihm Ausdrücke lebhafter Bewunderung entlockte. Von dem gewaltigen Kloster des h. Franciscus, das wie eine geistliche Burg des Mittelalters mit seinen ausgedehnten Massen so malerisch die Höhe krönt, von der berühmten Klosterkirche mit den Fresken Giotto's will ich nicht weiter reden. Es waren Eindrücke von höchster Bedeutung. Am Abend erreichten wir Perugia, und hier schieden wir von unsrem römischen Vetturin, und es ergab sich dabei, daß wir gegenseitig mit einander zufrieden waren. Wir hatten wieder die Erfahrung gemacht, welche Annehmlichkeiten solche Fahrten mit dem Vetturin gewährten, da sie gestatteten, alles am Wege Liegende in Augenschein zu nehmen, während man jetzt mit der Eisenbahn überall vorbeifliegt.

Die Stadt fesselte uns mehrere Tage. Sie ist ein Seitenstück zu Siena, hat eine ähnliche Gebirgslage mit wonnigen Ausblicken über das anmuthig stille Hügelland, so daß auch hier ein Zauber idyllischen Friedens sich ausbreitet. An Großartigkeit der Monumente hinter Siena zurückstehend, bietet sie doch genug Alterthümliches, um als eine Stadt von charaktervollem Gepräge sich zu erweisen. Vor Allem aber sind in den Kirchen und der städtischen Galerie die Bilder der umbrischen Schule von Werth, die man nirgends so zusammenfindet wie hier. Am Dom war uns auffallend, eine stattliche Hallenkirche zu finden, deren Architektur freilich eine ziemlich mißverstandene Gothik zeigt. Mächtig wirkte in einer Kapelle am rechten Querschiff die Madonna Signorellis. Daß man auf altetruskischem Boden sich befand, erkannte man an den beiden antiken wohlerhaltenen Stadtthoren. In einer träumerisch poetischen Stimmung unter eifrigem Kunstbetrachten vergingen uns einige der schönsten Tage unserer Reise. Wir waren in einem guten Gasthofe wohl aufgehoben, und noch sehe ich deutlich die schöne Wirthin Giuditta Storti mit den prächtigen goldenen Widderkopfnadeln im rabenschwarzen Haar, die in liebenswürdig fürsorglicher Weise sich unser annahm. Kurze Zeit nachher, als Perugia sich gegen die päpstliche Herrschaft erhoben hatte, wurde das Haus, in welchem sich die Aufständischen verschanzt hatten, gestürmt und alle Einwohner, auch Signora Storti niedergemacht! In demselben Speisesaal,

wo wir unsre Mahlzeiten genommen hatten, fand sie den Tod.

Von Perugia nach Arezzo nahmen wir wieder einen Vetturin. Die Fahrt durch das liebliche im hellen Frühlingsschmuck prangende Land blieb gleich schön. Die Straße führte dicht an der Ostseite des Trasimenischen Sees hin, den wir vor einem halben Jahr aus weiter Entfernung von Montepulciano aus hatten schimmern sehen. Was lag alles in diesem Zeitraum eingeschlossen! für mich die Offenbarung einer ganz neuen Kunstwelt, für Italien die Anbahnung eines neuen Lebens auf nationaler freiheitlicher Grundlage! Unsre Mittagsstation war das unter Cortona gelegene Camuscia. In unsrem Gasthof erfreute uns der Gruß eines deutschen Künstlers: eine von dem Düsseldorfer Andreas Müller an die Wand gezeichnete Madonna mit dem Kinde. Dem hoch über uns auf steiler Höhe thronenden Cortona einen Besuch abzustatten, mußten wir leider aufgeben; sehr ungern verzichtete ich. Zeitig am Abend langten wir in Arezzo an. Wir hatten nicht viel Zeit und beschränkten uns auf Besichtigung der alterthümlichen Pieve mit ihrer merkwürdigen castellartigen Fassade aus romanischer Zeit, des Doms, eines der frühesten gothischen Gebäude Italiens, und des zierlichen Vorhallenbaues der Confraternità aus der Zeit der Frührenaissance. Am andern Tage nahmen wir die Diligenza, um nach Florenz zu fahren. Unterwegs, als wir noch einige Meilen von unsrem Ziel ent-

fernt waren, brach ein Rad an unsrem Wagen; wir mußten Alle aussteigen und hatten die unerfreuliche Aussicht, einige Stunden warten zu müssen, bis der aus dem nächsten Ort herbeigeholte Schmied den Schaden reparirt haben würde. Eine fatale Geduldprobe. Da kam plötzlich mit seinem leichten Gefährt ein Florentiner Kleinbürger des Weges gefahren. Als er die Sachlage erkannt hatte, bot er der Signora dienstbeflissen seinen Wagen an. Es war wieder ein Zug jener Höflichkeit des Italieners, von der ich so manche Probe erhalten hatte. Auch der Franzose ist ja galant gegen Damen, aber es ist damit meistens der Begriff des Courmachens verbunden. Das ist beim Italiener nicht der Fall; seine Höflichkeit ist der Ausdruck einer humanen Gesinnung. Wir stiegen ein und erreichten unter Führung unsres freundlichen Wagenlenkers bald das schöne Florenz. Lucae, der auf die Reparatur des Postwagens hatte warten müssen, kam erst spät am Abend mit mehrstündiger Verspätung an.

Unterwegs hatten wir wieder verschiedene Gruppen von Freiwilligen getroffen, die sich zur Armee begaben. Florenz fanden wir in voller Revolution, aber es war eine Revolution in Glacéhandschuhen, wie man sie von den fein gesitteten Florentinern nicht anders erwarten konnte. Ohne irgend einen Gewaltakt hatte sich die Umwälzung vollzogen. Der Großherzog war aber aus seinen Staaten abgereist, gefolgt von der achtungsvollen Ergebenheit seiner Unterthanen. Gewiß war unter allen italienischen

Regierungen die toskanische die mildeste, anständigste gewesen. Aber der glühende Drang nach nationaler Einheit erfüllte auch die Florentiner, und so wurde denn die alte Regierung höflich aus dem Lande heraus complimentirt. Wir blieben noch einige Tage, um unsrem Freunde wenigstens das Wichtigste zu zeigen. Dann nahmen wir auf der Post Plätze nach Bologna und fuhren zunächst mit der Bahn nach Pistoja, von wo dann die Diligenza uns aufnahm. Herrlich war der letzte Rückblick in die schön angebaute fruchtbare toskanische Ebene. Dann kam auf vielfach gewundener Straße der Aufstieg über den Apennin, reich an großartigen malerischen Bildern. Als wir die Grenze des Kirchenstaats erreicht hatten, merkten wir dies bald an dem schlimmen Zustand der Straße, mehr noch an einer Abtheilung Carabinieri, welche stumm sich unsrem Wagen anschlossen und uns bis an die Thore von Bologna geleiteten. Mußten wir Gebirgsbäche passiren, so fand sich nirgends eine Brücke; mit heftigem Antrieb wurden die Pferde angespornt, die dann im Galopp das Terrainhinderniß nahmen. Der schwerfällige Postkasten, in dem wir saßen, wurde dann in einer Weise hin- und hergeworfen, daß wir oft einen Umfall befürchteten. Aber Alles ging gut ab; überall kommt es auf Gewohnheit an. Erst gegen Mitternacht kamen wir an dem verschlossenen Stadtthore von Bologna an, und froh waren wir, uns bald im Hôtel Brun wohl untergebracht zu finden.

Das großartige reiche Bologna fesselte uns mehrere Tage und bot uns wieder das Bild jener mächtigen Munizipien, welche während des ganzen Mittelalters bis tief in die Renaissancezeit sich überall in Italien ein Gepräge monumentaler Eigenart geschaffen haben. Wie muß dagegen alles Moderne verschwinden! Unsre nächsten Stationen waren sodann Ferrara und Padua. Auf jede dieser bedeutenden Städte verwendeten wir mehrere Tage und machten uns durch fleißige Zeitbenutzung mit dem Wichtigsten vertraut. Den Abschluß unserer Reise sollte aber Venedig bilden; allein es war in jenen Tagen schwer dorthin zu gelangen. Aller Personenverkehr auf der Eisenbahn hatte aufgehört; unablässig führten lange Militärzüge die österreichischen Truppenabtheilungen zu den gefährdeten Punkten. In Wien hatte man bekanntlich gehofft, die Piemontesen zu schlagen, ehe die Franzosen zur Hülfe herbeieilen könnten. Wie so oft in Oesterreich, war man auch diesmal nicht bereit, die Feinde waren rascher, und das Verhängniß bereitete sich unaufhaltsam vor. Um nach Venedig zu gelangen, mußte man abwarten, ob ein Militärzug die wenigen Privatpersonen, die noch an Reisen dachten, mitnehmen würde. So fanden wir uns denn in Padua eines Morgens gegen 4 auf dem Bahnhof ein. Allein Stunde auf Stunde verrann; eine sichere Auskunft über die Züge war gar nicht zu erhalten. Es waren quälende Stunden voll Ungeduld. Endlich kam der Zug; wir wurden aufgenommen und

sahen dann das ersehnte Ziel wie eine Fata Morgana mit den goldig schimmernden Kuppeln aus den Fluten auftauchen. Als wir im Bahnhofe ankamen, war Lucae's erster Ruf: „Droschke". Bald saßen wir in einer Gondel, die uns zum Centrum der Stadt führte, wo das an der Piazzetta gelegene Hôtel Bellevue uns aufnahm.

Nun war der Aufenthalt in Venedig damals kein heiterer. Es lag eine dumpfe Schwüle in der Luft, und die sonst so glänzende Lagunenstadt stand unter dem Eindruck der aufs höchste gestiegenen politischen Spannung. Man erwartete die französische Flotte und mit kaum verhehlter Sehnsucht schaute man nach den Befreiern aus. Das österreichische Militär wurde begreiflicher Weise mit Blicken des Hasses verfolgt; alles heitere Treiben war verstummt; von der Musik auf dem Markusplatz war nicht mehr die Rede. Erst bei späteren mehrmals wiederholten Besuchen sollte sich mir der heitere Glanz der Wunderstadt des h. Markus entfalten. Dazu kam noch, daß meine Frau in der letzten Zeit in bedenklicher Weise kränkelte. Man wußte nicht was es war; aber täglich wiederkehrende Fieberanfälle, verbunden mit Appetit- und Schlaflosigkeit, brachten ihre Kräfte zuletzt so herab, daß ich manchmal fürchtete, sie nicht lebend aus Italien herauszubringen. Sie hatte bis dahin alle Anstrengungen der langen Reise aufs tapferste ertragen und war stets wie ein guter Kamerad gewesen, der niemals hinderlich, immer auf dem Posten ist. Auch jetzt wollte sie, obwohl ihre

Kräfte zusehends schwanden, keinen Augenblick zugeben, daß ich die Reise abkürze. Da zeigte sich denn wieder die Liebenswürdigkeit der Italiener; jeder bemühte sich, der Leidenden alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu erweisen. Dieser merkwürdige Zustand hielt an, bis wir uns auf deutschem Boden befanden. In Graz, der ersten deutschen Stadt auf der Heimreise, war ihr Befinden plötzlich wie mit einem Zauberschlage verwandelt. War es der Wechsel des Klimas und der Kost, genug sie lebte wieder auf.

Von der Herrlichkeit Venedigs, von dem Zauber dieser wunderbaren dem Meere entstiegenen Stadt zu reden ist überflüssig. Ich will nur sagen, daß trotz der dumpfen Stimmung, die über Allem lag, wir doch mit vollen Zügen das Eigenthümliche dieser Existenz und ihre künstlerische Ausprägung in uns aufnahmen. Die Assunta Tizians wirklich zu schauen, den damals noch nicht durch Brand zerstörten Petrus Martyr, die Madonna Pesaro, Paolo Veronese's Wunderwerke in S. Sebastiano, seiner Grabkirche, und all das Herrliche in Galerieen, Palästen und Kirchen, das gehörte zu den mächtigsten Eindrücken der ganzen Reise. Wie armselig ist dagegen das Kunstgefühl unserer Zeit, die sich auf ihre wissenschaftlichen und technischen Fortschritte so viel zu Gute thut, und in der doch, so viel auch gebaut, gemeißelt und gemalt wird, die Kunst nie eine das ganze Leben erfüllende und verklärende Macht gewinnen wird wie im damaligen Italien.

Meine ganz besonderen Studien waren übrigens jenen Renaissancekirchen Venedigs gewidmet, in welchen der hier seit S. Marco einheimisch gewordene Kuppelbau eine besondere Rolle spielt, und wie ich in Padua die herrliche S. Giustina aufgenommen hatte, so folgten hier die kleineren aber nicht minder anziehenden Anlagen von S. Salvatore, S. Maria Formosa, S. Fantino, S. Giovanni Crisostomo und S. Felice.

Und so endete denn unsre italienische Reise mit einem vollen berauschenden Schlußakkord. Ich habe später in oft wiederholten Besuchen einzelne „Gänge" des überreich besetzten Diners, welches Italien bietet, zu genauerem Kosten mir ausgewählt, indem ich einmal die Plastik Oberitaliens eingehend studirte, ein andermal die venezianische Terra ferma bis tief nach Friaul, nach Cividale und Aquileja, und bis hinauf nach S. Daniele, das hoch über den Schluchten des Tagliamento thront und die bedeutenden Fresken Pellegrino's da S. Daniele bietet, dann wieder an der Ostküste Ravenna mit seinen altchristlichen Denkmälern und die interessanten Städte Faenza, Forli, Cesena, Rimini, Pesaro bis Ancona und Loreto besuchte, ein ander Mal das mächtige Turin sammt Piemont in Augenschein nahm. Unerschöpflich ist ja, nachdem alle Galerieen Europas sich mit Schätzen italienischer Herkunft angefüllt haben, immer noch der Kunstbesitz des gottgesegneten Landes, und wer nicht in die kleinsten Orte, in die entlegensten Winkel gedrungen ist, der hat nicht ent-

fernt eine Vorstellung von der Gesammtkunst Italiens. Allerdings, den Zauber einer ersten Reise, wie diese es für mich war, genießt man nur einmal.

Wir hatten die Absicht, über Triest und Wien die Heimfahrt zu machen. Da aber die französische Flotte Venedig blokirte, so mußten wir den weiten Umweg zu Lande nehmen, der nur bis Treviso Eisenbahnverbindung bot. Von Treviso, welches ich diesesmal undurchforscht lassen mußte (es kam dann später auch an die Reihe!), fuhren wir in der Diligenza die weite Strecke bis Udine und von da bis Nabresina, wo uns die Eisenbahn wieder aufnahm und nach Triest brachte. Die Fahrt im vorderen offenen Coupé des Postwagens durch die laue Mainacht, in welcher ein sanfter Regen niederrieselte und überall die Nachtigallen schlugen, gab einen poetischen Abschluß der Reise. Dann hielten wir uns einen Tag in Triest auf und fuhren von da über das schöne Graz, Wien und Dresden der Heimath zu.

7. Wieder in Berlin.

Ich kehrte zeitig genug zurück, um zum Sommersemester für meine Collegia bereit zu sein. Nur das Wintersemester hatte ich überschlagen. Aber mit wie ganz anderer Empfindung betrat ich jetzt das Katheder! Mit wie viel größerer Frische und Anschaulichkeit konnte ich von alledem reden, was ich selbst gesehen hatte! Auch in der Folgezeit war es unentwegt mein Streben, meine Autopsie zu erweitern, zu vertiefen. Nur so vermag man den Zuhörerkreis dauernd zu fesseln. Zugleich aber drängte es mich, einem weiteren Kreise meine kunstgeschichtlichen Studien zu vermitteln, und während ich die Ergebnisse meiner architektonischen Forschungen in Italien in einen umfangreichen mit Zeichnungen von mir illustrirten Aufsatz für die Mittheilungen der Wiener Central-Commission niederlegte, beschloß ich die ganze Kunstgeschichte in einem populären Handbuch darzustellen. Schon in Rom hatte ich angefangen daran zu schreiben, oder vielmehr meiner Frau zu diktiren, der ich von da an alle meine Bücher und fast

alle kleineren Arbeiten in die Feder diktirt habe. Sie ist daher für alle meine wissenschaftlichen Schriftwerke mein unermüdlicher Sekretär gewesen. Nur die vorliegenden „Erinnerungen" hab' ich eigenhändig niedergeschrieben.

Es entstand also mein „Grundriß der Kunstgeschichte", der im Februar 1860 zuerst ans Licht trat. Keine Frage, daß ein solches Buch fehlte, denn für die großen Kreise der Gebildeten war Kugler's Handbuch zu gedrängt, zu trocken, so vorzüglich es sich als Nachschlagebuch bewährte; Schnaase's vortreffliche Geschichte der bildenden Künste war aber zu breit angelegt, so daß dies schöne Werk denn auch unvollendet geblieben ist. Sollte aber ein wärmeres, tieferes Interesse an der Kunst wieder alle Gebildeten ergreifen, so mußte man ihnen ein lesbares Buch in die Hand geben, welches in frischer Anschaulichkeit die ganze große Reihe der Entwickelungen der sinnenden Betrachtung vorführte. Nun wird ja von gewissen Seiten solchen populären Darstellungen hochmüthig die Berechtigung abgesprochen und auf deren Autoren mit der ganzen Geringschätzung pedantischer Stockgelehrsamkeit herabgesehen. Allein man bedenkt nicht, daß ein gutes populäres Buch unendlich viel schwerer zu schreiben ist als ein streng fachwissenschaftliches. Was aber vollends das Schreiben über Kunst betrifft, so gehört dazu nicht bloß Gelehrsamkeit, sondern vor Allem ein starker Hauch nachempfindender Phantasie, ein kleines Stück dichterischer Begabung und vor Allem das von sehr Wenigen besessene Geheimniß

anziehender, lebensvoller Schilderung. Ich will nun nicht behaupten, daß ich alle diese Eigenschaften in vollem Maße besessen habe, als ich meinen Grundriß abfaßte; aber der gute Wille und die volle Begeisterung für die Sache waren bei mir vorhanden. Ich hatte mir gesagt: eine so herrliche Kunst wie die italienische (und ebenso unsere altdeutsche) war nur dadurch möglich, daß das ganze Volk ein enthusiastisches Interesse an den Schöpfungen seiner Künstler bezeigte. Bei uns waren Interesse und Verständniß für die bildenden Künste damals recht sparsam gesät. Wenn es heute etwas besser geworden ist, so haben vielleicht meine Arbeiten, besonders mein „Grundriß" einen bescheidenen Theil daran.

Das Ideal jedes Verlegers: ein populäres Handbuch von etwa 20—30 Druckbogen, spielte in den Plan auch dieses Buches hinein. Obwohl ich nun von jeher nichts so verabscheut habe als Breitspurigkeit und stets in Allem, was ich geschrieben, nach dem kürzesten Ausdruck strebte, schwoll das Buch doch auf 45 Druckbogen an. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß meinem verehrten Freunde Schnaase, dem ich meinen Plan mitgetheilt hatte, mancherlei Bedenken dabei kamen. Aber der Erfolg gab mir Recht. Es dauerte nicht drei Jahre, da war die starke erste Auflage vollständig vergriffen, und eine neue nothwendig geworden, die ich mit aller Sorgfalt durcharbeitete; und nach 25 Jahren konnte die zehnte Auflage als Jubiläumsausgabe erscheinen. Das Buch hatte sich so eingebürgert,

daß wir die auf 3000 Exemplare festgestellten Auflagen auf sechs, ja neuntausend erhöhen mußten. Im Laufe der Zeit erschienen Uebersetzungen in London und New-York, letztere besorgt von Clarence Cook, ferner Uebertragungen ins Schwedische und ins Dänische, von Julius Lange, endlich eine Uebersetzung ins Französische von A. Koëlla. Ich will sogleich hinzufügen, daß meine Architekturgeschichte ins Schwedische, meine Geschichte der Plastik ins Russische und ins Englische, endlich meine Vorschule zum Studium der mittelalterlichen Kunst ins Englische übersetzt wurde. Man sieht, daß ich recht viel Glück hatte; war vielleicht auch etwas Verdienst dabei, so fehlte es nicht an Gegnern, welche gelegentlich mir diese und jene Verstöße und Irrthümer nachwiesen und triumphirend ausriefen, mit meiner Autorität werde es bald zu Ende sein. Ich habe es stets unter meiner Würde gehalten, auf solche Invektiven zu antworten, weil sie zu wenig den Charakter wissenschaftlicher Objektivität trugen und zu sehr nach Neid und Haß schmeckten. Und obwohl meine Feinde nicht ermangelten, ihre Pamphlete an maßgebende hohe und höchste Stellen gelangen zu lassen, sind sie mit ihren kläglichen Versuchen mir zu schaden elend gescheitert. Die Lebensarbeit eines Mannes, der vierzig Jahre lang nur der Wissenschaft und Kunst gedient hat, ist nicht so leicht in den Staub zu ziehen.

Inzwischen ermüdete ich nicht, auch mit der heimischen Denkmälerwelt mich immer mehr vertraut zu machen. Ich

gehörte trotz aller Bewunderung für die Herrlichkeit der italienischen Kunst niemals zu denen, welche die Monumente unsrer eignen Vergangenheit gering schätzen. Vielmehr habe ich es oft ausgesprochen, daß unzählige unsrer alten Kunstwerke, wenn sie nur den Vorzug genössen jenseits der Alpen zu stehen, die Aufmerksamkeit unsrer Gebildeten ganz anders fesseln würden als jetzt. Dies hat später auch den Anlaß gegeben, daß ich über unsre deutsche Renaissance ein grundlegendes Werk herausgab und endlich die Geschichte unsrer deutschen Kunst in einem zusammenfassenden Buche darlegte. Durch Reichthum an Autopsie dieser Denkmäler glaubte ich dazu eine gewisse Berechtigung zu haben. Im Herbst 1859 durfte ich meinen lieben Freund Theodor Fontane auf einer seiner „Wanderungen durch die Mark" begleiten. Es wanderte sich mit ihm ganz prächtig. Wir waren beide gut zu Fuß, beide mittheilsam, und so wurde unsre Reise durch die Altmark mir höchst genußreich. Während er in den Kirchen den historischen Erinnerungen nachging, machte ich Jagd auf ihre kunstgeschichtlichen Denkmäler. Wir besuchten Havelberg, Werben, Arndsee, das an kirchlichen Monumenten reiche Salzwedel, Seehausen und das hoch bedeutende Stendal, endlich Tangermünde und die herrliche in edlem romanischen Stil erbaute Klosterkirche zu Jerichow. Auch die kleinen romanischen Kirchen ebendort und in Redekin wurden nicht übersehen. Ueberall machte ich meine Aufnahmen und zeichnete die merkwürdigen

Einzelformen dieser Backsteinarchitektur, wie ich es früher mit den Kirchen Mecklenburgs gethan hatte. Bald darauf machte ich einen Ausflug nach Wittenberg, den ich in einem Aufsatz „Wittenberg und Rom“ schilderte. Ebenso benutzte ich im nächsten Frühjahr die Osterferien zu einer Studienreise nach Wechselburg und Freiberg in Sachsen, um von den dortigen großartigen Denkmälern, namentlich den romanischen Skulpturen, eine eigene Anschauung zu gewinnen.

Aber auch den landschaftlichen Reizen der Heimath war durch den längeren Aufenthalt in Italien kein Abbruch gethan: im Gegentheil, die bescheidene, aber intime Anmuth unsrer nordischen Gebiete fand in mir doppelt warme Würdigung. Nicht bloß die lieblichen Umgebungen von Potsdam mit dem breiten Spiegel der Havelseen, wo Kunst und Natur im glücklichsten Bunde auftreten, sondern auch die schlichten Scenerien in der Nachbarschaft Berlins lockten mich zu manchem Ausfluge. Ueberall ist es ja das Wasser, das hier den belebenden Grundton landschaftlicher Stimmung ausmacht, mochte man in den Pichelsbergen, in Saatwinkel oder in den durch die breite aus saftigen Wiesengründen hervorschimmernde Spree durchzogenen Gefilden von Stralow und Treptow weilen. Gerade was man in Italien stets entbehren muß, diese schwellenden Wiesen mit ihren weiten Plänen, that uns hier so recht als Ausdruck nordischer Landschaft wohl. Zum schönsten gehörte aber ein Ausflug nach dem Spree-

walde, den ich mit Fontane, Roquette und einigen andern Freunden unter Führung von Schulrath Bormann machte. Wir fuhren in einer lauen Sommernacht mit der Post nach Lübbenau, dem Hauptort und Eingangspunkte des Spreewaldes, wo wir zeitig Morgens ankamen. Nachdem wir uns im Gasthofe durch ein kräftiges Frühstück gestärkt hatten, traten wir in einem auf Bestellung bereit gehaltenen Kahn unsere Wanderung an. Vorher jedoch hatten wir Gelegenheit, zahlreiche Bewohner dieser Gegend, sämmtlich wendischer Abstammung, sich zum Gottesdienst einfinden zu sehen, denn es war Sonntag und unser kundiger Führer hatte mit Absicht diesen Tag gewählt, um uns die Landleute in ihrem Festtagsstaat zu zeigen. Von allen Seiten kamen diese auf ihren Kähnen heran, die in einer großen Bucht bei der Kirche vor Anker gingen, Männer und Frauen in gesonderter Aufstellung. Voll Reiz war die schlichte, ernsthafte Spreewaldtracht, waren die althergebrachten Gebräuche, an welche diese von den modernen Weltstraßen damals noch nicht berührten Leute festhielten. Nun begannen wir unsre Fahrt, um tiefer in dieses bäuerliche Venedig einzudringen. Bekanntlich besteht der Spreewald aus einem großen mit Wald reich durchsetzten Gebiete, welches die Spree in unzähligen, bald breiten, bald schmalen Armen durchzieht. So giebt es in dem einige Stunden langen und breiten Bezirke fast nur Verbindungen zu Wasser und die Einwohner sind auf diesem Element von Kindheit an zu Hause. Man

fährt durch üppige Wiesengründe zwischen ziemlich hohen Ufern mit stark aufgeschossenem Gras dahin. Wo einzelne Pfade die Wasserstraße kreuzen, führt ein Steg über die Kanäle, der stets so hoch liegt, daß der, ähnlich dem Venezianer Gondolier, aufrecht stehende Fährmann, der mit seiner Stange den Kahn lenkt, darunter durchfahren kann. So sieht man denn bisweilen in einem Nachbarkanal ein Fahrzeug vorbeigleiten, von dem man Nichts gewahrt als den Fergen, weil alles Andere von dem hohen Grase verdeckt wird. Zwischen diesen Wasserarmen, wie auf kleinen Inseln, liegen die hölzernen Bauernhäuser ganz in Grün eingebettet, jedes für sich, oft von Blumen einfachster Art, wie der großen Sonnenblume oder auch wohl Georginen umgeben. Es herrscht eine stille Poesie, ein tiefes, fast märchenhaftes Schweigen in diesen lauschigen Gründen. Kein Wunder, daß Roquette hier die Anregung zu seiner poetischen Erzählung „die Schlangenkönigin" gewann. Und Fontane schöpfte auf dieser Fahrt die Eindrücke zu seiner köstlichen Schilderung des Spreewaldes in seinen Wanderungen durch die Mark.

So fuhren wir stundenlang in diesem labyrinthischen Netz von Kanälen dahin, stets neue fesselnde Bilder gewinnend. Bezaubernd war die Ueppigkeit der Natur, des Baum- und Graswuchses, fesselnd diese Scenerie, die uns aus dem Bereich des gewohnten Lebens in eine so wunderbar eigenartige Daseinswelt versetzte. Gegen Mittag legten wir in einer Bucht an und verzehrten, unter

schattigen Bäumen geborgen, die Vorräthe, die wir mitgenommen hatten. Unweit unseres Ankerplatzes bot sich uns ein liebliches Bild. Eine Anzahl kleiner Kinder, Knaben wie Mädchen, hatten in einem versteckten Winkel der Bucht den schönen Sommertag zu einem Bade ausersehen, und wir sahen die zierlichen Körperchen im Wasser plätschern und all den heiteren Muthwillen treiben, der bei solcher Gelegenheit sich regt. Es war ein Bild voll malerischen Reizes, wie die Sonnenstrahlen durch das dichte Laub der Bäume drangen und mit ihren glitzernden Lichtern die Kindergestalten überflogen. Als wir am Abend heimkehrten, nahmen wir eine köstliche poetische Erinnerung mit nach Hause.

Im Uebrigen ging das Leben in gleichmäßigen Bahnen fort, nur daß ich in dem altbewährten Freundeskreis, nach so langer Abwesenheit, mich mit doppelter Innigkeit heimisch fand. Vergessen darf ich nicht, unter den Familien, die mich freundlich aufnahmen, vor Allem das Haus des edlen Wilhelm Grimm zu nennen, der in so inniger Geistes- und Herzensgemeinschaft mit seinem herrlichen Bruder Jakob lebte. Beiden Männern näher getreten zu sein, ist mir eine unvergeßliche Lebenserinnerung. Sodann verkehrten wir in nahester Freundschaft mit einer andern Familie Grimm, dem damals als Vicepräsident am Obertribunal thätigen Geheimen Rath Grimm, einem hochverehrten Landsmann von mir. Das gastliche Haus, von der warmherzigen Hausfrau beseelt und belebt und mit zwei an-

muthigen Töchtern geschmückt, wurde uns schon durch die gemeinsamen musikalischen Interessen lieb und werth.

Ehe ich aber erzähle, wie dennoch dieses ganze schöne Zusammenleben ein Ende erreichte, will ich Einiges über die Anregungen mannigfaltiger Art berichten, welche damals Berlin mir bot. Vor Allem habe ich der wissenschaftlichen Vereine zu gedenken, denen ich manche Belehrung, manchen Genuß zu verdanken hatte. In erster Linie der Verein für mittelalterliche Kunst, sodann die Archäologische Gesellschaft. Man versammelte sich monatlich einmal Abends in einem öffentlichen Saale; es wurden Vorträge gehalten, Publikationen und auch wohl Kunstwerke vorgewiesen, woran sich dann freie Erörterungen knüpften. Ein gemeinsames Abendessen bildete den Schluß. In diesen Versammlungen gewann man leicht Fühlung mit Allem, was in Berlin an hervorragenden Männern jener Richtung existirte. Im mittelalterlichen Verein stand Waagen an der Spitze, in der archäologischen Gesellschaft der hochverdiente Gerhard. Man traf Männer wie Kugler, Schnaase, v. Quast, Stüler, Strack und viele Andere. Es war ein reges, geistiges Treiben, ein lebendiger Austausch; man ging aus solchen Zusammenkünften stets bereichert nach Hause.

Zu den anregendsten Gesellschaften gehörte für mich sodann der Architektenverein, den ich nicht als Mitglied, sondern als Gast häufig besuchte. Einen Verein dieser Art habe ich auf keiner meiner späteren Lebensstationen

wieder angetroffen. Was ihn vor manchen ähnlichen Gesellschaften auszeichnete, war vor allem der freie und offene Ton, in welchem hier der hochangesehene Meister des Faches mit der lebensfrischen Schaar der jungen und jüngsten Genossen verkehrte. Hier gab es keine Titulaturen, die dem menschlichen Zusammensein so oft einen bureaukratischen Hemmschuh anlegen; keine Geheimen oder Nichtgeheimen Bau- oder Oberbauräthe. Durch diese Einrichtung wurde ein zwangloser Ton geschaffen, der jedem Einzelnen, auch dem Unbedeutendsten und Jüngsten, es bald wohl sein ließ. Männer wie Stüler, Strack, Soller, Persius, Hitzig, Knoblauch und so viele andere bedeutende Namen betheiligten sich mit großem Eifer an den Zusammenkünften, die damals allwöchentlich Samstag Abends in einem geräumigen Saale des Knoblauch'schen Hauses in der Oranienstraße stattfanden. Es wurden Vorträge aus dem weiten Gebiet der Baukunde gehalten, an welche sich dann in freier Weise Diskussionen knüpften. Nie wurden diese Versammlungen durch einen Mißton getrübt; eine erfreuliche Harmonie herrschte in diesen Kreisen und machte den Verkehr überaus anziehend und erquickend. Nach dem Schluß der Verhandlungen vertheilte man sich dann, um mit den näheren Bekannten in irgend einem Wein- oder Bierhaus sich zu erholen.

Aber es gab dann einen Tag im Jahre, wo die ganze Architektenwelt Berlins sich zu ihrem höchsten Ehren- und Feiertage versammelte: zum Schinkelfest. Am 13. März,

dem Geburtstage des großen Meisters, versammelten sich alle Architekten alt und jung, viele Bildhauer und Maler, Gelehrte, höhere Staatsbeamte in einem festlich dekorirten öffentlichen Saale, um dieses Fest gemeinsam zu begehen. Die Regierung hatte Preise für einen Wettbewerb unter den jungen Architekten ausgeschrieben, um diesem Tage dadurch eine höhere Bedeutung zu geben, und der interessanteste Schmuck der Wände waren die ausgestellten Concurrenzarbeiten, deren Preise beim Beginn des feierlichen Aktes verkündigt wurden. Weihevolle Gesänge leiteten die Feier ein und begleiteten sie. Den Kern der Feier bildete ein Vortrag, in welchem Schinkel nach irgend einer Seite seines fast universellen Schaffens gewürdigt wurde. In meinem letzten Berliner Winter war mir der ehrenvolle Auftrag geworden, und ich behandelte in meiner später erweitert im Druck erschienenen Rede „Schinkels Verhältniß zum Kirchenbau." Diese Seite seines Schaffens war bis dahin nie genügend ins Auge gefaßt worden und ich ließ es mir daher angelegen sein, den großen Meister in seinen ausgeführten und unausgeführt gebliebenen Kirchenbauten zu schildern. Man muß sich in die damals noch ungebrochene ideale Stimmung jener Tage versetzen, um eine Vorstellung von dem weihevollen Charakter jener Feier zu gewinnen. In unsrer Mitte lebten noch in frischer Schöpferkraft alle jene Künstler, welche unter dem Meister selbst ihre Ausbildung erlangt hatten und in den vierziger und fünfziger Jahren an der Spitze des Ver-

liner, ja des gesammten preußischen Bauschaffens standen. So beherrschte denn der Adel Schinkelscher Formen ausschließlich die künstlerische Thätigkeit; kein fremder Hauch hatte ihre Reinheit getrübt, ihre Alleinberechtigung im Sinn der damaligen Zeit angetastet. Dieser hohe und edle Klang einer Begeisterung für hellenische Kunst, der letzte Nachhall jener großen deutschen Geistesepoche, welche in Goethe ihr Centrum und ihren Gipfel gesehen hatte, beherrschte das Leben und verlieh auch dem Schinkelfest eine Idealität, welche jedem Genossen jener Tage unvergeßlich ist.

Ich darf nun auch nicht übergehen, was mir in Berlin für meine musikalischen Bestrebungen sich darbot. Vor Allem habe ich hier der Symphonie-Concerte der Königlichen Kapelle zu gedenken, welche ihr klassisches Repertoire unter Leitung des trefflichen Taubert mit hoher Vollendung zu Gehör brachten. Aber auch die bescheideneren populären Concerte will ich nicht übergehen, welche Kapellmeister Liebig damals zuerst eingeführt hatte. Ihre Aufführung stand nicht auf der Höhe der Königlichen Kapelle, konnte es auch nicht; auch rügten strengere Kritiker, daß man bei Kaffee und Kuchen in öffentlichen Gartensälen die Musik gleichsam nur beiläufig behandle; aber es wurde durch diese billigen Concerte, die für 5 Silbergroschen zugänglich waren, doch der Sinn für gute Musik so verbreitet, daß in dieser Hinsicht wohl keine andre Stadt der Welt, auch Wien nicht aus-

genommen, sich mit Berlin messen konnte. Für die Aufführung der großen Oratorien, wie sie die damals etwas welk und mattgewordene Singakademie veranstaltete, beseelte mich das lebendigste Interesse. Als dann Julius Stern durch Gründung eines neuen Vereins, des nach ihm genannten, neue Impulse in die musikalische Welt brachte, trat ich mit meiner Frau in diesen frisch vorwärts strebenden Verein, und wir wirkten besonders voll Eifer mit bei der Aufführung von Werken wie Beethovens Missa solemnis und der neunten Symphonie. Als wir einst beim Ueben der letzteren in unserm Vereinslokale versammelt waren, öffnete sich plötzlich eine Hinterthür und Liszt, der damals gerade nach Berlin gekommen war, um diesen Aufführungen beizuwohnen, trat geräuschlos ein, stellte sich zu den Bässen und sang mit, als ob er zu uns gehöre.

Endlich aber war ich auch ein leidenschaftlicher Anhänger von Oper und Theater. Bedenkt man, daß sich mir weder daheim noch in Bonn Gelegenheit zu solchen Genüssen geboten hatte, so wird man begreifen, mit welcher Hingebung ich mich ihnen jetzt widmete. In den ersten Berliner Jahren, wo es mir sehr knapp ging, wußte ich doch immer die paar Groschen zu erschwingen, allenfalls mir am Mittagessen abzudarben, welche mir den Zutritt zu den olympischen Regionen des Schauspiel- und Opernhauses öffneten. Beides, Oper und Schauspiel stand damals in Berlin in hoher Blüthe. In der Oper glänzte

Mantius, Krause, Fräul. Tuczek, Frau Köster, vor Allem aber Johanna Wagner. Wer die letztere in den herrlichen Rollen der Gluckschen Opern gehört, als Klytämnestra, Orpheus, oder als Fidelio, als Elisabeth im Tannhäuser ihres Onkels, der hat für alle Zeiten die Eindrücke klassischer Gesanges- und Schauspielkunst davon getragen. An Hoheit und Adel der Erscheinung kam ihr keine gleich. Auch als sie später zum Schauspiel überging, entzückte sie in Rollen wie Iphigenie, Lady Macbeth u. a. jeden Kunstfreund. Als die damals auf der Höhe ihrer Leistungen stehende Jenny Lind im Opernhause ein Gastspiel gab, ließ ich mir die Gelegenheit nicht nehmen, auch diese edle Sängerin zu hören. Im Königsstädtischen Theater gastirte damals Frau Viardot Garcia, welche leidenschaftlichere südliche Accente zur Geltung brachte und durch die geniale Macht ihrer Darstellung Jedermann entzückte. Auch die große Tragödin Ristori, die wir in Verona schon früher bewundert hatten, durften wir in Berlin abermals als Medea und Maria Stuart sehen. Das königliche Schauspiel stand damals noch auf einer hohen Stufe künstlerischer Leistung. Hendrichs, Döring, Dessoir, Gern, Berndal, die Crelinger, Hoppe, Frieb-Blumauer u. A. boten ein Zusammenspiel von seltener Vollendung. In der Friedrich-Wilhelmstadt erlebten wir die erste Aufführung von G. Freytag's prächtigen „Journalisten", wo Asher als Konrad Bolz, Knaak als Piepenbrink glänzte. Ebendort errangen damals die Offenbach'schen Operetten,

namentlich „Orpheus in der Unterwelt“ bedeutende Erfolge. Was man im Uebrigen auch von dem ganzen Genre sagen mag, eine so geistreiche musikalische Komik haben alle seine Nachfolger nicht wieder erreicht. Endlich will ich auch des Auftretens der Pepita nicht vergessen, die in ihrer vollendeten Schönheit und Grazie den damals gerade anwesenden ernsten Rietschel sogar zum Entzücken hinriß. Alles dies und so manches Andere kann ich hier nur flüchtig berühren.

So war der Sommer 1860 gekommen, und ich rüstete mich für die Ferien zu einer Reise durch Belgien und einer größeren Tour durch Frankreich. Auf dem ersten Theil dieser Studienfahrt sollte ich die Freude der Begleitung Schnaase's haben. Aber ehe wir ausrückten, kam eine gar nicht mehr erwartete Kunde: die zweite Berufung nach Zürich. Präsident Kappeler hatte nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt, mich doch noch für das Eidgenössische Polytechnikum zu gewinnen; er rechnete auf die Sparsamkeit der preußischen Finanzverwaltung und war als kluger Diplomat überzeugt, daß man nicht die Mittel haben werde, mich in Berlin zu fesseln. So hatte er denn die Stelle unbesetzt gelassen und rückte nun mit einem abermaligen Antrag ins Feld. Diesmal lehnte ich nicht ab. Ich sah wohl, daß ich in Berlin aus den ungenügenden Verhältnissen nicht herauskommen würde; dem „jüngsten“ Lehrer einen größeren Gehalt zu be-

willigen, wäre gegen alle Ueberlieferungen gewesen. Außerdem lockte mich's, auch einmal in einer ganz fremden Welt meine Leistungsfähigkeit als Docent zu erproben. Ohne irgend Jemandem eine offizielle Mittheilung zu machen, unter völligem Schweigen gegen die Direktion und die Regierung, schrieb ich an den Schweizer Bundesrath, daß ich annehme und mir das Decret seiner Zeit postlagernd nach Paris erbitte. So lieb, ja so völlig heimathlich mir Berlin geworden war, ich mußte einem so bedeutenden zum zweiten Mal an mich gelangten Ruf doch Folge leisten. Ich durfte mir meine ganze Zukunft nicht vermauern. Und was meine Frau betrifft, der es gewiß schwer wurde, von ihrer Vaterstadt, aus dem Kreise ihrer Verwandten und Freunde zu scheiden, so hat sie nicht mit einer Sylbe den Versuch gemacht, mir meinen Entschluß zu erschweren. Unter diesen Auspicien trat ich mit Schnaase die belgische Reise an. Wieder hatte ich den Vorzug, an der Seite des hochverehrten Freundes meine Studien zu machen. Die Eindrücke der früheren Reise sollten erneuert und vertieft werden. Löwen, Brüssel, Antwerpen, Gent und das herrliche mittelalterlich träumerische Brügge waren unsere Hauptstationen. Einen besonderen Ausflug machten wir nach Tournay, wo die gewaltige Kathedrale uns lange fesselte. Der Bau ist vorbildlich für die Kulturbeziehungen Belgiens zu seinen beiden großen Nachbarländern, in denen sich zugleich die allgemeinen historischen Verhältnisse mit merkwürdiger

Schärfe spiegelten. Denn das Langhaus mit seinen fünf gewaltigen Thürmen und noch zwei kleineren an der Fassade, sodann mit dem runden Abschluß und den Umgängen seiner Querschiffarme erinnert an die rheinischen Denkmale. War doch während jener Epoche vom Beginn der sächsischen Kaiserzeit bis auf die Hohenstaufen Deutschland die führende Weltmacht. So übte es auch mit seiner Architekttur starke Einflüsse auf die angrenzenden Länder aus. Aber mit dem Untergang der Hohenstaufen sinkt Deutschland in Zerrissenheit und Ohnmacht, während in Frankreich die königliche Gewalt erstarkt und allmählich alle einzelnen Provinzen ihrer Botmäßigkeit unterwirft. Der Ausdruck dieser Zustände in der Kunst ist der gothische Stil. Vom Mittelpunkt der königlichen Macht ausgehend, erobert er, immer weiter vordringend, alle französischen Provinzen und bald auch die Nachbarländer. Belgien, das bis dahin nach Osten geblickt hatte, macht eine Frontveränderung und wirft sich dem französischem Einfluß in die Arme. Eins der glänzendsten Zeugnisse dieses Umschwunges ist der prachtvolle Chor der Kathedrale von Tournay.

Neben diesem edlen Bau zogen uns aber die merkwürdigen Denkmäler einer frühen durchaus realistischen Sculptur an, welche gleichzeitig mit den Arbeiten des Claus Sluter zu Dijon die großartige Entwicklung der Eyckschen Malerschule vorbereiten und anbahnen. Ein Theil dieser Denkmäler befand sich im Besitz des Hrn.

Dumortier, der sie gerettet und in seinen Schutz genommen hatte, als ihnen Zerstörung drohte. Wir mußten uns den Genuß dieser Werke aber etwas schwer erkaufen, denn der liebenswürdige Kunstfreund präsentirte uns vorher seine Galerie, in der es uns sehr sauer ankam, seine „ächten" Rafaels, Lionardos, Murillos, Rubens zu bewundern.

Unsre belgischen Wanderungen nahten sich ihrem Ende. Schnaase kehrte nach Hause zurück, während ich nach Paris reiste. Dort angekommen, lenkte ich meine ersten Schritte nach der Post, um nach Briefen zu fragen. Ein großmächtiges Schreiben mit dem Siegel der schweizerischen Eidgenossenschaft war das erste, was ich erhielt. Es war meine Bestallung als Professor der Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. In einem Café an den Boulevards öffnete ich die wichtige Urkunde und versenkte mich in ihre Lektüre. Das freudige Gefühl, das mich ergriff, war ohne trüben Beigeschmack. Inzwischen hatte in allen Zeitungen die Kunde von meiner Berufung die Runde gemacht. Man war in Berlin sehr überrascht, allein Niemand verdachte mir meinen Entschluß. Und niemals habe ich später ihn zu bereuen gehabt.

Nun stürzte ich mich mit Eifer in das Meer von künstlerischen Eindrücken, welches Paris mit seinen bedeutenden Denkmälern und seinen unerschöpflichen Sammlungen bietet. Ganz neue Blicke thaten sich mir auf. Aber ich ließ mich von der Sirene an der Seine nicht

so vollständig absorbiren, daß ich nicht auch dem übrigen an Denkmälern so reichen Lande meine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. In erster Linie wünschte ich die Reihe jener großen Kathedralen kennen zu lernen, an welchen der gothische Stil sich Schritt für Schritt entwickelt hat. Dies Studium gehört ohne Frage zu den interessantesten Kapiteln der Kunstgeschichte. Ich besuchte daher Chartres, Reims, Amiens, Bourges, Laon. Letzteres, auf steiler Höhe über der Ebene aufragend, hat eine der gewaltigsten und zugleich originellsten dieser Kathedralen. Bietet sie doch den sonst in Frankreich nur noch in Poitiers vorkommenden geraden Chorschluß statt des französischen Umgangs und Kapellenkranzes und überrascht durch die kolossale Anlage von nicht weniger als sieben gewaltigen Thürmen. An allen diesen Bauten sieht man, daß es damals Frankreich war, welches die große zielbewußte Bewegung in der Architektur leitete. Als ich nach emsigem Studium ermüdet und hungrig in einen Gasthof fiel, um mich zu erquicken, wurde ich von einer gemüthlichen Wirthin mit der den Provinzfranzosen eigenen Bonhommie empfangen, gepflegt und gestärkt. Als sie erfuhr, daß ich ein Deutscher sei, meinte sie, dann sei ich sicher musikalisch und werde ihr und ihrer Tochter wohl einige deutsche Volkslieder vorspielen können, denn ihre Tochter spiele auch Klavier. Die Kleine mußte mir Etwas zum besten geben, was weder aufregend noch erschütternd war. Als ich dann einige Volkslieder spielte, wurde die gute Frau

so entzückt, daß sie meinte, ich könne wohl noch einen Tag zugeben, Paris liefe mir ja nicht fort. Allein Paris lockte doch stärker.

Auch die Normandie besuchte ich, obwohl ich nur Rouen und Caen mit ihrer Fülle von Denkmälern kennen lernte. In letzterer Stadt waren es besonders die großartigen Werke normannischer Kunst, mit welcher Wilhelm der Eroberer seine damalige Hauptstadt geschmückt hat. Im mittleren Frankreich fesselte mich le Mans mit einer der herrlichsten unter diesen Kathedralen, im Schiff von edelster romanischer Form, im Chor von einer beispiellos überschwänglichen Ueppigkeit der Anlage. Dann wandte ich mich den anmuthigen Gebieten der Loire zu, die einen wahren Garten feinster Kultur darbieten. Die alte Kathedrale zu Tours, das glänzende Schloß von Blois und der phantastische Bau von Chambord waren dort die Hauptpunkte für mich. Noch gedenke ich des milden nebligen Septembermorgens, als ich von Blois die Fahrt dorthin unternahm. Ein dichter Nebel hüllte Alles ein, und als endlich aus dem ungeheuren das Schloß umgebenden Walde der Bau selbst, wie eine verschleierte Fata Morgana oder wie ein riesiger phantastischer Conditoraufsatz auftauchte, war mir ein Verlangen erfüllt, das ich längst gehegt hatte. Ich blieb einen ganzen Tag um den Bau gründlich kennen zu lernen. F. Duban, der treffliche Wiederhersteller des Schloßes zu Blois, hatte mir auf Veranlassung Hittorffs, an den mich Waagen empfohlen,

eine Empfehlung an den Kastellan gegeben, die mir ein genaueres Studium des merkwürdigen Baues ermöglichte. Meine Reise führte mich dann nach Orleans und Lyon, von dort nach Tournus, wo mich die merkwürdige frühromanische Kirche S. Philibert fesselte, ein in constructiver Hinsicht höchst beachtenswerther Bau. Schrecklich allerdings war die Unterkunft im Gasthofe; ich mußte mit einer Anzahl von Fuhrleuten zusammen campiren. Aber was thut man nicht für die Kunstgeschichte?

Sodann fuhr ich nach Dijon, wo ich nicht bloß den strengen gothischen Bau der Kathedrale und der Notre Dame, sondern auch die großartigen Grabdenkmäler Johanns ohne Furcht und Philipps des Kühnen, sowie den berühmten Mosesbrunnen, das Meisterwerk Claus Sluters, aufs eingehendste besichtigte. Ich hatte den ganzen Tag wie im heißen Jagdeifer so unabläßig gearbeitet, geschrieben und gezeichnet, daß ich auf einmal ohnmächtig zusammenbrach, mit Symptomen, die mich eine ernstliche Krankheit vermuthen ließen. Glücklicher Weise brachte Speise und Trank und dauerndes Ausruhen bald wieder einen Ausgleich der Kräfte.

Thann, damals noch in den Händen der Franzosen, mit seiner zierlichen spätgothischen Kirche, war der letzte Punkt auf dieser Reise. Ich besuchte es von Mülhausen aus mit meinem Freund Hermann Kestner, bei dem ich einige Tage voller Ruhe genoß. Wie freute ich mich, ihn seit langer Zeit wiederzusehen und künftig in seiner

Nachbarschaft zu leben. Ein Besuch in Zürich, wo ich mich vorstellte und eine Wohnung miethete, machte den Beschluß der Reise. Die freundliche saubere Stadt, das lebhafte Treiben, die köstliche Lage an dem weithin schimmernden See mit dem Blick auf die Alpenkette, machte mir einen Eindruck von bester Vorbedeutung.

Der letzte Berliner Winter verging mir in einer anspannenden Arbeit. Es war in der Marienkirche ein Todtentanz aufgedeckt worden, ein Wandbild vom Ende des 15. Jahrhunderts, im Ganzen ziemlich wohl erhalten, besonders durch ausführliche gereimte Beischriften von großem Interesse. Ich unternahm es, dies ausgedehnte Werk sorgfältig zu untersuchen und in einer umfangreichen Publikation vollständig herauszugeben. Diese Arbeit war wohl die anstrengendste, die ich je unternommen habe. Es galt nicht bloß das Bild zu prüfen, wobei der liebenswürdige Maler Schick mir behilflich war, sondern namentlich auch den höchst ausgedehnten, vielfach undeutlich gewordenen Text durchzuzeichnen. Viele Wochen hindurch mußte ich jeden Morgen, in einer Droschke wohlverpackt in Ueberzieher, Plaid und dicke Filzschuhe, den weiten Weg durchmessen, um Stunden lang in der bittersten Winterkälte zu arbeiten. Daß bei dieser Gelegenheit der Tod mich nicht selbst in seinen Reigen hineingezogen hat, war ein halbes Wunder. Der Frost war in jenem Winter so grimmig, daß, wenn ich mit einem Schwamm heißes Wasser über die Inschriften goß, im Augenblick

sich dünne Eiskrusten auf der Wand bildeten. Aber mit ungeschwächter Hartnäckigkeit, die vielleicht ein Erbtheil meines westfälischen Blutes ist, führte ich die Arbeit zu Ende. Der Todtentanz (erschienen in der damal. Riegel'schen Buchhandlung) wurde für Berlin mein „Schwanengesang". Da die Entzifferung des Textes außerordentlich schwierig war, so erbat ich mir Professor Maßmann's Hülfe, der dann auch die Güte hatte, mich dabei zu unterstützen. Manche Stunde habe ich mit ihm bei dieser Arbeit zugebracht. Als das Werk erschien, rüstete ich mich eben zur Abreise. Hugo von Blomberg, der kurz zuvor seine geistreiche Arbeit über den Teufel in der bildenden Kunst veröffentlicht hatte, schrieb mir damals in mein Album folgenden Denkvers:

„Gar schlimmen Umgangs dürfen wir
Uns Beide rühmen sonder Zweifel:
Der Todtentanz ist Dein Revier
Und meines, mit Permiß, der Teufel.
Doch laß, wie Dürers Rittersmann,
Uns fürbaß reiten gottbefohlen,
Ein rechter Kerl thut was er kann:
Wen's ärgert, mag der Teufel holen."

Und nun kam das Scheiden; aber das wurde doch recht schwer. Fünfzehn Jahre hatte ich in Berlin verlebt; es war mir zur zweiten Heimath geworden. Noch als Student war ich hingekommen und hatte das überaus

reiche und mannigfaltige Geistesleben der Stadt auf mich mächtig wirken lassen. Ich hatte einen Kreis von Freunden und Genossen, eine ehrenvolle öffentliche Wirksamkeit gewonnen. Ich darf wohl sagen, daß, was ich errungen hatte, das Resultat unverdrossenen Fleißes, zäher Ausdauer war. Mit der ganzen geistigen Entwicklung der großen Stadt war ich fast verwachsen. Alle diese Bande zu zerreißen, war schwer. Mit herzlichem Dank nahm ich Abschied von dieser Stätte meines Wirkens, um in voller Kraft, Frische und Begeisterung nun auf einem andern Schauplatz mich zu versuchen.

Wie es immer bei solcher Gelegenheit geht, es öffnen sich alle Schleusen der Freundschaft, Liebe und Güte. Selbst die verschlossensten Naturen werden theilnehmend und geben offene Kunde von dem, was sie bewegt. Es war am Gründonnerstag Abend, als ein großer Kreis von Freunden, Bekannten und Genossen sich zu einer festlichen Tafelrunde versammelte, um mir das Abschiedsfest zu feiern. Waagen und Schnaase an der Spitze, scharten sich zunächst die Reihen der Fachgenossen. Dann folgten die Freunde in Ellora und Rütly; Künstler, Gelehrte, Dichter, Musiker und Schriftsteller, sie alle hatten sich vereinigt, um dem Scheidenden ihre Theilnahme auszudrücken. Es war der erste feierliche Abschied dieser Art, den ich erlebte. Wie tief ich bewegt war, brauche ich nicht zu schildern. Von den zahlreichen dichterischen Grüßen, die mir zu Theil wurden, kann ich mich nicht

enthalten, den tief empfundenen Wilhelm von Merckel's, des jetzt auch schon längst heimgegangenen, mitzutheilen:

„Mit Widerstreben an dies Glas jetzt rühr' ich;
Oft ist zu frohem Gruß sein Wein geflossen;
Heut voller Wehmuth reich' ich's den Genossen:
Denn unser Irus wandert aus gen Zürich!

Wohl anders, wär' ich von der Heydt, verführ' ich!
Doch bleibe ihm der Bock, den er geschossen:
Uns Andern bleibt, statt unfruchtbarer Glossen,
Der Rachesschrei: Berlin benahm sich mürig!

Beglückt der Mann vom freien Geistesfache!
Er schüttelt leicht den Staub von seinen Füßen,
Denn überall wohnt unter Einem Dache

Mit ihm die Kunst, — bis an den Tag den süßen,
Da sie geschürzt am Morgen ruft: „Erwache!
Heut zieh'n wir heim, wo uns die Freunde grüßen!"

Als wir am Osterdienstag abfuhren, hatten sich alle die Freunde auf dem Potsdamer Bahnhof eingefunden, uns das Geleit zu geben; und als der Zug sich in Bewegung setzte, und die Tücher und Hüte geschwenkt wurden, da versank für uns die liebgewordene Stätte langjährigen Wirkens.

7. Zürich.

Wir gingen nicht auf dem geraden Wege nach dem Ort unsrer Bestimmung ab, sondern hatten beschlossen, einen Umweg zu machen, meine Heimath zu begrüßen und einige Tage bei meinen Eltern zu weilen. Es waren nach den Aufregungen und Anstrengungen der letzten Zeit stille Ruhetage im Elternhause. Hatten doch auch die Meinigen meine Frau noch nicht persönlich kennen gelernt. Herzliche Harmonie gab sich bald bei allen Theilen kund. Und welche Freude empfanden die Meinigen, mich in freiem Fortschreiten auf selbstgewählter Bahn zu begrüßen, nachdem sie bei meinem Uebergang vom Gymnasiallehrfach zur Kunstgeschichte sich der schwersten Bedenken um meine Existenz nicht hatten entschlagen können!

Von hier reisten wir nach Köln. Es freute mich, die altehrwürdige Stadt, die abgesehen von ihrem Dom, durch eine Fülle romanischer Denkmale so bedeutend ist wie keine andere Stadt Deutschlands, meiner Frau zeigen zu können. Und im Dom selbst wurde mir eine freudige

Ueberraschung zu Theil, denn wir trafen vor dem Dombild mit Otto Mündler zusammen, der mir ein hochverehrter Studiengenosse war, und den ich nachmals in Paris öfter wiedersehen sollte. Unsre Fahrt ging dann rheinaufwärts, und mit Gefühlen froher Erinnerung begrüßte ich Bonn, das Siebengebirge und alle die aus der Studentenzeit her mir vertrauten Gegenden. Die nächste Station war Mainz, dessen gewaltiger Dom mich aufs Neue mit Bewunderung erfüllte. In Bacharach stieg mein jüngster Bruder Joseph zu uns ein, um uns bis Mainz zu begleiten. Er war als Architekt neben meinem dritten Bruder Albrecht bei den Hochbauten der rechtsrheinischen Eisenbahn beschäftigt, wo der Lurleytunnel eben ausgeführt wurde. Noch sehe ich sein fröhliches Gesicht, sein wallendes Haar, den offenen Blick seiner Augen. Ich sollte ihn auf Erden nicht wiedersehen. Kurze Zeit darauf betheiligte er sich bei Braunfels an einer Landpartie, bei welcher die zahlreiche aus jungen Damen und Herren bestehende Gesellschaft auf einem Leiterwagen fuhr. Als eine steile Stelle kam, mahnte mein Bruder zum Absteigen; allein die ausgelassen heitre Stimmung der Uebrigen protestirte dagegen. Gleich darauf rollte der Wagen bergabwärts, riß die Pferde mit zurück, stürzte einen steilen Abhang hinab, und mein Bruder sammt mehreren Damen war auf der Stelle todt. Die Opfer dieser grausigen Katastrophe liegen auf dem Kirchhof zu Braunfels bestattet.

Unser nächstes Nachtquartier war Straßburg, das ich

noch nicht kannte. Der Eindruck des Münsters, des herrlichsten gothischen Baues, den ich bis dahin in Deutschland gesehen, war überwältigend. Von der Stadt, die damals ein schmutziges, geistig heruntergekommenes französisches Provinzialnest war, vermochte ich nicht zu begreifen, wie sie im Volkslied als „wunderschöne Stadt" gefeiert werden konnte. Neuerdings aber unter deutscher Verwaltung hat Straßburg eine so glänzende Erneuerung, so mächtigen materiellen und geistigen Aufschwung erfahren, daß sie bald jenes Beiwort mit Recht führen darf.

Und nun langten wir in Zürich an, und als wir gegen Abend in das grüne Limmatthal einfuhren und endlich die belebte Stadt, weithin an den Ufern des Seees und an den lieblichen Abhängen der Höhen verstreut, auftauchte, vom sonnenschimmernden Kranz der Alpen überragt, da bemächtigte sich meiner ein Gefühl froher Vorbedeutung. Und als am andern Morgen der heiterste Frühlingshimmel sich über uns wölbte, da wuchs dies Gefühl fast zur Gewißheit. Die ganzen fünf Jahre, welche es mir beschieden war dort zu wirken, liegen wie von einem beständigen Sonnenglanz überstrahlt in meiner Erinnerung. Wir hatten eine bescheidene, aber freundlich gelegene Wohnung in Hottingen, einem der östlich am Abhange des Zürichberges sich ausbreitenden Vororte gefunden. Diese Außengemeinden, mit denen die Stadt unvermerkt in die Landschaft hinaus wächst, geben in ihrem schlichtländlichen Charakter der Umgebung eine zwanglose

Anmuth. Die Zimmer unsrer Wohnung hatten sämmtlich nach der in der Schweiz herrschenden Sitte ein Holzgetäfel, das aber völlig form- und kunstlos war; es sind dies die letzten Nachzügler jener einst so schön durchgeführten Täfelungen der Renaissancezeit. Vor dem Hause an der Straße standen zwei Kastanienbäume, die dem sonst ganz unscheinbaren Baue einen gewissen Reiz verliehen. Die Hauptzimmer, nach Süden gelegen, umfaßten die volle damals noch nicht verbaute Aussicht auf die Alpenkette. Wir wurden, so lange wir in Zürich weilten, nie müde, namentlich gegen Abend nach der Beleuchtung der Gebirge auszuschauen. Daß wir uns durch zahlreiche kleinere und größere Ausflüge immer mehr mit der Gegend vertraut machten, ist selbstverständlich. Am liebsten erstiegen wir an schönen Nachmittagen die steile Kuppe des Ütli, zu welcher man jetzt bequem mit der Bahn hinauffährt. Selbst im Winter machte man manchmal diese Tour, wenn das Thal, wie es oft wochenlang geschah, von dichtem Nebel verhüllt war. Auf die Nachricht, daß es oben hell sei, eilte man hinauf und saß dann an stillen Wintertagen im milden Sonnenschein, die volle Pracht der Alpenaussicht bewundernd, während unten Alles wie in einer unendlichen Milchsuppe zu schwimmen schien. Ein andrer gern besuchter Punkt war „die Waid", eine auf dem Zürichberge gelegene Wirthschaft, zu welcher wir oft an schönen Sommernachmittagen hinaufstiegen, um uns an dem herrlichen Panorama zu erfreuen; denn nicht bloß

faßte der Blick von dort die weite spiegelnde Fläche des Sees mit dem Kranz der Hochgebirge, sondern auch der Vorder- und Mittelgrund war unerschöpflich reich, weil man das Limmatthal und die ganze Stadt mit ihren weit über die Ebene verstreuten Vororten überschaute. Kaum läßt sich eine Stätte erdenken, die anmuthender zum Wohnen wäre, als Zürich. Kann die Landschaft sich nicht entfernt an Großartigkeit mit der von Luzern messen, so ist dagegen letztere mit den gewaltigen Formen, die den Vierwaldstätter-See einnehmen, zu machtvoll, um die Seele nicht tief zu erregen, während die Landschaft des Zürichsees durch ihre bescheidene Lieblichkeit sich mild und besänftigend dem Gemüthe einschmeichelt. Uebrigens wurde jede Gelegenheit benutzt, auch in weiteren Ausflügen die großartigen Alpenscenerien der Schweiz kennen zu lernen. Besonders erinnere ich mich einer Tour, die ich einst mit Billroth und dem alten zum Besuch anwesenden Freund Reinhaus auf Rigi und Pilatus unternahm. Wir erstiegen am ersten Tage den Rigi, sahen am andern Morgen einen herrlichen Sonnenaufgang und stiegen dann noch hinab, um am selben Tage den Pilatus zu erklimmen. Welch ein Moment, als man durch das Chriesi loch auf der steilen Leiter emporgestiegen war, und nun plötzlich heraustretend, die Riesen des ganzen Berner Oberlandes im klaren Sonnenglanz wie zum Greifen nah vor sich aufragen sah! Jetzt wo man alle diese Höhen mit der Gebirgsbahn erreicht, hören diese Genüsse freilich

auf; und ebenso das stolze Gefühl, sich dieselben durch eigne Anstrengung erkämpft zu haben. Am andern Tag zogen wir dann nach Hergiswyl hinab.

Was nun meine Lehrthätigkeit am Polytechnikum betrifft, so gestaltete sie sich in der ansprechendsten Art. Die eidgenössische Anstalt war die erste unter allen technischen Hochschulen, welche in umfassender Weise auch den humanistischen Studien eine würdige Stätte bereitete, in der richtigen Erwägung, daß der heutige Techniker nur dann zu den Gebildeten der Nation zu zählen ist, wenn er über die engen Schranken der technischen Disciplinen hinaus sich eine allgemein menschliche Bildung zu erwerben sucht. So war denn für Aesthetik und Literatur Fr. Vischer von Tübingen berufen worden, der die Jugend durch seine geistvollen Vorträge zu fesseln wußte. Für Geschichte war Joh. Scherr angestellt, ein etwas derb angelegter Schwabe, ein gerader und offener Demokrat, in seinen Katheder vorträgen nicht selten bis ins Cynische derb, aber durch die Kraft seiner Ueberzeugung gewinnend. Von höchster Bedeutung für unsre jungen Architekten war Gottfried Semper, den man nach Schinkel's Heimgange unbedingt den größten deutschen Baumeister nennen durfte, zugleich durch seine tiefsinnigen wissenschaftlichen Arbeiten, besonders durch sein bahnbrechendes Werk „der Stil" eine der ersten Autoritäten im Gebiete der praktischen Aesthetik. Semper stellte sich mir Anfangs

nichts weniger als entgegenkommend dar; er meinte, man habe ihm zum Schabernak „einen Schüler Kugler's“ berufen, um ihm Widerpart zu halten. Der große Meister war im Leben nicht selten unbeholfen wie ein Kind, und ebenso konnte er leicht sich in eine Mißstimmung ohne Grund hineinreden. Ich ließ mich dadurch nicht anfechten, zeigte ihm unbeirrt eine verehrungsvolle treue Gesinnung und gewann allmählich sein Vertrauen in solchem Grade, daß er bei meinem Abgang von Zürich äußerte, ich sei der Einzige, der es mit ihm gut gemeint habe. Für mich war es ein Genuß, näher in die Welt seines Schaffens einzudringen. War doch eben nach seinen Entwürfen das neue Polytechnikum fertig geworden, ein schlichtes Schulhaus, dem der Meister aber durch den großartig behandelten Mittelbau mit dem herrlichen Vestibül, Treppenhaus und der centralen Halle für die plastische Sammlung ein Motiv von höchster Wirkung verliehen hatte. Wenn man erwägt, welche Ueberladung heutzutage meistens in unsrer Architektur herrscht, so muß man um so mehr die Größe des künstlerischen Sinnes bewundern, welcher in allen Semperschen Bauten durch ein edles Maßhalten bei übrigens kraftvoll lebendiger Gliederung und angemessenem plastischen und malerischen Schmuck sich ausspricht. Was würde der große Meister zu all den protzigen Eulenspiegeleien unsrer heutigen Architektur gesagt haben! Er arbeitete damals gerade an den Plänen für das Theater, welches König Ludwig II. von Baiern für die Wagnerschen

Festspiele auf die Höhe des Isarufers nach München bestimmt hatte. Wie gern gäbe man sämmtliche Prachtbauten des Königs dafür, wenn dies eine edle Werk zur Ausführung gekommen wäre! Um dieselbe Zeit schuf Semper die Pläne eines ebenfalls unausgeführt gebliebenen Theaters für Rio de Janeiro, wo er in einer reicheren Accordfolge den tropischen Charakter des Ortes geistvoll zum Ausdruck gebracht hatte. Als der Meister dann später nach Wien berufen wurde, schuf er jenen großartigen Baucomplex, der mit den Museen beginnt und in der kaiserlichen Hofburg seinen Abschluß finden wird. Andere haben in findiger Weise die Gedanken Semper's sich zu eigen gemacht, und wie auf ein geheimes Zeichen wird der Name des größten der heutigen Architekten, welche Neu-Wien geschaffen haben, dort mit Schweigen übergangen, ja der österreichische Nativismus hat sogar abgelehnt, seinem Ruhme im Namen einer Straße ein dauerndes Wahrzeichen zu gönnen!

An der Bauschule wirkten neben Semper der feine künstlerisch angelegte Julius Stadler von Zürich und Georg Lasius von Oldenburg. Diese beiden stehen jetzt noch in frischer Wirksamkeit an derselben Stelle. Voll jugendlicher Kraft arbeiteten dann Männer wie Reuleaux und Zeuner, der bedeutende Physiker Clausius, kürzlich als Professor in Bonn gestorben, Bolley, Culmann, Kenngott, der feine Wadtländer Rambert und manche andere an unsrer Anstalt. Der Eidgenössische Schulrath, vor allem

23*

sein Präsident Kappeler, hatte mit ebensoviel Einsicht wie Energie einen Kreis ausgezeichneter Lehrer, größtentheils Deutsche, zu versammeln gewußt, die fast alle in frischer Jugendkraft dem Polytechnikum einen hohen Rang unter den deutschen Schwesteranstalten verbürgten. Ich darf sagen, daß ich mit Begeisterung mein neues Amt antrat. Gefördert wurde ich dabei durch das Entgegenkommen Kappeler's, der von jenem bureaukratischen Formelwesen, welches in Deutschland so häufig die Verwaltung so sehr erschwert, gar nichts wußte, vielmehr überall durch persönliche Entschließung eingriff, so daß ein paar Worte genügten, um zum Ziel zu kommen. Ich hatte die Aufgabe, für den kaum geschaffenen Lehrstuhl auch die Anschauungs- und Lehrmittel beizubringen und den Grund zu einer kunstgeschichtlichen Sammlung zu legen. Bei meinen häufigen Reisen nach Paris gelang es mir, auf antiquarischem Wege eine Reihe jener großen kunsthistorischen Werke anzuschaffen, an denen die französische Literatur so reich ist. Die dazu erforderlichen Geldmittel wurden ohne Schwierigkeit mir zur Verfügung gestellt. Die erste Zeit meiner Lehrthätigkeit wurde noch durch den Umstand gehemmt, daß wir in dem sehr unzureichenden provisorischen Lokal in der Stiftsgasse unsre Vorträge halten mußten. Als wir dann aber in den neuen großartigen nach Sempers Plänen ausgeführten Bau übersiedelten, der so vornehm von seiner die Stadt beherrschenden Höhe herabschaut, da gestaltete sich Alles in erwünschter Weise. Und wenn ich

Abends dann nach der Vorlesung heraustrat, und von der Terrasse die Stadt und die ganze liebliche Landschaft im rosigen Lichte vor mir sich ausbreiten sah, dann erfüllte mich ein freudiges dankbares Hochgefühl.

Was aber dem wissenschaftlichen Leben in Zürich seinen besondern Werth verlieh, war die innige unmittelbare Verbindung von Polytechnikum und Hochschule. Beide Anstalten, in demselben Gebäude untergebracht, hatten manche ihrer Institute gemeinsam; so das chemische und das physikalische Laboratorium und die Sternwarte. Für mich erwuchs daraus der erwünschte Umstand, daß ich auch Studenten der Universität für die Kunstgeschichte vorbereiten konnte; so wurde Rudolph Rahn, der tüchtige Schweizer Forscher, mein Schüler, dessen ich mich zu freuen alle Ursache habe. Sodann war der Verkehr mit manchen Professoren der Universität für mich überaus anregend. Damals wirkten dort u. A. der geistvolle Psychiater Griesinger, der schon längst dahingegangen, Theodor Billroth, der jetzt in ungebrochener Kraft in Wien thätig ist, namentlich aber der ebenfalls schon verstorbene Köchly, der als hochbedeutender Kenner des klassischen Alterthums und als gewandter Redner auch einen größeren Zuhörerkreis zu fesseln wußte. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Cyklus von Vorträgen über Demosthenes, in welchen er die athenischen Zustände jener Zeit in meisterhafter Schilderung entfaltete. Sodann nenne ich die beiden trefflichen Züricher Gelehrten Salomon Vögelin d. Ä. und den

ausgezeichneten Historiker Georg von Wyß; endlich den gemüthvollen Kriminalrechtslehrer Osenbrüggen, der durch seine „Kulturbilder aus der Schweiz" mich besonders interessirte. Unter den jüngeren Professoren nenne ich den Pandektisten Dernburg, Fick, Rindfleisch, Wislicenus u. a. So war es ein äußerst reges wissenschaftliches und geselliges Treiben, welches uns umschloß.

Zu den wichtigsten Beziehungen für mich gehörten nun aber vor Allem diejenigen zur Antiquarischen Gesellschaft. Was dieser Verein wissenschaftlich geleistet hat, liegt in der stattlichen Reihe seiner „Mittheilungen", die jetzt schon ein halbes Jahrhundert umfassen, der ganzen Welt vor Augen. Ich will aber jetzt von dem intimen Leben der Gesellschaft berichten. Jeden Samstag Abend, mit Ausnahme des Hochsommers, versammelten sich die Mitglieder im Saale des Zunfthauses zum Weggen zu gemeinsamen Verhandlungen und zu gemüthlichem Austausch. Es wurde von irgend einem Mitglied ein Vortrag gehalten, Berichte über neue Ausgrabungen ertheilt, die Fundstücke vorgewiesen und besprochen. Es knüpften sich daran Discussionen, die manchmal überaus belehrend waren. Niemals verließ man ohne eine Anregung diese Zusammenkünfte, die mit einem gemeinsamen Abendbrod endeten. Ich habe manche ähnliche Vereine kennen gelernt, nie auch nur entfernt einen von gleicher oder annähernder Lebenskraft. Das Verdienst daran lag aber in dem Präsidenten Dr. Ferdinand Keller, der zugleich einer der Gründer der Gesellschaft gewesen

war. Wenn man seine gedrungene Gestalt mit dem eisgrauen Haupt und den blitzenden Augen unter dem starren Busch der Augenbrauen dasitzen sah, so hatte man den Eindruck einer beherrschenden Macht. Diese Macht verstand er unter klugen und milden Formen auszuüben, aber sie war unwiderstehlich. Er wußte jeden in den Verein hereinzuziehen, bald diesen bald jenen zu einem Vortrag zu animiren, namentlich aber auch die passenden Kräfte zur Mitarbeit an den „Mittheilungen" zu gewinnen. Mich selbst veranlaßte er zu den beiden Spezialarbeiten meiner Züricher Zeit: über die Glasgemälde und über die alten Oefen der Schweiz. Im Verein traf man als Grundstock die tüchtigsten alten Züricher, wie G. v. Wyß, S. Vögelin, Meyer-Ochsner liebenswürdigen Andenkens, den alten Herrn Schinz und so manche Andere. Daneben viele Elemente von der Universität und vom Polytechnikum; so hielt auch Scherr uns gelegentlich einen seiner pikanten Vorträge. Den alten Keller lernte man dann in seiner stillen privaten Thätigkeit kennen, wenn man ihn auf der Stätte seiner wissenschaftlichen Arbeit, im Helmhause besuchte. Dort saß er in einem großen Raume, der ein volles Licht von Süden empfing, und beschäftigte sich mit irgend einer archäologischen Arbeit. Mit Vorliebe leimte er die zerbrochenen Scherben von Urnen oder Töpfen, wie sie bei den Ausgrabungen sich ergeben hatten, zusammen, ein Geschäft, das viel Erfahrung und noch mehr Ausdauer verlangte. Und wie herrlich war von da der Ausblick auf

den See, auf welchem unzählige Schiffe mit ihren Segeln in der Sonne glänzten. Unermüdlich war er dann auch im Vorweisen und Erklären seiner Sammlungen.

Auch die Künstlergesellschaft bot manche Anregung. In ihrem schönen über der Stadt südlich in einem anmuthigen Garten gelegenen Heim verlebte ich manche heitre Stunde, namentlich wenn Abends größere Gesellschaften stattfanden, zu denen auch die Damen zugezogen wurden und wo es dann allerlei musikalische Genüsse gab. Der Vorsitzende war damals Herr Pestalozzi, dem der Seidenhof mit seinem prachtvollen Renaissancesaal gehörte; unter den übrigen Mitgliedern nenne ich den ausgezeichneten Thiermaler Rud. Koller, den ich manchmal in seiner köstlich am „Zürichhorn", einer in den See vorspringenden Landzunge, gelegenen Besitzung besuchte; ferner den liebenswürdigen Landschaftsmaler Ulrich und den uralten wackeren Vogel, der noch aus der frühesten Cornelianischen Römer-Zeit stammte und zuerst in kraftvoller Weise Heldenthaten der Schweizer Geschichte darzustellen versucht hatte.

Um noch einen Augenblick bei den persönlichen Beziehungen zu verweilen, so ist als erste und höchste geistige Macht vor Allen Gottfried Keller zu nennen. Ich schätzte den genialen Dichter, wußte aber auch mit den oft knorrigen Wunderlichkeiten des Menschen mich recht wohl zu stellen. Zu einem häufigeren Verkehr kam es nicht, aber wir hatten doch mancherlei stets freundliche Berührungen, und er gab mir wiederholt Zeichen seines Wohlwollens, was

bei einem so streng wahrhaften und rückhaltslos offenen Charakter viel zu bedeuten hatte. Sodann ist Fr. Vischer, der Aesthetiker, zu nennen, der recht oft unser stets gern gesehener Gast war und uns manchmal seinen die Cantonschule besuchenden Sohn Robert mitbrachte. Wenn man es Vischer behaglich zu machen verstand, so daß er die Unterhaltung beherrschen konnte, war er ein höchst anregender Gesellschafter. Nur fügte es sich leicht, daß seine Mimosen-Natur von irgend einer ihm unsympathischen Persönlichkeit abgestoßen wurde, und dann hatte man es mit ihm verspielt. Meistens luden wir ihn allein zu uns, sei es Mittags, sei es Abends, und dann war er voll liebenswürdiger Laune, mittheilsam und anregend. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß er uns eines Tages seinen dritten Theil des Faust im Manuskript vorlas, um zu erproben, welchen Eindruck diese aristophanisch übermüthige Burleske auf uns machte. Wir waren entzückt über diese geniale und kühne Schöpfung und stellten auch die politischen Anspielungen um so höher, als damals Napoleon der Dritte im Zenith seiner Macht stand und ganz Europa sich vor ihm beugte. Bekanntlich hatte Vischer in dieser Dichtung den Kaiser als einen hohlen Popanz gebrandmarkt, den der deutsche Michel mit seinen wuchtigen Schlägen zerschmettert. Selten hat ein Poet so ahnungsvoll die Zukunft vorausgesagt.

Von den Familien, mit denen wir in regem Verkehr standen, nenne ich zunächst die meiner akademischen Collegen

Billroth, Clausius, Durège, Fick, Köchly, Kenngott, Osenbrüggen, Rindfleisch. Außer den Professorenkreisen war es die Familie Wesendonck in ihrem fürstlichen von einem weiten Park umgebenen Landsitz. Die anmuthige Hausfrau und der treffliche Hausherr nahmen regen Antheil an allem künstlerischen Leben. Bisweilen kam es sodann zu einer Fahrt nach Mariafeld bei Meilen, wo der geistreiche und bedeutende Dr. Wille mit seiner genialen Gattin, einer geborenen Sloman, ebenfalls in seinem schönen Landsitz uns angenehme Stunden bereitete. Damals wußte ich nicht, daß Frau Eliza Wille dichterisch thätig war, mit solch bescheidener Zurückhaltung stellte sie ihr Licht unter den Scheffel. Erst später, als ich schon in Stuttgart weilte, lernte ich ihren originellen Roman „Johannes Olaf" kennen, über den ich dann in der Allg. Ztg. berichtete. Auch ihre „Felicitas" und das „Stillleben aus bewegter Zeit" weiß ich als originelle, poetische Schöpfungen wohl zu würdigen. Der gesellige Verkehr in unserem Hause war nicht minder lebendig bewegt. Wir legten entschieden Werth darauf (und das war hauptsächlich das Verdienst meiner Frau) die Bewirthung in der uns von Berlin gewohnt gewordenen Einfachheit zu halten. Unsre Freunde und Bekannten kamen gern zu uns, obwohl wir nicht daran dachten, mit Reicheren wetteifern zu wollen. Ueberhaupt aber beherrschte eine gewisse Einfachheit das gesellige Leben und gab ihm einen mehr geistigen als materiellen Reiz. Die

protzige Uebertreibung, welche heut zu Tage gar zu sehr sich breit macht, war damals noch unbekannt.

Besonders anziehend war mir ein Verkehr, der aus der Antiquarischen Gesellschaft hervorwuchs, indem eine kleine Zahl ihrer angesehensten Mitglieder, J. Keller selbst, dann G. v. Wyß, Sal. Vögelin, Meyer-Ochsner, Köchly, Schinz sich in einer gewissen Reihenfolge bei Einzelnen derselben zu einem gemüthlichen Abendessen vereinigte, wobei es dann überaus anregende Gespräche gab. Auch sonst trat ich in manche Beziehungen zu einheimischen Familien, und obwohl den Zürichern im Allgemeinen eine gewisse Zurückhaltung den Fremden gegenüber nicht abzusprechen war, so darf ich sagen, daß ich persönlich Nichts davon zu spüren bekam. Und dabei will ich sogleich bemerken, daß, wenn die Mehrzahl meiner Landsleute sich nicht zum besten mit den Schweizern vertrug, ich selbst in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes nie den geringsten Conflikt oder die kleinste Unannehmlichkeit erfuhr. Vielleicht kam dies daher, daß ich mir es zum Gesetz machte, mit Schweizern nie über ihre politischen Angelegenheiten zu streiten, wobei ich mir das Gleiche ihrerseits ausbat. So kamen wir vortrefflich mit einander aus.

Dazu kam, daß ich den vollsten Respekt vor jeder nationalen und politischen Eigenart hatte, und daß es mir stets Vergnügen machte, Züge dieser Art zu studiren. Gleich im Anfang meines Aufenthaltes trat ein Ereigniß ein, das mich in die uralten Gewohnheiten dieses

merkwürdigen politischen Lebens einen Blick thun ließ. Es war der furchtbare Brand von Glarus, der die ganze blühende Stadt eingeäschert hatte. Um die nöthigen Maßregeln zum Wiederaufbau der Stadt, zur neuen zweckmäßigen Anlage derselben, endlich zum Beschaffen der erforderlichen außergewöhnlichen Geldmittel zu ergreifen, wurde eine Landsgemeinde einberufen. Ich verfehlte nicht, eine solche bedeutende Gelegenheit zu benutzen, die Volkssitten bei einem so wichtigen Vorgang kennen zu lernen. Ein reiner Frühlingshimmel breitete sich über die großartige Gebirgsscenerie aus, in welcher der Akt vor sich ging. Die ernste Ruhe der versammelten Bevölkerung, die schlichten alterthümlichen Formen, in welchen die Regierung vor sie hintrat und die Sachlage darlegte, endlich der ergreifende Akt der Beschlußfassung durch einfaches Handaufheben, alles das erinnerte an urgermanische Zustände und machte einen großen Eindruck. Nicht minder versäumte ich keine Gelegenheit, das Volk in seinem Festjubel bei den Schützenfesten kennen zu lernen, die ja auf dem sehr wichtigen Grunde der allgemeinen Wehrhaftigkeit und Waffenfähigkeit beruhen. Eine besondere Zürcher Festlichkeit war das „Sechseläuten", eine eigentliche Frühlingsfeier, bei welcher es Festzüge, allerlei Mummenschanz und sonstige Volksbelustigungen gab. An diesem Tage ziehen die Kinder in die Lokale der einzelnen Zünfte und sonstigen Gesellschaften und werden mit Kuchen, besonders mit „Leckerli" bewirthet. Auch das Neujahrsfest erfährt

eine allgemeine Feier. Es ist von Altersher Sitte, daß die einzelnen Gesellschaften an diesem Tage, oder vielmehr am 2. Januar, dem sogenannten Berchtholds- oder Bächtelitage ein Neujahrsblatt ausgeben, welches dann allgemein vertheilt wird. Es thut wohl, in einem Gemeinwesen zu leben, wo solche alterthümliche Sitten noch in Ehren gehalten werden. Etwas gefährlicher war die Herbstfeier zur Zeit der Weinlese, wo der gährende „Suser" (Sauser) manchem wackern Mann in bedenklicher Weise die feste Grundlage entzog. In dem ganzen öffentlichen Leben der Schweiz tritt ein wohlberechtigter Stolz auf freie Selbstbestimmung und nationale Unabhängigkeit hervor, den man respektiren muß, selbst wenn er gelegentlich über's Ziel hinausschießt, wie bei jenem wackeren Mann, der als Mitglied eines Singvereins wegen seines zu frühen Einsetzens vom Dirigenten getadelt, zur Antwort gab: „Ach was, ich bin ein freier Schweizer und kann einsetzen wann ich will." Von der tapferen Festigkeit, mit welcher das Volk an seinen Ueberlieferungen hängt, erlebte ich einst auf einem Dampfboote des Vierwaldstätterſees ein hübsches Beispiel. Als wir in die Nähe des Mythensteins kamen, der den Namen Schiller's trägt, und ein junger Reisender zu den Umstehenden sagte, die ganze Tellssage sei ja Märchen, wandte sich der gerade vorbeigehende Schiffs-Kapitän an den Fremden mit dem Entrüstungsruf: „Herr, zwyflet am lieben Gott, nur nit am Täll."

Ich würde nur sehr unvollständig mein Züricher Leben

schildern, wenn ich nicht auch von unserm musikalischen Treiben erzählte. Nicht bloß bei Wesendoncks, sondern auch bei Billroth, Durège (meinem mathematischen Collegen) und bei uns sowie gelegentlich auch bei Wille's wurde eifrig der Musik gehuldigt. Im Mittelpunkt dieser Bestrebungen stand Theodor Kirchner, ein genialer Schüler Schumann's, dessen Landsmann er auch ist. Er war einige Jahre in Winterthur gewesen, dann aber nach Zürich berufen worden, wo sein Einfluß auf die Gestaltung des musikalischen Lebens bedeutend war. Als Klavierspieler gehörte er zu den wenigen Erlesenen, welche besonders die tief poetische Romantik Schumann's zu unübertrefflicher Geltung zu bringen wußten. Wir verkehrten viel mit ihm, denn während sonst die Musiker sich meist durch große Einseitigkeit bemerklich machen, war er ein Mann von freierem Blick und von vielseitiger Bildung. Namentlich aber war ihm ein Humor eigen, der in seiner Trockenheit und Prägnanz unwiderstehlich wirkte. Neben ihm ist der wackere Heisterhagen zu nennen, der das dortige Streichquartett gegründet und zu künstlerischer Bedeutung geführt hatte. Auch Fritz Hegar von Basel, ein tüchtiger Musiker und Geiger, jetzt verdienstvoller Musikdirektor in Zürich, darf nicht vergessen werden. Die Züricher Concerte zeichneten sich schon damals durch gediegene Programme und vorzügliche Ausführung aus. In den Chorwerken, welche zur Aufführung kamen, verfehlten wir nicht nach Kräften mitzuwirken.

Daneben waren es aber auch musikbegabte Dilettanten, welche sich durch Privataufführungen in ihren Kreisen Genuß zu schaffen wußten. An der Spitze stand Billroth, nicht bloß genial als Operateur, sondern auch ein leidenschaftlicher Musikfreund und selbst ein hochbegabter Klavierspieler. Allwöchentlich hatten wir bei ihm einen Trio-Abend, bei dem besonders die herrlichen Schumann'schen Compositionen zur Geltung gebracht wurden. Aber damit nicht zufrieden, gab der Unermüdliche sich eifrig dem Studium der Bratsche hin, wobei er es so weit brachte, in den Streichquartetten Haydn's und Mozarts seinen Part tapfer herunter zu spielen. Das Cello vertrat unser Freund Durège, mit dem ich meinerseits mich ebenfalls zum gemeinsamen Musiziren verband, wo dann die Cellosonaten Beethovens und Mendelssohns und manche verwandte Composition von uns zur Wirkung gebracht wurde. Durège, ein geborener Danziger, jetzt Professor in Prag, bekleidete eine Lehrstelle für Mathematik am Polytechnikum. Er hatte merkwürdige Lebensschicksale hinter sich, denn nach den vierziger Jahren unter dem Druck der Reaktion, die ihm unerträglich geworden war, hatte er kurzweg den Entschluß gefaßt auszuwandern. Er ging nach Amerika, kaufte sich eine Besitzung und wurde Farmer. Als er dann aber merkte, daß er zu diesem Beruf nicht geboren und auch nicht gerüstet war, verkaufte er sein Besitzthum, kehrte nach Europa zurück und erhielt die Professur in Zürich, von wo er später nach Prag berufen ward.

Die größte Freude erregte es in allen musikalischen Kreisen, wenn von auswärts gewisse von uns hochverehrte Künstler Zürich besuchten. In erster Linie war es Johannes Brahms, der größte Componist unserer Zeit, der bisweilen kam, um mit Kirchner öffentlich und privatim zu musiziren, auch wohl dies und jenes von seinen großen Orchester- und Chorwerken aufzuführen. Das waren Festtage für uns. Dann hatten wir mehrmals das Glück, auch Julius Stockhausen zu sehen und zu hören, ihn, den edelsten Meister vollendeten Gesanges, ebenso groß im Liede wie im Oratorium und weltlichen Drama, unvergleichlich durch Hoheit und Adel der Auffassung wie durch wunderbaren Schmelz der Tonbildung. Auch seine Eltern kamen zuweilen zur Sommerfrische nach Zürich, denn sie hatten auf dem Polytechnikum einen jüngeren Sohn, der bei uns viel verkehrte und das musikalische Talent, das in der Familie herrschte, geerbt hatte. Denn der Vater war ein braver Musiker, und die Mutter hatte in jüngeren Jahren als Sängerin die Welt entzückt. Stockhausen wurde uns ein hochwerther Freund, und als ich später nach Stuttgart berufen wurde und es mir gelang ihn dorthin zu ziehen, genossen wir in fast täglichem Verkehr mit ihm, seiner tapferen Frau und der lieben Kinderschaar viele frohe Stunden.

Mannigfachen Verkehr der anregendsten Art bot mir die Nähe Jacob Burckhardt's, den ich oftmals in Basel besuchte. Wir machten zusammen Wanderungen in die

liebliche Umgebung der Stadt, betrachteten die bedeutenden alten Kunstdenkmale und erquickten uns besonders an den unvergleichlichen Holbeinschätzen des Museums. Hatte ich schon früher seinen feinen Sinn und die Tiefe seines Kunstverständnisses bewundert, so durfte ich ihn jetzt auch dann und wann als Redner kennen lernen, sei es, daß er den Zuhörern an der Universität historische oder kunstgeschichtliche Vorträge hielt, oder in einem öffentlichen Saale vor der gebildeten Einwohnerschaft der ganzen Stadt ein Thema in freier Rede entwickelte. Die schlichte würdige Auffassung, das Lebensvolle und Anschauliche der Darstellung gab mir stets den Eindruck einer vollendeten Leistung. Von Basel wurde dann auch bisweilen ein Abstecher nach Mülhausen zu dem alten Freund Kestner gemacht, den ich im behaglichen Familienkreise von einem Kranz blühender Kinder umgeben wiederfand. In Zürich dagegen fehlte es uns auch nicht an Besuch von draußen; Berliner Freunde tauchten im Sommer oftmals auf, und namentlich kam Lazarus, der inzwischen in Bern eine Professur angenommen hatte, und mit welchem ein freundnachbarlicher Verkehr herüber und hinüber aufrecht erhalten wurde. Die größte Freude aber machte mir der Besuch meines Vaters, der sich an der Herrlichkeit der Schweiz nicht satt sehen konnte, und mit dem wir eine Fahrt auf dem Vierwaldstätterse machten, um ihm die gefeierten Orte der Tellsage zu zeigen.

So reich sich unser geselliges Leben gestaltete, so vermochte es doch meinen Trieb zur Arbeit nicht zu dämpfen. Ich setzte meine Studienreisen fort, indem ich sowohl in der Nähe wie in der Ferne neue Anschauungen zu gewinnen und die alten zu vertiefen suchte. Wie ich stets die in meiner Umgebung sich darbietenden Kunstschöpfungen zu erforschen strebte, so geschah es auch hier, und es entstanden daraus ein paar Specialarbeiten über Kloster Wettingen und seine Glasgemälde, besonders aber über die bemalten alten Oefen der Schweiz. Für letzteres kunstgewerblich und kulturgeschichtlich hochwichtige Thema gab ich durch meine Arbeit, die in meinen kunsthistorischen Studien (Stuttgart 1869) wieder abgedruckt wurde, den ersten Anstoß zu späteren Forschungen. Weiterhin schloß ich meine Untersuchungen der Schweizer Glasgemälde in einem Aufsatz ab (1866), der in dieselbe Sammlung überging, nachdem er zuerst bei C. Schmidt in Zürich als Einzelarbeit erschienen war. So zahlreich in der langen Reihe meiner Publikationen solche Einzelarbeiten sind, so mochte ich doch nicht in der bloßen Specialistik stecken bleiben. Daher suchte ich von Zeit zu Zeit größere kunstgeschichtliche Gebiete in Gesammtdarstellungen zu schildern; in Zürich hatte ich eine zweite Auflage des Grundriß der Kunstgeschichte zu bearbeiten, dann aber ging ich zu einer Geschichte der Plastik über. Für diese hatte ich auf zahlreichen Studienreisen in Deutschland, wobei meine Frau mich begleitete, in Frankreich und im Frühjahr 1862 auch

in England ein reiches Material gesammelt, das ich dann in dem 1863 in Leipzig erschienenen, 1880 in dritter Auflage herausgekommenen Buche niederlegte. Mein Plan war eigentlich, als dritte zusammenfassende Darstellung neben der Architektur und der Plastik auch die Malerei in derselben Weise zu behandeln. Allein andere für mich dringendere Aufgaben, vor Allem die französische und deutsche Renaissance kamen mir in den Weg. Daher schlug ich meinem Verleger für die Geschichte der Malerei Alfred Woltmann vor. Als dieser durch frühzeitigen Tod von der Arbeit abgerufen wurde, vollendete bekanntlich C. Woermann mit großer Hingebung diese bedeutende und umfangreiche Arbeit.

In die eben erwähnte Sammlung kunsthistorischer Studien ging auch ein Vortrag über die Frauen in der Kunstgeschichte über, den ich im ersten Winter meines dortigen Aufenthaltes im Rathhause gehalten hatte, und dann umgearbeitet und erweitert veröffentlichte. Ich ließ mich von dem Gedanken leiten, daß die wahren Frauen in der Kunstgeschichte nicht diejenigen seien, die selbst gemalt haben, sondern die, welche sich haben malen lassen. Also das weibliche Ideal, wie es im Laufe der Zeiten sich herausgebildet hat, sei es nun die antike Göttin der Schönheit oder die christliche Gottesmutter. Zu einer solchen Geschichte des weiblichen Ideals brachte ich in meinem Vortrage die Grundzüge. Die Rathhausvorträge, zu welchen sich das ganze gebildete Zürich einfand, wurden

von den Professoren der Universität und des Polytechnikums gemeinschaftlich gehalten, um aus den Erträgnissen die Sammlung von Gypsabgüssen nach der Antike herzustellen, welche in dem Neubau des Polytechnikums ihre Aufstellung in der herrlichen dreischiffigen Säulenhalle des Mittelbaues fanden. Ich theilte die Verwaltung dieses Antikenmuseums mit meinem trefflichen Collegen von der Universität C. Bursian, mit dem ich stets in harmonischem Einverständniß mich befand. Auch meine Arbeit über die Schweizer Glasmalerei hatte in einem solchen Vortrag ihre Entstehung.

Während ich an meiner Geschichte der Plastik arbeitete, kam O. Roquette auf unsre Einladung zu längerem Sommeraufenthalt zu uns und ich hatte die Freude, mit dem werthen Freunde den alten Verkehr zu erneuern. Er hatte damals angefangen seine trefflich geschriebene Geschichte der deutschen Dichtung abzufassen, die nachmals mehrere Auflagen erlebt hat und jedenfalls zu den anziehendsten Darstellungen unserer Literaturgeschichte gehört. Ein reger Wetteifer belebte uns, und Abends las dann bald der Eine bald der Andere ein Stück von seiner Arbeit vor.

Halte ich weitere Umschau über meine damalige Thätigkeit, so habe ich zunächst noch einer Arbeit über das Maximiliansdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck zu gedenken, welche ich in der Augsb. Allg. Zeitung veröffentlichte (wieder abgedruckt in „Altes und Neues“). Der

Nürnberger Archivar Baader hatte nämlich merkwürdige Nachrichten aus den dortigen Archiven veröffentlicht, welche auf Beziehungen Peter Vischers zum Grabmal des Kaisers deuteten. Dies ließ mir keine Ruhe, und in den Osterferien 1863 eilte ich nach Innsbruck, um dies großartigste aller deutschen Grabdenkmäler genauer zu untersuchen. Ich gedenke noch jenes Abends, da ich zuerst in die Kirche trat und mitten in den Abendgottesdienst hineinkam, wie die lautlose dichtgedrängte Menge der Betenden die Kirche füllte, und über ihren Häuptern das gewaltige Kenotoph, auf welchem die Figur des Kaisers im Gebete kniet, sammt den Kolossalgestalten seiner Verwandten, Ahnen und Urahnen in dunklen Massen, spärlich beleuchtet, emporragten. An den folgenden Tagen bei genauem Studium des Denkmals ergab sich mir als sicheres Resultat, daß die Statuen von Arthur und Theodorich von Peter Vischer herrühren mußten. Da ich den trefflichen Archivar Dr. D. Schönherr aufsuchte, um ihm meine Entdeckung mitzutheilen, nahm er dieselbe mit warmer Theilnahme auf und beschloß nun, die Geschichte des Denkmals aus den Akten des Archivs zu ermitteln. Aus dieser langjährigen unverdrossenen Thätigkeit ging endlich das kürzlich (1889) erschienene vortreffliche Werk hervor, welches ein schönes Zeugniß für die Begeisterung und den historischen Forschersinn seines Urhebers ablegt. Mit dem trefflichen Manne blieb ich dann bis auf den heutigen Tag in freundschaftlichen Beziehungen verbunden.

Die Osterferien des folgenden Jahres (1864) führten mich mit meinem Collegen G. Lasius in das Elsaß, von dem damals wohl kaum Jemand ahnen mochte, daß es einmal wieder unser werden würde. Wir beschlossen, das Land wenigstens kunstgeschichtlich zu erobern. Zuerst gab es ein erfreuliches Wiedersehen mit Freund Kestner; dann besuchten wir Ottmarsheim, diese merkwürdige Nachbildung des karolingischen Münsters in Aachen, ferner Gebweiler und Murbach, diese in einem romantischen Seitenthal des Gebirges gelegene edle romanische Kirche, die aber damals so baufällig schien, daß wir jeden Augenblick glaubten, der furchtbare Frühlingssturm, der draußen tobte, werde uns die Gewölbe über dem Kopf zusammenwerfen. Weiter ging's dann nach Ruffach, Pfaffenheim, Colmar, Schlettstadt und von dort nach Andlau, Rosheim und Straßburg; Hagenau, Weißenburg und Maursmünster mit seiner prächtigen dreithürmigen Abteikirche, endlich Neuweiler bildeten den Abschluß. Wir machten überall Aufnahmen, indem wir uns in die Arbeit theilten; nachher veröffentlichten wir das Resultat unsrer nicht geringen Mühen in der Wiener Allgemeinen Bauzeitung. Die Strapazen waren nicht gering gewesen, denn es herrschte bei schneidendem Nordost eine so grimmige Kälte, daß wir manchmal in den erstarrten Fingern die Bleistifte kaum zu halten vermochten.

Ich selbst setzte sodann meine Reise weiter westlich fort und studirte die Denkmäler von Metz, besonders die herr-

liche Kathedrale und die edle frühgothische Kirche S. Vincenz, ferner Toul, Chalons s. Marne, Meaux und langte endlich in Paris an, wohin ich von Zürich aus zur Abrundung und Vertiefung meiner Studien fast jedes Jahr in den Osterferien reiste. Dort hatte ich an meinem verehrten Freund Otto Mündler, der uns leider zu früh entrissen werden sollte, einen treuen Führer. Mündler, aus Memmingen stammend, ursprünglich Theologe, hatte sich bald ausschließlich dem Studium der Kunst gewidmet und war einer der feinsten Kenner alter Bilder. Er selbst trieb dabei einen Gemäldehandel und besaß eine kleine Galerie werthvoller und interessanter alter Meisterwerke; aber das Geschäftliche stand bei ihm im Hintergrunde, und die rein ästhetische und kunstgeschichtliche Würdigung war ihm die Hauptsache. Voll Wärme und Begeisterung und von tiefem Verständniß beseelt wußte er Jedem das Verständniß der Kunstwerke näher zu bringen. Welcher Genuß war es, unter seiner Leitung die wundervollen Schätze des Louvre zu besichtigen! Aber auch zu mancher Privatsammlung wußte er mir die Pforten zu öffnen. Ihm verdankte ich die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Klincksieck, einem vortrefflichen, in langjährigem Pariser Aufenthalte doch durch und durch deutsch gebliebenen Manne. Als ich später mit meiner Frau nach Paris kam (1867), hatten wir uns in seinem gastlichen Hause zu Bourg la Reine schöner Stunden zu erfreuen. Auch er ist jetzt längst dahin.

In diese Zeit fiel einer der schmerzlichsten Verluste, die mich treffen konnten. Unser lieber Freund Max Rohl erlag den übergroßen Anstrengungen, die er in seiner Rastlosigkeit sich auferlegte. Er hatte sich in Köln niedergelassen und war vielfach beschäftigt mit Ausführung von öffentlichen und privaten Bauten. Jeder rauhen Frühjahrswitterung trotzend wurde er bald aufs Krankenlager geworfen, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Ich beschloß ihm ein kleines Denkmal zu setzen, indem ich das Tagebuch seiner italienischen Reise herausgab. Das kleine Buch wurde mit genauen Nachbildungen der zierlichen Skizzen illustrirt, welche er unterwegs gezeichnet und dem Tagebuch eingefügt hatte. In dem trefflichen Architekten Wilhelm Vogler von Wiesbaden, der mir von Berlin her schon bekannt und befreundet war (denn Strack hatte ihn einst dorthin berufen, um seine schönen Ornamente für die Publikation auf den Stein zu zeichnen) und in dem Schweizer Architekten J. Baldinger, den ich in Zürich kennen und schätzen gelernt hatte, fand ich die geeigneten Kräfte, die zierlichen Zeichnungen Rohl's auf den Holzstock zu übertragen. Als ich bald darauf nach Stuttgart übersiedelte, folgte mir der wackre Baldinger dorthin und wurde in den folgenden Jahren der treueste Illustrator meiner Renaissancebücher, ein Mann von unbedingter Zuverlässigkeit, von schärfster Bestimmtheit und feinem Geschmack in allem, was er arbeitete. Auch er ist früh einer schweren Krankheit erlegen.

Rohl's Tagebuch, dem ich einen Lebensabriß meines Freundes hinzufügte, war meine letzte Arbeit in Zürich. Es hatte sich mittlerweile bei dem überaus kunstfreundlichen Kultusminister v. Golther in Stuttgart der Gedanke ausgebildet, mich an das Stuttgarter Polytechnikum zu berufen. Er schickte meinen Freund und Verleger Albert Ebner nach Zürich, um mir diesen Antrag zu machen. Es gab Kämpfe in mir, denn meine Züricher Stellung und der Freundeskreis, in dem ich dort lebte, war mir lieb geworden. So kam es, daß ich mich nicht entschließen konnte und dem befreundeten Unterhändler eine ablehnende Antwort gab. Betrübt kehrte dieser nach Stuttgart zurück. Aber man ließ dort die Sache nicht fallen und im Laufe des Winters von 1865 auf 66 kam der Antrag nochmals an mich heran. Nun erwog ich ihn reiflicher und sagte mir schließlich, daß es vielleicht die richtige Gelegenheit sei, wieder ins Vaterland zurückzukehren. Ausschlaggebend war die Erwägung, daß, so gern ich einige Jahre in der Schweiz gelebt und gewirkt hatte, ich doch nicht zum Schweizer werden mochte. Gerade seit 1864, wo die glänzenden Siege der preußischen Waffen über das übermüthige Dänemark uns zu enthusiastischer Theilnahme hingerissen hatten, fühlten wir uns mehr denn je als Deutsche, und es regte sich stärker als zuvor die Hinneigung zu unsren Stammes- und Volksgenossen. So nahm ich den Ruf denn an, reiste bald nach Stuttgart, um mich dem Minister vorzustellen und eine Wohnung

zu miethen. Als ich zurückkam, war die Sache entschieden. Allgemein, das darf ich sagen, war die herzliche Theilnahme, mit welcher Freunde und Bekannte diese Nachricht empfingen. Präsident Kappeler bot Alles auf, mich zu fesseln; besonders war Ferdinand Keller ernstlich verstimmt, denn ich war eines der thätigsten Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft gewesen. Hatte ich dieser doch zuletzt noch den kunsthistorischen Text zu jenem Theil der „Denkmäler des Hauses Habsburg" gearbeitet, welcher die herrlichen Glasgemälde von Königsfelden, der Stiftung der Kaiserin Agnes auf der Stelle, wo Kaiser Albrecht erschlagen worden, enthielt. Aber es war nicht mehr zu ändern. Bei dem großen Abschiedsmahl, welches mir gegeben wurde und bei dem die Universität, das Polytechnikum, die Antiquarische und die Künstlergesellschaft sowie viele Privatpersonen betheiligt waren, erschien auch Gottfried Keller. Ich durfte mir dies als eine seltne Auszeichnung anrechnen und habe sie mir wohl nur daraus zu erklären, daß meine guten Beziehungen zu den Schweizern und meine freudige Hingabe an die Erforschung ihrer heimischen Kunst von ihm gewürdigt wurden. Noch höher war die Ehre, als Keller, was er sonst nicht leicht that, bei diesem Bankett das Wort ergriff und in seiner kaustisch humoristischen Weise einen warm empfundenen Trinkspruch auf mich ausbrachte.

Nicht minder hoch rechnete ich es mir an, daß sogar der sonst so zurückhaltende Semper uns in seinem Hause

ein Abschiedsfest gab und bei dieser Gelegenheit meiner Frau eine seiner genialen Zeichnungen schenkte, eine Reiseskizze nach der Mediceischen Madonna Michelangelo's. Schwer wurde uns das Losreißen; ich hatte genau fünf Jahre in der Schweiz gewirkt, und das Land und die Bewohner waren mir lieb geworden. Ich hatte kurz vorher meinen vierzigsten Geburtstag begangen, als ich in's Vaterland zurückkehrte.

Ende.

Christian Daniel Rauch

von **Friedrich** und **Karl Eggers.**

5 Bde. gr. 8°. Preis geheftet M. 63,—; geb. M. 73,—.
Jeder Band ist einzeln käuflich. Bd. V auch unter dem Separattitel:

Christian Daniel Rauch's Leben und Werke

von Karl Eggers.

Mit 2 Bildnissen Rauch's, der Phototypie eines Briefes und 127 Lichtdrucktafeln mit Abbildungen seiner Werke.
Preis geh. M. 30,—; in Prachtband m. Goldschn. geb. M. 34,—.

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel

herausgegeben von **Karl Eggers.**

2 starke Bände. Lex. 8°. Preis geh. M. 20,— in Halbfranz geb. M. 25,—.
Mit 2 Lichtdrucktafeln, mehreren Hochätzungen u. 2 Schreiben in Facsimile.

Rauch und Goethe.

Urkundliche Mittheilungen von **Karl Eggers.**

1. Band. Preis geh. M. 5,—; geb. M. 6,—; Liebh. Ausg. geh. M. 6,—; geb. M. 8,—.
Mit 6 Lichtdrucktafeln und 1 Holzschnitt.

Tremsen

von **Friedrich** und **Karl Eggers.**

Plattdeutsche Dichtungen in Mecklenburger Mundart.
Ausg. m. Wörterb. v. Dr. K. Nerger: III. Aufl. geh. M. 3,—; geb. M. 4—.
Neue Ausg. (ohne Wörterbuch) II. Aufl. geh. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Stine.

Roman von
Theodor Fontane.
III. Auflage.

l'Adultera.

Roman von
Theodor Fontane.
Neue Ausgabe.

Irrungen, Wirrungen.

Roman von
Theodor Fontane.
II. Auflage.

Graf Petöfy.

Roman von
Theodor Fontane.
Neue Ausgabe.

Preis pro Band in hübscher Ausstattung M. 3,—, in Original-Leinenband M. 4,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Im gleichen Verlage erschienen von:

Friedrich und Karl Eggers:

Christian Daniel Rauch; 4 Bde. geh. M. 33,—; geb. M. 41,—.
— do. — Bd. 5 (Rauch's Werke) geh. M. 30,—; geb. M. 32,—. (Prachtband M. 34,—.)
Rauch und Goethe; Urkundliche Mittheilungen. 1 Bd. geh. M. 5,— ; geb. M. 6,—. Liebh. Ausg. geh. M. 6,— ; geb. M. 8,—.
Gedichte; II. Aufl. geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.
Tremsen, plattdeutsche Dichtungen mit Wörterbuch. III. Aufl. geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.
— do. — ohne Wörterb. II. Aufl. geh. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Theodor Fontane:

Irrungen, Wirrungen, Roman. II. Aufl.
Stine, Roman. III. Aufl.
l'Adultera, Roman. Neue Ausg.
Graf Petöfy, Roman. Neue Ausg.

} pro Band geh. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Hoffmann von Fallersleben:

Gesammelte Werke herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg-Hamburg. 8 Bde. à M. 3,— geh.; M. 4,— geb. (Band I. u. II. bereits erschienen.)
Gedichte. IX. Auflage. Mit dem Bildnisse des Dichters gestochen v. Weger. 1 Bd. geh. M. 4,—; geb. M. 5,—.
Kinderlieder. II. Auflage besorgt durch Dr. Lionel von Donop. 1 Bd. geh. M. 4,—; geb. M. 5,—.
Lieder aus Weimar. Mit einem Bildniß. III. Aufl. cart. m. Goldschn. M. 1,—.

In Fällen, wo keine Buchhandlung am Ort oder direkter Bezug gewünscht wird, bestelle man gefl. bei der Verlagshandlung **F. Fontane in Berlin W.**

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

84-B32306

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01360 4919